This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 3CKP 0

Ger 2205.42.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

GEORGE FRANCIS PARKMAN

(Class of 1844)

OF BOSTON

Qu 2205.42.10

DRESDEN

MÜNCHEN

Fürst Bismarck und das Deutsche Volk.

Zur Erinnerung an den Sommer 1892

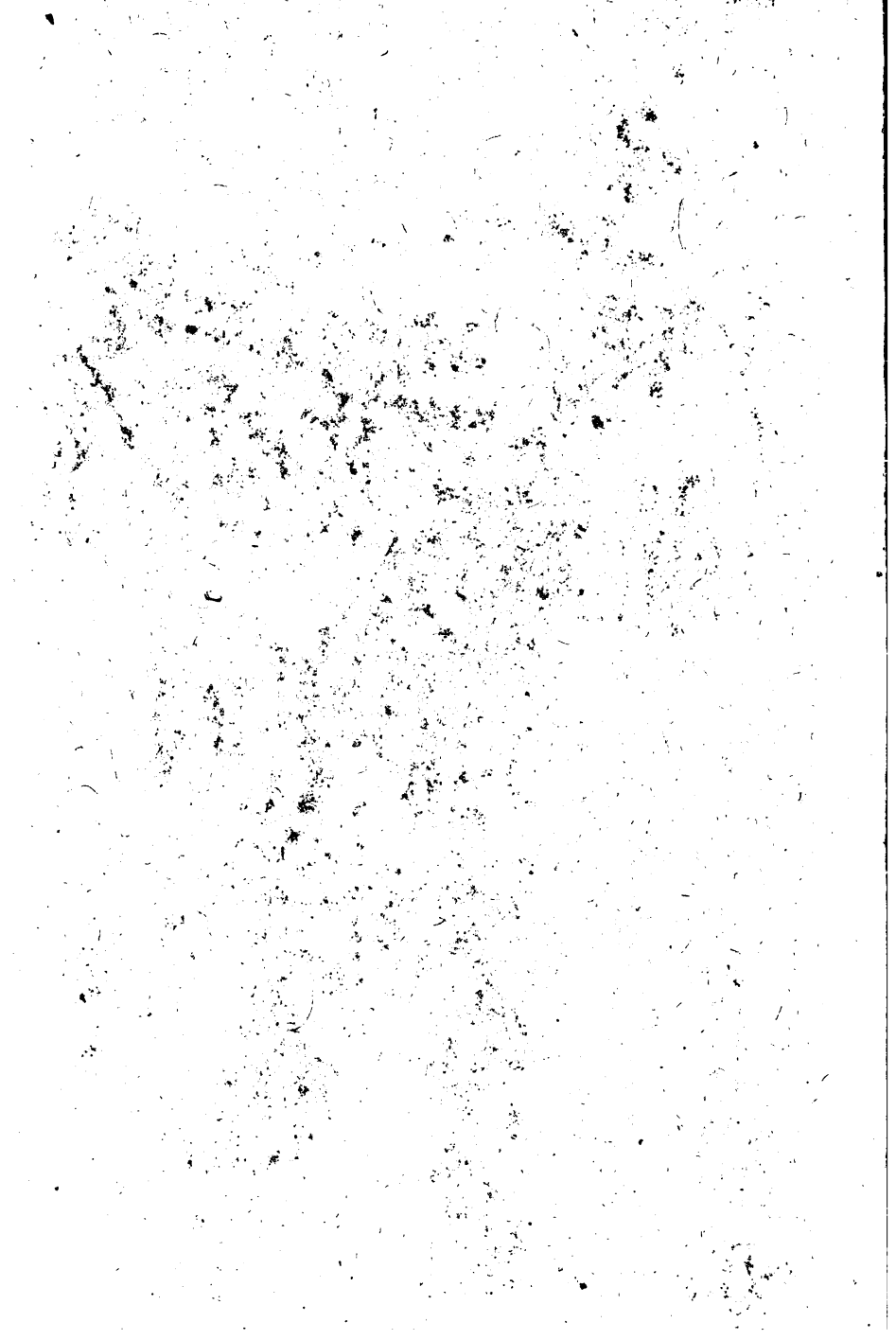
von

Adolf Graf von Westarp.

LEIPZIG

München C. H. Beck

JENA



Fürſt Bismarck

und

das deutſche Volk.

Zur Erinnerung an den Sommer 1892

von

Adolf Graf von Weſtarp.

Mit einem Bildnis des Fürſten Bismarck aus dem Sommer 1892 in Photogravüre.

München 1893.
C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung.
(Oskar Beck.)

Ger 2205.42.10
V
HARVARD COLLEGE
MAR 1 1921
LIBRARY
G. F. Parkman Fund

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

NN23-8
35

Inhalt.

	Seite
I. Einleitung	1
II. Die Reise des Fürsten Bismarck	13
1. Dresden	14
2. Wien	34
3. München	46
4. Schwaben und Franken	85
III. Die Ächtung Bismarcks	93
IV. Kissingen und Jena	126
1. Kissingen	126
2. Jena	155
3. Heim	194
V. Schluß	207
Nachwort	231
Anhang. Kernsprüche aus den Reden des Fürsten Bismarck	233

I.

Einleitung.

Fürst Bismarck, der Einiger Deutschlands war gefallen. Wie ein Riesendom, wenn er plötzlich zusammenstürzt, weitum die Erde erschüttert, und die aufwallenden Staubwolken sich erstickend auf alles legen, was in ihrem Bannkreis atmet; wie ein gewaltiges Naturereignis, das, ungeahnt hereinbrechend, ehe noch seine verheerenden Wirkungen zu ermessen sind, die Menschen, die es mit angesehen haben, in jähem Schrecken lähmt — so war die unmittelbare Folge der Entlassung des großen Kanzlers eine dumpfe Betäubung, die unwillkürlich den Herzschlag des deutschen Volkes für einige Zeit zum Stillstand brachte. Die Stellung Bismarcks im deutschen Reiche galt seit lange als etwas Selbstverständliches, das man hinnimmt, ohne viel darüber nachzudenken, ohne sich deshalb zu wundern oder aufzuregen. Jenes „Niemals!", das Kaiser Wilhelm I. einst auf ein Abschiedsgesuch des Fürsten gesetzt hatte, war nur Bestätigung und Ausdruck der allgemeinen Empfindung, daß, so lange nicht der Tod oder unheilbares Siechtum den eisernen Mann von seinem Posten abrufe, die Bande, die ihn an denselben fesselten, unlösbar seien. Man war gewöhnt, draußen in der Welt

wie drinnen im Vaterlande, das neue deutsche Reich verkörpert zu sehen durch die einzigartige Persönlichkeit dessen, der es geschaffen. Er war sein Mittelpunkt und seine geistige Spitze. Er war ihm Herz und Kopf und Arm, und niemand vermochte sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn der Atem dieses Riesen sein Gebilde nicht mehr beseelen würde. Der hohe, schöne Greis, der sich aus blutigen Schlachten die alte deutsche Krone wiedergeholt hatte, der Heldensohn, der mit dem Zauber seines Blickes Nord und Süd bezwang, sie waren hingesunken; der Kanzler war geblieben. Der dritte Kaiser, der lernend und lauschend zu den Füßen des großen Staatenlenkers gesessen, hatte vor wenigen Wochen noch einen Neujahrswunsch an ihn gerichtet, der von Huld und Gnade überfloß. — Der Reichsbegründer hatte viele Feinde. Die lieben Nachbarn, die ihm die empfangenen Hiebe dankten, die andern, die sich einbildeten, durch ihn der Beute verlustig geworden zu sein, die sie schon gepackt hatten; die vielen, die mit Neid und Furcht die Übermacht des deutschen Ansehens und die mancherlei Demütigungen empfanden, die ihnen der Gewaltige durch sein rücksichtsloses Einstehen für das Wohl seines Landes zugefügt — sie alle umgaben ihn mit ehrlichem Hasse, der um so mehr schmerzte, als sie seine Größe anerkennen mußten und wohl einsahen, daß die deutsche Herde gut beschirmt war, so lange der treue Wächterhund die scheu umkreisenden Wölfe in achtungsvoller Entfernung hielt. — Erbitterter, heimtückischer, wehbringender waren die Feinde im Innern. „Wer einen Eierkuchen backt, der muß Eier entzwei schlagen.“ Und er hat sehr viel Eier zerschlagen müssen. Er hat im Jahre 48 den republikanischen Feuer-

topf vom deutschen Herd gestoßen, er hat seit 1862 den demokratischen Philistern die hölzernen Schilde ihrer unfruchtbaren Lehre zerbrochen. Er hat Throne umstürzen müssen, um Raum für den Bau des Reichs zu gewinnen. Den nationalen Sondergeist und das internationale Römertum hat er bekämpft. Von den alten Freunden, den Junkern und Kreuzrittern, hat er sich lossagen und gegen die neuen Feinde, Sozialdemokraten und Anarchisten, sich wehren müssen. Seine Waffen waren allewege scharf und schneidig; die Wunden, die er schlug, saßen tief, und der überlegene Hohn, der oft den Gegner niederwarf, fraß in den Betroffenen zu einer blinden Wut um sich, die alles zu opfern bereit war, wenn sie nur dem unsäglich Verhaßten einen tödlichen Streich versetzen könnte. — Alle diese Besiegten hatten unausgesetzt gegen den Unbezwinglichen gewühlt, geschrieen und getobt; der Ruf: „Fort mit Bismarck!“ war die gemeinsame Losung. Dennoch befand sich auch unter ihnen kein Verständiger, der im Ernst an die Möglichkeit geglaubt hätte, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen möchte!

Nun war es doch geschehen. Der Riese lag am Boden. Und nachdem der Rauch des Sturzes sich verzogen und die Augen erst wieder sehen konnten, erblickten sie eine leere Stelle. Weit, wohin der Schatten des Gewaltigen gefallen war, breitete sich das Land in gleicher, ungetrübter Helligkeit. Die Sonne schien auf Gerechte und Ungerechte. „Wir nehmen das Gute, wo wir es finden, wir danken jeder Partei, die uns unterstützen will.“ So klang die neue Weisheit von dem Sessel, da der zürnende Olympier seinen Donner über die Häupter derer hatte rollen lassen,

die ihm widerstrebten. Es gab plötzlich keine Reichsfeinde mehr. Sie sollten alle versöhnt werden. Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! Seht, ihr Lieben, es geht auch mit Güte! Was der Alte in seiner maßlosen Herrschsucht schonungslos zertrümmerte, das locken wir durch vernünftige Vorstellungen, durch liebenswürdige Versprechen. Die eigenwilligen Triebe, die stolze, selbstbewußte Kraft, die jener verwüstend niedertrat, wir richten sie mit zarten Händen auf und machen sie dem Gemeinwohl nutzbar. Die Verbitterung der Gemüter wird aufhören. Der erregte, oft unwürdige Ton des Redekampfes wird sich in verbindliche Formen gießen. Ruhige Geschäftsmäßigkeit, allseitiges Entgegenkommen soll künftig über den Debatten schweben. Im Verkehr mit dem Auslande werden die nervösen Zuckungen fortfallen, welche die Gemüter in fortwährender, ängstlicher Spannung erhielten. Die Funken, die allenthalben aufflammten und jedesmal einen schrecklichen Brand zu entzünden drohten, werden mit dem Geiste verschwinden, der stets die brutale Gewalt über das klare Recht setzte. Die Nachbarn stellen das natürliche Gleichgewicht in der Machtverteilung der Völker wieder her, das der Übermut des Diktators frevelhaft zerstört hat — und auf das eiserne Zeitalter folgt ein goldenes der Freiheit und Beglückung. —

Es waren nicht bloß die neuen Machthaber und ihr Preßgefolge, die diese frohe Botschaft verkündeten. Mit wahnsinnigem Jubel stimmte der Chor der Bismarckfeinde in die sanften Laute des offiziösen Gesanges ein. Er ward bald von jenen übertönt. Der Sieg, den sie nicht hatten herbeiführen können, das unerhörte Glück, an dem sie unschuldig waren, wurde durch wahre Bachanalien der Freude

gefeiert. Aber köstlicher noch als diese war die Lust der Rache, die nun endlich, endlich alle erlittene Unbill vergelten konnte. Der Löwe war machtlos. Er konnte nicht mehr die Pranken brauchen, um die Frechen niederzuschlagen. Es kostete nichts mehr, ihn zu treten, mit Kot zu bewerfen, ihm ins Angesicht zu speien. Ja, vielleicht brachte ein besonders niederträchtiger Angriff, eine vollsaftige Verleumdung dem Edlen, der sie wagte, sogar ein herablassendes Lächeln, eine huldvolle Belobigung vonseiten einer Stelle, der man — unbeschadet seiner verfassungsmäßig gewährleisteten Manneswürde — gern gefallen hätte! Wie sich das schön vereinigte, das Scherbengericht über den gestürzten Volksbedrücker und die Verbeugung vor dem jungen Herrscher, der durch sein kühnes Eingreifen auch den Thron vor den ehrgeizigen Gelüsten des Hausmeiertums gerettet hatte! Wie sie da kriechen konnten, die starren Demokraten! Und wie mit ihnen das Gewürm hervorkroch, das bisher dem Allmächtigen die Füße geleckt hatte und das er, angeekelt, im Dunkeln hielt! Die Leute, denen er Wohlthaten erwiesen und die sich dessen schämten; die er aus dem Nichts emporgehoben und die ihn dafür verrieten. Die Ohrenbläser, Schmeichler und Schmarotzer, die immer das lästige Geziefer der Mächtigen bilden, sie wandten sich entrüstet von dem Gefallenen, um die neue Sonne zu umschwärmen.

Aber auch viele ehrlich deutschgesinnte Männer fühlten etwas wie Erlösung, als der eiserne Kanzler vom Schauplatz seiner Thaten abtrat. Alle jene Durchschnittsseelen, die immer in der Mitte wandeln, auf gewohnten, ausgetretenen Wegen, denen nichts so sehr wider die Natur ist als ein Abweichen von der Heerstraße, ein Heraustreten aus der

Menge, ein Herausgerissenwerden aus ererbtem Schlendrian, nichts so unbequem, als das Überragende, der Genius; all die Tausende, die keine andern Wünsche haben, als eine ruhige Zeitung beim Morgenkaffee, feste Börsenkurse, eine gesegnete Verdauung und ein behagliches Kannegießern beim Abendtrunk — sie waren zu oft unter dem Bismarck'schen Regimente in ihren süßen Gewohnheiten gestört worden. Da war die Unterhaltung am Stammtisch ungemütlich geworden, da hatte es gegolten, Farbe zu bekennen, Partei zu ergreifen! Da war ihnen ein Mann gegenüber getreten, der hatte ihnen gezeigt, was klein und was groß; was es heiße, deutsch fühlen und deutsch handeln; hatte „wohlberechtigte" Eigentümlichkeiten gegeißelt, die Anbetung des Fremden, ihre Zank- und Nörgelsucht, ihre Empfindelei und Traumseligkeit. Er hatte sie gewaltsam aus dem Schlaf gerüttelt, sie den Berg heraufgeführt ins Sonnenlicht; jetzt standen sie oben und froren und ihnen ward schwindelig. Er hatte von ihnen gesagt: Wir Deutschen fürchten nur Gott und sonst nichts in der Welt — und ach, was fürchteten sie alles! Sie seufzten auf, als er fiel. Der Druck des Übermenschen war von ihnen genommen. Sie nickten zu den Verheißungen der neuen Männer. Nun würde das Leben wieder angenehm werden — unter dem Feuergeist ward es auf die Dauer doch gar zu aufreibend!

Dann gab es auch solche, denen der „ewige" Bismarck langweilig war, die gern was Neues erleben, einen Wechsel, der ihnen auch etwas einbringen konnte. Der Fürst war alt, griesgrämig, verbraucht; man mußte auch andern Leuten das Vorwärtskommen gönnen. Die jungen Streber, denen der Abgedankte zu streng auf die Finger gesehen hatte, die

regten die Flügel und erschauten von ferne unerschöpfliche Futterplätze. Die Hauptsache war nur, dem aufgehenden Gestirn Weihrauch zu streuen, mit lärmendem Enthusiasmus der Welt zu verkünden, daß der Enkel Wilhelms I. sämtliche Tugenden des Großvaters, des Großen Friedrich und des Großen Kurfürsten in sich vereinige, die echte Hohenzollernart zu rühmen, die selbst das Zepter führen wolle, den Mut, der es gewagt, eine lästige Vormundschaft abzuschütteln und selbst einen Mann wie Bismarck die gottgesalbte Macht der Krone fühlen zu lassen.

Und es schien fast, als sollten die großsprecherischen Propheten einer neuen besseren Zeit Recht behalten. Den Kaiser umgab eine unbestreitbare Volkstümlichkeit. Kühnes Wagen hat noch stets die Herzen der Germanen gewonnen. Feurige Beredsamkeit riß sie gewaltig mit. Die Fürsorge für die Ärmsten, die Enterbten; die Mahnung an die Offiziere zu Einfachheit und Strenge gegen sich selbst; die beabsichtigte Reform der Schule im deutschen und modernen Geiste — das leuchtete wie Morgenröte in die alternde Gesellschaft und berauschte zu weitgehenden Hoffnungen. Auch diejenigen, die mit wirklichem Schmerze den Fall des ersten Kanzlers begleitet hatten, fingen zumteil an, freundlicher in die Zukunft zu blicken und sich mit der Erwägung abzufinden, daß die Geschichte auch über die Größten eines Volkes rastlos hinwegschreite, daß jeder seine Zeit habe, über die hinaus er nicht wirken soll, und daß ein jäher scharfer Schnitt in unsere Gefühle schließlich besser sei und leichter heile, als ein langsames Weiterreißen von Gegensätzen, die nicht zu überbrücken seien. Das rückschauende Alter muß der vorwärtsstürmenden Jugend weichen, der

Diener dem Herrn. Das ist die Moral im Leben der Einzelnen wie der Völker. Das muß Trost gewähren auch im Zwiespalt gleich heiliger Empfindungen!

So lagen die Dinge wenige Monate nach Bismarcks Entlassung. Vereinzelt nur hörte man jemanden, der laut und rückhaltlos für den Einsiedler von Friedrichsruh eintrat. Seine Freunde und Anhänger waren still und sahen vornehm auf die haßtrunkenen Scharen, die mit unglaublicher Roheit die Hetze gegen den unschädlich gewordenen Feind fortsetzten. Es waren damals Stimmen aus dem Auslande, die zuerst ihrer Verwunderung, ihrer unverhüllten Geringschätzung Ausdruck gaben über die Art, wie wir den Mann behandelten, dem wir alles verdanken, was wir geworden sind. „Nein, die Deutschen sind kein großes Volk!“ schrieb Paul de Cassagnac — „das Pantheon, das Himmelszelt wären uns nicht hoch genug, um diesen Mann hineinzusetzen!“ — Wir mußten uns Beleidigungen von Völkerschaften sagen lassen, über die wir geneigt sind, hochmütig hinwegzusehen, und wir mußten schweigen, denn sie hatten recht!

Wir wissen alle, wie es weiter kam. Die Ungnade des Hofes, der darüber verstimmt war, daß der Meister in der Rede seinen Mund nicht halten wollte, der Meister in der Staatskunst die Thaten seiner Nachfolger richtete; die Schmach, den Helden des Jahrhunderts in der Stichwahl zu erblicken mit einem namenlosen Handarbeiter; die Ächtung des größten Edelmannes seitens der Kreise, in denen er durch dreißig Jahre der Erste gewesen war — es waren eben so viele Backenstreiche, die dem deutschen Namen versetzt wurden. Es war noch nicht das Schlimmste! Zur

Hochzeitsfeier seines Sohnes zog der Greis nach Österreich. Er hielt sich vier Tage lang in der Donau-Residenz auf; der Fürst des Landes, der ihn mit Ehren überschüttet hatte, solange er in der Gnade seines Herrn stand, war für ihn nicht sichtbar. Nach Wien schickte man ihm Briefe voraus, „Uriasbriefe", die ihn den Regierenden des verbündeten Reiches denunzierten als einen Gefallenen, als gefährliches Subjekt, vor dem man warnt. Die Vertreter des deutschen Reiches, die Jahre lang die Untergebenen des gefürsteten Kanzlers gewesen waren, wies man an, sich jedes Umganges mit ihm zu enthalten. Er war vervehmt! Und als er in tiefer Empörung sich zur Wehre setzte, nannte man das Landesverrat und drohte mit dem Staatsanwalt! Das deutsche Volk erfuhr jetzt, was gezischelt worden war, und was es nicht hatte glauben wollen, die Art, wie der Mann, der den Hohenzollern die deutsche Krone aufs Haupt gesetzt, aus seinen Ämtern gewiesen ward. Er hatte das Haus verlassen müssen wie ein Flüchtling, er hatte nicht Zeit, seine Sachen zu packen.

Die Geschichte, die einst diese Vorgänge in ihre Tafeln verzeichnen wird, wird auch darüber richten. Sie wird mit erbarmungsloser Gerechtigkeit das Unrecht abwägen, das hier geschehen ist, und sie wird niemanden verschonen. Dunkel und traurig werden die Blätter sein, die von dem Fall des großen Kanzlers erzählen, und die Enkel, die sie lesen, werden sie schamerglühend umschlagen. Werden sie uns nicht vorhalten, und mit Recht vorhalten, daß wir auch vor dem Genius nicht unser Zanken einstellen, daß wir die Größe eines Bismarck nicht ertragen konnten, daß wir also ihrer nicht wert waren? Die alte Sünde der Deutschen,

gerade die Besten ihres Volkes zu kränken und zu lästern, ist um ein abschreckendes Beispiel vermehrt — wehe uns, daß wir nicht klug werden!

Aber ist es wirklich das Volk in seinen breiten Schichten, das so gänzlich sein Heil verkennt? Ist es das ehrliche, pflichtbewußte deutsche Volk, das so das häßlichste der Laster, den Undank, auf seinen Namen lädt? — Wir alle sind Zeugen gewesen einer wunderbaren Bewegung, die in den Sommerwochen dieses Jahres durch die deutschen Gauen ging. Wie mächtige Flut umrauschte die Begeisterung den greisen Helden, wo er sich zeigte. Von weither kamen sie gezogen, sein Antlitz zu schauen, seine Rede zu hören. Wer waren sie, die ihm also huldigten? Waren sie nicht auch das Volk? Was trieb sie, sich um ihn zu scharen, ihm zuzujauchzen, den die Fürsten nicht mehr kannten? — Ja, wie eine Woge brauste der Jubel durch das Land, gewaltig anschwellend und in hohen Schlägen brandend. Wie eine Woge auch wird er zergehen und zerrinnen; denn eine solche Freude reißt nur in seltener Feierstimmung die Massen aus den drängenden Geschäften der täglichen Arbeit. Aber die Erinnerung an diese Stunden soll nicht vergehen! Das Zeugnis, das einmütig Hunderttausende für ihre Gesinnung ablegten, soll den Nachkommen bewahrt werden zu ewigem Gedächtnis. Die Männer und Frauen, die dort in Dresden und München, in Kissingen, Jena und Berlin den Gründer der deutschen Einheit begrüßten, haben ein Recht darauf, daß ihre That urkundlich festgestellt wird. Sie waren in trüber Zeit die Hüter deutscher Ehre und deutschen Schamgefühls. Sie retteten ihr Volk von dem Makel schnöden

Undanks, der ihm sonst untilgbar anhaften würde. Die Geschichte der Reise des Fürsten Bismarck im Sommer 1892 ist ein Stück deutscher Volksgeschichte. Es war der Sturm des deutschen Volksgeistes, der sich empörte über die ihm angethane Schmach. Man hatte für alle Zeiten den Glanz des deutschen Wappenschildes trüben und beflecken wollen. Da erhob sich der deutsche Geist, das deutsche Gemüt, und hielt diesen Schild empor und verkündete der Gegenwart und aller Zukunft: die deutsche Treue ist noch nicht erstorben. Möge graben an ihrer Gruft, wer da will. Wir halten und schirmen sie. Wir sind das deutsche Volk!

So sei es mir vergönnt, in den nachstehenden Blättern das deutsche Volk zu schildern, wie es seinem größten Zeitgenossen huldigte, und die Antworten zu verzeichnen, die dieser seinem Volke gab. Die Reden des Fürsten als unmittelbare Ergüsse auf die stürmischen Kundgebungen der Menge sind an und für sich von einer Bedeutung, die wohl erst allmälig voll erkannt werden wird. Sie sind größer, als alles, was dieser Wortgewaltige je gesprochen, wenn man sie auffaßt als das, was sie durch ihre Beziehung zu den Hörenden geworden sind: das Vermächtnis des Fürsten Bismarck an das deutsche Volk.

Zum ersten und vielleicht zum letzten Male ist der Heros des neuen deutschen Reichs so unter das Volk getreten, wie diesen Sommer. Nie hat eine ähnliche Wechselwirkung zwischen beiden stattgefunden. Hier der Greis, der den Traum vieler Geschlechter, das Sehnen der besten unter ihnen zu ungeahnter Herrlichkeit erfüllt hat, dem die größte Zeit, die Deutschland je erlebt, und die er als der Erste

miterſchaffen, im Geiſt vorüberzieht, bittend, mahnend, richtend und mit ernſtem Finger in die Zukunft weiſend — dort das Volk, das herzuſtrömt, von dieſen Lippen Heil zu ſchlürfen, dies Auge zu ſehen und daheim den Kindern von ihm zu erzählen: iſt das nicht in der reichen, blühenden Geſchichte unſers Vaterlandes ein goldenes Blatt?

II.

Die Reise des Fürsten Bismarck.

Der 1. April, der Tag, an dem der Frühlingsbringer Bismarck der Welt geboren ward, gilt seit Jahren als Festtag des deutschen Volks. So lange der eiserne Kanzler die Fülle seiner Macht besaß, durften hämische Verkleinerer desselben die Grüße, Glückwünsche und Gaben, die dem Gewaltigen dargebracht wurden, als den Ausfluß liebedienerischer Gesinnung hinstellen, wie eine solche stets die Schritte der Machthaber begleitet. Allein schon 1885, als der Fürst sein 70. Lebensjahr vollendete, verschlang die hochauf schlagende Flut der Freude und Begeisterung dieses traurige Rettungsschifflein der Bismarck-feindlichen Kompanie. Im Jahre 1890, dem dunklen Jahre der Entlassung, suchten ungezählte Verehrer des Gestürzten diesem ihr unverbrüchliches Gedenken durch ein Zeichen der Liebe zu bezeugen. Seitdem hat die Feier des ersten April immer mehr an Ausdehnung und Tiefe gewonnen. Im letztvergangenen Frühling war der Schwall der Depeschen, Briefe und Pakete in Friedrichsruh kaum mehr zu bewältigen. Die Anzahl derer, die persönlich — einzeln oder in Abordnungen — kamen, um dem greisen Helden zuzujubeln, überstieg weit

alle Voranschläge und Vermutungen. Und es blieb nicht bei den Huldigungen zum Geburtstage. Unausgesetzt strömte, seit die Sonne dieses Jahres die ersten Knospen wachgeküßt, eine erregte Menge nach dem Haus im Sachsenwalde; Liedertafeln und Radfahrer, Landsleute von jenseits des Meeres, Vereine aller Art, — alle trieb der Drang des Herzens, den einzigen Mann zu sehen, zu hören, ihm zu versichern, daß er unvergeßlich unter seinen Mitbürgern lebe. Immer empfing der Alte seine Gäste mit liebenswürdiger Heiterkeit, mit jünglingsfrischer Spannkraft. Viele Becher leerte er mit ihnen, plauderte und scherzte; oft sprach er auch ein goldenes Wort, das durch die Lande flog, — und besorgt sah manchmal der treue Arzt und Hüter in die Züge seines hohen Schutzbefohlenen, wenn der Andrang der Besucher die Kräfte des Unermüdlichen zu erschöpfen schien. Da zog die Kunde von der Herzenswahl des ältesten Sohnes über Deutschland hin und bald die noch jubelnder begrüßte, daß der Vater selbst zu dem Ehrentage des Lieblings nach dem Süden reisen werde, von den Nordsee-Marschen quer durch das Reich an die blaue Donau und durch Bayern, Franken, Thüringen wieder bis an den Ort, wo seine Wiege stand, und hinauf ins Pommerland — und eine gewaltige Bewegung ergriff die Städte, wo er rasten und weilen wollte. Sie schmückten sich zu seinem Empfange, und freudige Erwartung beseelte die Bürger.

1. Dresden.*)

Am 18. Juni in der Mittagsstunde bestieg der Fürst mit seiner Gemahlin, Begleitung und Gefolge im Bahnhof

*) Ich folge bei meinen nachstehenden Schilderungen zunächst

von Friedrichsruh den Schnellzug, der ihn über Berlin nach Dresden führen sollte. Bekannte und Verehrer aus der Umgegend winkten ihm Abschiedsgrüße zu und überreichten ihm Blumensträuße. „Hoch, Hurrah, auf Wiedersehen, glückliche Reise!“ erscholl es durcheinander, und der Zug brauste davon.

In Berlin war durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ die falsche Nachricht verbreitet worden, daß der Fürst auf dem Lehrter Bahnhofe eintreffen würde. Infolge dessen erwartete ihn daselbst eine zahlreiche Menschenmenge, die, als sie des Irrtums gewahr wurde, so schnell es ging, in Droschken, Pferdebahn oder im Eilmarsch sich nach dem Anhalter Bahnhof begab, wo um die Ankunftszeit des hohen Reisenden ein bedrohliches Gedränge entstand. Unter betäubenden Willkommrufen fuhr der Wagen mit dem Gefeierten in die Halle ein. Der Fürst stand am Fenster, nahm den Hut ab und blickte bewegt auf die lebendige Mauer, die seiner harrte. Hochrufe auf ihn, die Fürstin, den Grafen Herbert und dessen Braut, Blumensträuße, die ihm entgegenflogen, Hände, die die seinen fassen wollten, mischten sich in das Gemurmel von Tausenden, denen die Erregung einen Laut auf die Lippen gab. Da durchbrach

---

den Berichten der Tagesblätter der betreffenden Orte, und zwar teilweise in wörtlichem Anschlusse; im übrigen sind es besonders die Münchener „Allgemeine Zeitung“ und die Berliner „Tägliche Rundschau“, aus denen ich geschöpft habe. Die Reden des Fürsten Bismarck sind meistens den „Hamburger Nachrichten“ entnommen. Da ich mit Rücksicht auf die nötige Kürze zu meinem Leidwesen darauf verzichten mußte, in jedem einzelnen Fall meine Quelle zu nennen, möge es genügen, allen den Zeitungen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, letzteren hier ein für allemal auszusprechen.

der Ruf: „Silentium, Ruhe, Ruhe!“ den Lärm und im nächsten Augenblick herrschte Totenstille. „Soll ich etwa reden?“ fragte der Fürst. „Jawohl, jawohl!“ scholl es zurück. „Meine Aufgabe ist Schweigen!“ erwiderte der Greis und wieder ward es still. Aber da rief eine mächtige Stimme durch das Gewühl: „Wenn Sie schweigen, werden die Steine reden!“ — und tosender Beifall bestätigte dieses Urteil. Als dann ein lautes „Wiederkommen!“ ertönte, und dies Wort, hundertfach aufgenommen, durch die Halle klang, zog der Kanzler mit einer sehr deutlichen Handbewegung die Schultern in die Höhe. Er konnte zur Erfüllung dieses Wunsches ja nichts thun. „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu,“ sagte einer und die Menge stimmte das Lied an: „Deutschland, Deutschland, über alles“. Ein Kind mit Rosen in der Hand wurde in den Wagen gehoben. Der Fürst nahm die Blumen und küßte es. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, jeder wollte dem Scheidenden noch die Hand schütteln. „Wenn ich hundert Hände hätte, ich gäbe sie alle her, aber ich habe ja nur zwei,“ scherzte gerührt der Alte, und unter Gesang und Tücherschwenken entschwand er den Blicken.

Das edle Blatt des Herrn Pindter meinte nachher, die Ovationen seien „allzu stürmisch“ gewesen, und beklagte, daß im Gedränge so viele Regenschirme und Hüte Schaden genommen hätten.

Die Reise des Fürsten Bismarck durch Sachsen war überall von den wärmsten Kundgebungen begleitet. Der Berichterstatter eines Berliner Blattes, der die Fahrt im Zuge, der den Kanzler trug, mitgemacht hat, schildert seine Eindrücke wie folgt: „Ich brauchte nur den Kopf zum Fenster

hinauszustecken, um alles zu beobachten, was sich vom Anhalter Bahnhof in Berlin bis zum Leipziger Bahnhof in Dresden während dieser denkwürdigen Fahrt ereignete. Es herrschte überall ein lebensgefährlicher Enthusiasmus, bei dem jeder einzelne um jeden Preis seinen Wunsch, Bismarck die Hand zu drücken, erfüllt sehen wollte. Wir kennen sie, diese mächtige, kräftig und doch edel geformte, von tief eingegrabenen Linien durchfurchte Hand, die sich so manchem schwer auf den Nacken gelegt hat. Anfänglich streckte der Fürst seine beiden Hände dem Publikum entgegen. Aber bald merkte er wohl, daß er ökonomisch verfahren müsse, denn so ein tausendfach multiplizierter Druck ist keine Kleinigkeit, selbst für einen Riesen. Das zeigten die roten Flecke, die sich der rechten, von Männern und Frauen herzhaft gedrückten, von Mädchen und Kindern ehrfurchtsvoll geküßten Hand einprägten. Da mußte bald die Linke herhalten und so ging es während der ganzen Reise. Bismarcks Hand hat gezeigt, daß sie viel aushalten kann, denn es gehört viel Kraft dazu, ein solches Maß von Liebe zu ertragen. Wir hatten die brausende Menge auf dem Perron des Anhalter Bahnhofs noch nicht aus den Augen verloren, als sich uns rechts und links neue Gruppen darboten. Auf dem Hof des Bahnhofs Hurrah, in einem Güterwagen, der auf einem toten Geleise stand, Hurrah, Hurrah aus schöner Frauen Munde; selbst die Beamten auf den Trittbrettern des Nachbarzuges stimmten kräftig mit ein und schwenkten die Mützen. In Lichterfelde, wo der Zug ohne Aufenthalt vorbeisauste, Orchestermusik, Tusch, vielstimmiger Jubel. In Herzberg, wo wir nur eine Minute hielten, sahen wir Bismarck eine lange Pfeife rauchen, mit der grünen Jagdmütze

auf dem Kopfe. Daneben die Frau Fürstin, die sich ihre schwarze Lorgnette vor die klugen, freundlichen Augen hält, um besser sehen zu können. Außerdem Professor Schweninger, eifrig bemüht, die massenhaft gespendeten Blumen in Empfang zu nehmen. Mein Wagenteil füllte sich bedenklich. Eine blonde junge Dame hat ihr Söhnchen als Husar gekleidet. Beiden leuchten die Augen, sie wollen die Triumphfahrt mitmachen. In Falkenberg vier Minuten Aufenthalt. Bismarck läßt sich ein Glas Bier bringen und sieht den kleinen Husaren. Er nippt nicht, sondern erlaubt, daß der prächtige Knabe ihm die Blume vorkomme: „Trink mal", sagte er, „ein Husar muß auch trinken". Und der Junge machte Gebrauch von dieser Erlaubnis. Es waren aber auch viele große, wirkliche Soldaten in Falkenberg, die dem hohen Reisenden die Hand drückten. Was wollte das aber alles gegen den Empfang in Röderau, der ersten Station auf sächsischem Boden, sagen! Da waren die Offiziere in ihren Jagdwagen zu Hunderten von Riesa herbeigeströmt, da wurde die „Wacht am Rhein" und „Deutschland über Alles" gesungen, da kamen die Vereine mit Kränzen, Blumen und Fahnen, da wurde ihm ein Ehrenpokal in den Wagen gereicht. Bismarck sprach nur wenige Worte, aber mit welchem Ton und Ausdruck! Er sagte, diese Anerkennung berühre ihn um so tiefer, als sie ja nur dem Privatmann gelte, dem keine amtliche Autorität mehr zur Seite stehe. Dann schloß er scherzhaft, er sehe in alledem eine Quittung über „gute Aufführung". So ging es weiter auf der Fahrt nach Dresden. In den Häusern wurde bengalisches Licht entzündet, die Kinder jubelten aus den Fenstern, auf den Äckern standen die schlichten Landleute mit ihren Frauen

und priesen laut den Schöpfer der deutschen Einheit. Und das alles in unserem, als kühl verschrieenen Norden! Was will gegen diese elementare germanische Glut alles Strohfeuer der Romanen bedeuten, wenn sie sich erhitzen. Bismarck steigt in Dresden aus dem Wagen. Ich sehe sein mächtiges Haupt durch die Fenster der Thüre zum Wartesaal. Wie aus Erz gegossen steht diese Gestalt da, als der Pfiff der Lokomotive ertönt, die mich dem unvergeßlichen Anblick entreißt und nach Wien entführt."

* * *

Das schöne Dresden „schwamm schon seit mehreren Tagen in Bismarck-Freude". Rat und Bürgerschaft wetteiferten in dem Bestreben, den hochberühmten Ehrenbürger würdig zu empfangen. Was nach der Erklärung des Oberbürgermeisters bisher nur dem Landesfürsten und dem Kaiser gegenüber üblich gewesen war, eine Begrüßung des Gastes durch die Gesamtheit des städtischen Kollegiums, wurde in der Sitzung der Stadtverordneten gegen die Bedenken ängstlicher Mitglieder beschlossen. Damit die Nachtruhe des Fürsten in dem an der Elbe gelegenen Absteigequartier desselben durch die Heulsignale der großen Schleppschiffe nicht gestört werde, stellte die sächsisch-böhmische Dampfschiffahrts-Gesellschaft die Fahrten ihrer Dampfer aus freien Stücken ein. — Die Stadt war wundervoll geschmückt: Ehrenpforten und Tribünen in den Straßen, duftige Guirlanden um die Brüstungen der Häuser, Fahnen in den Fenstern und auf hohen Masten. Im Gasthaus, das den Fürsten beherbergen sollte, füllten Blumen alle Räume. Im großen Empfangszimmer stand auf einem Tische in der Mitte ein Riesenstrauß mit einer Schleife in den Dresdener Farben und

der Inschrift: Frauengruß aus Blasewitz. Stundenlang vor der Ankunft wogte die Menge durch die Feststraße, standen die Leute auf Treppenstufen und Dächern, um den Kanzler zu erblicken, der seit 13 Jahren Dresden nicht berührt hatte.

Gegen neun Uhr abends fuhren die erlauchten Gäste in den Leipziger Bahnhof ein. Sie wurden dort von dem Oberbürgermeister Stübel mit folgender Ansprache begrüßt:

Durchlauchtigster Fürst! Gnädigste Fürstin!

Den ersten Willkommengruß in unserer Stadt wollen Eure Durchlauchten von den gesetzlichen Vertretern derselben huldvoll entgegen nehmen, von den Abgeordneten der städtischen Kollegien, welche im Sommer des Jahres 1871 in freudiger Erwartung der Heimkehr siegreicher Söhne und Brüder edelster Begeisterung voll dem Begründer des Deutschen Reiches das Ehrenbürgerrecht von Dresden anzubieten wagten.

Mit der gesamten Bürgerschaft haben wir seitdem von Jahr zu Jahr bis heute den Tag herbeigesehnt, an welchem wir Eure Durchlaucht als unseren Ehrenbürger hier begrüßen könnten.

Zwei Jahrzehnte der Geschichte des Deutschen Reiches sind seitdem verflossen, ein kleiner Zeitraum in der Weltgeschichte und doch — welch ein Wechsel der Geschichte: 1871 und 1892.

Von uns glaube ich sagen zu dürfen: Wir sind dieselben geblieben, dieselben vor allem Eurer Durchlaucht gegenüber. Getreue Unterthanen Sr. Majestät unseres allergnädigsten Königs und Herrn wissen wir uns von jeher Eines Sinnes mit Allerhöchstdemselben in der Würdigung der unsterblichen Verdienste, welche Eure Durchlaucht um die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches ebenso wie um die Beschaffung der Grundlagen dauernden Friedens sich erworben.

Unauslöschlich ist unsere Dankbarkeit.

Aber auch Eure Durchlaucht stehen noch immer als die Heldengestalt von 1870/1871 leibhaftig vor unserem Auge, geistes-

frisch und in unermüdeter Schaffenskraft, ja kampfbereit, wenn es gilt fürs Vaterland.

Wir sind hocherfreut, Eure Durchlaucht und Sie, gnädigste Fürstin, gerade jetzt hier begrüßen zu dürfen, da Sie, um Zeugen zu werden von der Erfüllung längst gehegter heißer Wünsche für das Haus Bismarck, auf der Reise nach dem Süden sich befinden.

Unsere herzlichsten Wünsche begleiten Sie auf allen Ihren Lebenswegen. Möge noch eine Fülle der Freuden Ihnen zu teil werden, dem durchlauchtigsten Fürsten insbesondere noch viel ungetrübte Freude an dem, was seine Kraft für das geliebte Vaterland nicht nur erstrebt, sondern, will's Gott, für Jahrhunderte geschaffen hat.

Nach alledem nochmals: Willkommen, herzlich willkommen!

Fürst Bismarck, sichtbar ergriffen, erwiderte wie folgt:

„Ich danke Ihnen, Herr Oberbürgermeister, von Herzen für Ihre warme Ansprache. Es ist für mich eine hohe Auszeichnung, von den städtischen Behörden Dresdens in so ehrender Weise begrüßt zu werden, von Männern dieser Stadt, die sich in Deutschland wie auch in ganz Europa in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht auszeichnet. Durch den wohlwollenden Empfang, der mir zu teil wird vom Rat der Stadt, deren Ehrenbürger ich bin, fühle ich mich so ausgezeichnet, als sei ich in eine höhere Ordensklasse eingerückt. Ich bin Ihnen hierfür von Herzen dankbar.

„Es ist für mich aber auch eine Genugthuung. In meinen alten Tagen bin ich nicht mehr so leistungsfähig, wie Sie, Herr Oberbürgermeister, annehmen, — ich nehme an, daß Sie es mit 77 Jahren noch sein werden, — aber ich habe ein hartes und rasches Leben hinter mir, so daß ich nicht mehr das leisten kann, was die Gegen-

wart verlangt mit ihren nationalen Erforderniſſen. Mit derſelben Lebhaftigkeit und Tiefe verfolge ich alles, nur das Mitarbeiten iſt nicht mehr mein Beruf; ich bin in das Privatleben zurückgetreten, aber ich folge allem, was unſere Nation betrifft, mit reger Emſigkeit, als beträfe es meine eigene Haut.

„Ich habe kein anderes Intereſſe, als das der Sache ſelbſt, an der ich Jahrzehnte gearbeitet habe. Und ich darf wohl ſagen, daß ich meine Kräfte zu weit verbreitetem Erfolg — auch Erfolg für die Throne — verwandt habe. Einen weſentlichen Anteil am Erfolg hat Ihr gnädiger König, ihm, Ihrem gnädigen Herrn, zolle ich einen großen Teil Dankbarkeit, er war immer gnädig gegen mich. Seinen Beiſtand im Felde und auf dem Papier habe ich ſtets gefühlt, wo es das Wohl des Reichs und des Sachſenlandes galt.

„Glücklich, daß es gelungen iſt, beider Intereſſen zu verſöhnen, die man vor 30 Jahren für unverſöhnlich hielt. Es iſt ein Verdienſt, nicht mein Verdienſt, ſondern das der Thatſachen, daß wir uns näher kennen gelernt haben. Ich war ja ſchon hier und kam damals über Leipzig. Damals war das eine lange Strecke, — und in welcher kurzen Zeit bin ich heute nach Dresden gekommen! Wie lokal, ſo ſind ſich auch die Herzen näher gerückt, wir haben uns kennen gelernt und erfahren, daß mancher nicht ſo böſe war, wie er früher gehalten wurde; wir ſind ehrlich national, und darum kann ich auf meine Thätigkeit mit Freude zurückblicken. Dies iſt mir eine Genugthuung für manchen Verdruß, den ich habe erleben müſſen.

„Ich danke Ihnen aus tiefſtem Herzen, daß Sie mich ſo feierlich und herzlich begrüßt haben. Ich freue mich, ſo

viel Freunde hier zu haben. Ich nehme Sie nicht nach Zahl, sondern nach Ihrer Qualität."

Nachdem der Oberbürgermeister und der Stadtverordneten-Vorsteher die Mitglieder der städtischen Abgeordneten vorgestellt hatten, äußerte der Fürst vor dem Heraustreten aus dem Hauptsalon:

„Gott sei Dank, daß wir so zufrieden miteinander stehen; sehr viel Mißverständnisse und viel Mißtrauen hat geherrscht, jetzt stören keine Mißverständnisse das Vertrauen mehr. Es war eine schwere Arbeit, uns zusammen zu bringen, schwerer aber noch dürfte es sein, uns zu trennen."

Die Fahrt der fürstlichen Herrschaften vom Neustädter Bahnhof zum Hotel glich einem unendlichen Triumphzug. Die Wagen vermochten nur im langsamen Trabe zu fahren, vielfach sogar flutete die Menschenmenge von allen Seiten derartig heran, daß nur ein Fahren im Schritt möglich war. Brausende Jubelrufe, die sich von der Neustadt herüber fortpflanzten bis zum Hotel Bellevue, kündeten überall der dicht gedrängten Menge den ersehnten Moment an: Fürst Bismarck nahe. Als die fürstlichen Wagen endlich auf den herrlich erleuchteten Theaterplatz einbogen, da gab es kein Halten, die Menge durchbrach die Kette der Polizeibeamten, und unter tausendstimmigem Hoch: „Fürst Bismarck Dank! Heil unserem Kanzler!" umwogte die Menge den Wagen. Es war dies ein so plötzlicher, ein so natürlicher Ausbruch der Volksempfindung, es war ein spontaner Akt so begeisterter Huldigung, daß dieser Augenblick überwältigend genannt werden muß. Mühsam gelangte der Wagen zum Eingang des Hotels. Dort hatte die Verwaltung das nordöstliche Eck-

zimmer zum Empfange des Fürsten hergerichtet und, indem sie die Mauer durchbrach, dem Fürsten den direkten Zugang zu einer etwa zweieinhalb Fuß hohen Estrade ermöglicht, über deren mit Teppichen dichtbelegtem Boden sich ein prachtvoller, mit scharlachrotem Sammet ausgeschlagener Baldachin wölbte. Über demselben strahlte in Flammen eine mächtige Herzogskrone, unter der verschlungen und lorbeerumkränzt die Buchstaben leuchteten: O. B. Vom italienischen Dörfchen glänzte herüber das Licht einer reichen Illumination. Der Fürst stieg aus, umdrängt von den beneideten Personen, die am Eingang des Hotels Platz gefunden hatten. Er schien tief gerührt zu sein. Wollten doch die jubelnden Hochs auf dem Platze kein Ende nehmen. Sie pflanzten sich fort bis hinauf in seine Gemächer. Denn auf den Treppen standen als begeisterte Verehrer zahlreiche Gäste des Hotels. Während der Fürst in seinen Räumen weilte, hatten sich im Damensalon im Parterre die Mitglieder der Empfangsdeputation versammelt.

Nach kurzer Erholung in seinen Zimmern trat Bismarck in den Raum, wo ihn Hofrat Osterloh namens der Dresdener Bürgerschaft folgendermaßen begrüßte:

Durchlaucht!

Empfangen Euer Durchlaucht durch uns zunächst den aufrichtigsten, herzlichsten Dank der gesamten Dresdner Einwohnerschaft, daß Sie, ungeachtet der stundenlangen Reise, am späten Abend noch unsre Huldigung entgegenzunehmen sich bereit gefunden haben.

In diesem Augenblicke, in dem ich als Sprecher meiner Mitbürger vor Ihnen stehe, stürmen auf mich Empfindungen und Eindrücke der mächtigsten Art ein. Stehe ich doch vor dem Manne, der durch seinen Geist und durch seine alles beherrschende Staatskunst das zur Erfüllung gebracht hat, was das Sehnen von Ge-

nerationen echter Deutschen war. Ich glaube die Begeisterung herüber aus den Freiheitskriegen zu vernehmen, als nach Niederschmetterung des Korsen das Anbrechen eines deutschen Völkerfrühlings erwartet wurde. Harte Winterstürme vernichteten die Hoffnungen jener jugendlichen Vorkämpfer.

Aber immer von neuem in Wort und Lied regten sich die Wünsche nach Einigung der deutschen Stämme, und mit dem Dichter sang und klagte das Volk: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Die Jahre 1848 und 1849 sahen ein deutsches Parlament, aber fruchtlos war dessen Arbeit, und der Rückschlag war für alle Patrioten um so schlimmer, je größer die Hoffnungen vorher gewesen waren. Nur wie ein Vorzeichen für künftige Zeiten glänzte aus jenen Tagen die dem Könige Friedrich Wilhelm IV. dargebotene Kaiserkrone herüber.

Da begann die Thätigkeit Eurer Durchlaucht; von den eigenen Anhängern kaum verstanden, von den Gegnern auf das heftigste bekämpft, schlugen Eure Durchlaucht, durch Beifall nicht und nicht durch Gegnerschaft beirrt, jenen Weg ein, der die Krankheit Deutschlands heilen sollte. Einer aber verstand Sie voll und ganz: der unvergeßliche König und Kaiser Wilhelm.

„Was das Wasser nicht heilt, heilt das Feuer", ist ein medizinisches Sprichwort früherer Zeit.

Nicht durch Volksbeschlüsse, nicht durch Gesangs- und Turnfeste war die Einigung zu erzielen, wenn auch die Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland durch sie immer neue Nahrung erhielt.

Wie der Weg war, und wie die Mittel Eurer Durchlaucht einschlugen, das gehört der Geschichte an.

Das Material zum deutschen Einheitsbau war vorhanden, der Baumeister, der es verstand, die verschiedenen schwer zusammenfügbaren Quadern untrennbar zu vereinigen, waren Eure Durchlaucht.

Dem Erbfeinde fiel die unbeabsichtigte Rolle zu, durch das auf französischen Schlachtfeldern vergossene Herzblut aller deutschen Stämme dem Bau seinen kostbarsten, aber auch festesten Halt zu

geben. Der Künstler aber, der auch die früher widerstrebenden Elemente und sich feindlich gegenüberstehenden Stämme durch die Macht der Thatsachen zu hingebenden Freunden und begeisterten Anhängern umwandelte, und der hier den höchsten Triumph seiner Staatskunst erreichte, das waren wiederum Eure Durchlaucht.

Deshalb haben die Dresdner Bürger es stets als ihre größte Ehre empfunden, daß Eure Durchlaucht durch das Band des Ehrenbürgerrechts der Dresdner Gemeinde dauernd verbunden sind.

Durchlaucht sind auf der Reise zu einem Familienfeste begriffen, bei welchem die Liebe Ihnen eine willkommene, holdselige Tochter zuführt.

Nehmen Sie, Durchlaucht, am heutigen Abend als Hochzeitsgabe der Dresdner Bürgerschaft die Liebe und Dankbarkeit und Anhänglichkeit unserer gesamten Bevölkerung entgegen.

Die Liebe höret nimmer auf,
Gott segne und schütze Euer Durchlaucht!

Fürst Bismarck erwiderte hierauf:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihre ehrenvolle Begrüßung und ich bin bewegt, aber angenehm, durch diesen glänzenden Empfang, den ich hier erfahren. Der ging von Herzen, also geht er auch zum Herzen und um so mehr, als ich in meiner heutigen Stellung annehmen darf, daß er lediglich nur meiner Person und meiner Vergangenheit gilt.

Ich bin in keiner amtlichen und autoritativen Stellung mehr, und was mir heute an Ehre erwiesen wird, ist das Ergebnis der Beziehungen, die sich in der Vergangenheit zu meinen Mitbürgern und mir gebildet haben. Ich stehe vor Ihnen als Vertreter einer abgeschlossenen Zeit, der weder in der Gegenwart noch in der Zukunft eine Mitwirkung an unseren weiteren Verhältnissen erstrebt. Aber

es ist mir von höchstem Werte, wie von der höchsten Instanz, von der öffentlichen Meinung meiner Mitbürger, die Vergangenheit beurteilt wird, die ich Ihnen gegenüber vertrete und die Sie in meiner Person die Güte haben anzuerkennen. Wir haben gemeinsam gearbeitet, um der deutschen Nation den Rang zu verschaffen, auf den sie in Europa nach ihrer Geschichte und nach ihrer Begabung einen Anspruch hat.

Dazu war notwendig, daß wir uns dem Drucke des Netzes entzogen, das in scharfer Accentuierung der inneren Landesgrenzen in Deutschland über uns geworfen wurde, und daß wir dem Störer unserer inneren Entwickelung gemeinsam gegenüber traten an unseren äußeren Reichsgrenzen und Europa den neuen politischen Begriff lehrten, daß es eine starke deutsche Macht in Europa gebe, anstatt des früheren Preußens, das den Namen einer Großmacht führte, ohne die Kraft dazu zu besitzen, und das, allein auf seine langgestreckte schmale Fläche angewiesen, doch der deutschen Nation in Europa nicht das Gewicht verschaffen konnte, auf das sie im Vergleich mit anderen Nationen vollberechtigt war. Die Franzosen, die Engländer, selbst die Russen waren uns an Gewicht und Ansehen vorausgegangen, heute sind sie es nicht mehr. Wir stehen ihnen vollkommen gleichberechtigt gegenüber, das hat eine schwere Arbeit gekostet. Es waren viele Vorurteile unter den deutschen Stämmen verbreitet. Wo sind sie gefallen? Hauptsächlich auf dem Schlachtfelde, wie Sie mit Recht erwähnten, wo wir gegeneinander, ich will sagen, eifersüchtigen Stämme erkannt haben, daß wir eigentlich alle besser waren und daß wir alle tüchtige deutsche Kerls waren, die nur sich kennen zu

lernen brauchten, um Mißhelligkeiten zu vergessen und den Wert der Stellung kennen zu lernen, die wir heutzutage nicht bloß in der europäischen Welt, sondern überall einnehmen.

Die Männer, die in erster Linie an einer Verwirklichung dieser Aufgabe mitgewirkt haben, sind natürlich weniger zahlreich geworden. Der Kaiser Wilhelm, der Kaiser Friedrich, Graf Roon, Graf Moltke, sind zu ihren Vätern versammelt. Aber gerade Ihnen in Dresden lebt noch Einer, der mit Degen und Feder in der wirksamsten Weise mitgewirkt hat an der Herstellung unserer deutschen Einheit . . . Ihr König Albert! Und ich kann meinen Dank für den Empfang, der mir heute zu teil wird, nicht kürzer und bezeichnender ausdrücken, als wenn ich Sie bitte, in den Ruf für den mir immer gnädigen Herrn und erfolgreichsten Mitarbeiter, nicht bloß an der Herstellung, sondern auch an der Ausdehnung und Erhaltung der deutschen Einheit, einzustimmen. Mit Vorsicht und Besonnenheit, mit Tapferkeit und Entschiedenheit ist Er einer der wesentlichsten Schmiede des Eisens gewesen, was uns zusammenhält. Und ich bitte Sie deshalb, meinen Dank für Ihre Begrüßung in einem gemeinschaftlichen Hoch entgegenzunehmen, das wir auf Seine Majestät den König Albert von Sachsen ausbringen. Hoch, hoch, hoch!"

Während die Tochter des Hofrats Osterloh der Fürstin Bismarck einen Strauß überreichte und dazu einen poetischen Gruß sprach, marschierte nunmehr der Fackelzug vor dem Fenster des Fürsten auf. Unbeschreiblich war der Jubel des vieltausendköpfigen Publikums, als der Fürst sichtbar wurde. Gegen dreizehntausendfünfhundert Fackelträger und mehr als sechzehnhundert Sänger mit Lampions waren jetzt auf dem

Platze vor dem Hotel Bellevue mit achtzehn Musikkorps versammelt. Die Sängerschar sang zuerst das Lied: „Wie könnt ich Dein vergessen". Dann folgte als zweiter Gesamtchor: „Das treue deutsche Herz" und als dritte Massendarbietung sangen die vereinigten Sängerchöre: „Die Wacht am Rhein". Nach dem letzten Liede erhob sich Fürst Bismarck unbedeckten Hauptes von seinem Sitze und sagte, allenthalben weithin vernehmbar:

„Ich danke Ihnen ganz besonders für das letzte Lied, das Sie gesungen haben; denn es entstammt einer großen Zeit, die wir durchlebt haben. Dieses Lied hat sehr wesentlich dazu beigetragen, die deutsche Einheit zu erringen. Diese Einheit ist unverbrüchlich, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß diese Einheit zu stören noch viel schwerer sein und noch viel mehr Blut kosten würde, als damals, wo wir sie geschaffen.

Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste der deutschen Nation gewidmet, und wenn ich Erfolge erzielte, so ist das in meinen alten Tagen ein Beweis, daß ich nicht umsonst gelebt habe. Das gegenseitige Wohlwollen der deutschen Stämme war früher nicht; es ist das Ergebnis der Politik der letzten Jahrzehnte! Gott erhalte es! Wir wollen sein und bleiben — ein einig Volk von Brüdern, wie wir im Kampfe geworden sind!"

Ein vieltausendstimmiges Hurrah folgte diesen Worten. Es entwickelte sich nun vor den Augen des Fürsten der überaus imposante Festzug, dessen Vorbeimarsch nahezu zwei Stunden in Anspruch nahm. Ganz überwältigend war der Jubel, welcher dem Fürsten und seiner Gattin entgegen-

gebracht wurde, und der Gefeierte wurde nicht müde, nach allen Seiten hin freundlich zu danken. Nachts elfeinhalb Uhr war die Huldigung beendet, und Fürst Bismarck zog sich zurück unter nochmaligen herzlichen Dankesworten für die ihm bereitete große Freude.

Der Sonntag Morgen versammelte schon frühzeitig eifrige Verehrer des Fürsten auf dem Platze vor Hotel Bellevue, die geduldig der Stunde der Abfahrt harrten. Zahllose Blumengewinde und Bouquets wurden in das Hotel gesandt. Namentlich auch aus den Kreisen der Dresdener Aristokratie waren zahllose Angebinde gesandt, die Zahl der abgegebenen Karten, Depeschen und Briefe war bedeutend. Bald nach halb elf Uhr verließ der Fürst seine Wohnräume und schritt zum Wagen hinab. Abermals die Huldigungen wie am Abend zuvor, wieder der Jubel, wieder dieselbe helle Begeisterung. Überall streckten sich Hände mit Blumensträußen entgegen.

Auch jetzt konnten die Wagen größtenteils nur im Schritt fahren. Eine besondere Huldigung bot sich dem greisen Kanzler in der prächtig geschmückten Wilsdrufferstraße. Vor dem Hotel de France ergoß sich über den Wagen des Fürsten ein förmlicher Blumenregen. Hier stand auch, sehr stark vertreten, um ihr Banner geschart, die Dresdener Liedertafel, welche den Fürsten mit einem brausenden Hoch begrüßte und Sr. Durchlaucht und der Fürstin glückliche Reise wünschte.

Vor dem Rathause begrüßten den Scheidenden noch einmal in corpore Rat und Stadtverordnete, dann ging es die See- und Pragerstraße hinab zum Böhmischen Bahnhof. Von den dichtbesetzten Balkons, aus allen Fenstern

tönten jubelnde Hochs, zahllose Blumen flogen herab in den Wagen — auch hier war der Weg des Fürsten eine via triumphalis, auch hier war der Eindruck der Begeisterung überwältigend, unvergeßlich! Wohin der Wagen kam, drängte die Menge heran und strömte hinter dem Wagen her, dem Fürsten die Hand zu drücken oder noch einen Gruß zu empfangen. Als der Fürst auf dem böhmischen Bahnhofe seinem Wagen entstieg und sich im Aussteigen grüßend gegen die den Wagen umstauende Menge wendete, erhob sich erneuter Jubel, der seinesgleichen nicht leicht wieder finden wird. Der Fürst betrat hierauf mit seiner Gemahlin und seiner Begleitung den Königssalon, und ihm folgten Oberbürgermeister Dr. Stübel, Generalmajor v. Kusserow und Hofrat Dr. Osterloh, um ihm im Namen der Stadt und des Komitees das Geleite zu geben. Der Fürst äußerte, einen solchen überwältigenden Empfang habe er überhaupt noch nie und nirgends gesehen, und bei einer andern Gelegenheit zu einem der Herren Vertreter der Presse meinte er, diese Massenbewegung erinnere ihn mutatis mutandis an 1848. Als endlich die Stunde der Abfahrt nahte, erhob sich der Fürst und betrat den Perron. Nur mit Mühe konnte er mit der Fürstin den Eisenbahnwagen erreichen, denn nun vermochte die Polizei die angesammelten Menschenmassen nicht mehr zurückzudrängen, man stürzte ihm entgegen, küßte ihm die Hände und umjubelte ihn mit ununterbrochenen Hochrufen. Endlich gelang es dem Fürsten, sein Kupee zu besteigen, das ganz zu einem Blumengarten ausgeschmückt war, und von hier aus überschaute er nun die wild durcheinander wogende Menge, die die Hände erhob, um ihm die Hände zu drücken. Man ließ den Fürsten, die Fürstin, Graf

Herbert Bismarck und seine Braut leben, man stimmte von neuem patriotische Lieder an, und als man auf Wunsch des Fürsten Stille hergestellt hatte, sprach dieser noch einige letzte Abschiedsworte, mit denen er versicherte, er würde gern allen die Hand geben, aber die Hand thäte ihm schon weh; er danke allen und werde bis an sein Lebensende diesen Empfang nicht vergessen. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, man rief „auf Wiedersehen!“ von allen Seiten. Und auch nachdem der Eisenbahnzug sich in Bewegung gesetzt hatte, hielt die Begeisterung an. Dem Geleise entlang, welches bei dem böhmischen Bahnhof über die Reichsstraße führt, standen die Menschen zu Tausenden in dichtem Spalier und riefen dem allgeliebten Manne noch Glück- und Segenswünsche nach. Endlich entführte der schnell eilende Zug das Bild des geliebtesten Volkshelden, den jemals ein Volk verherrlicht hat.

„Niemand, der ihn gesehen hat“, — schreibt ein Dresdener Berichterstatter jener Tage — „wird die Züge dieses monumentalen Antlitzes mit dem wahrhaft historischen Gesichtsausdrucke vergessen, der auch im harmlosen Verkehr immer wieder wie ein Schatten über die Mienen des großen Mannes geht. Bis spät in die Nacht blieb der gestrige Tag ein Fest- und Jubeltag, dessen Begeisterung nur mit den heutigen Morgenstunden nach und nach verklang. Alles in Allem aber ist dies die grandioseste Volkskundgebung gewesen, welche Dresden seit Jahrzehnten gesehen hat, und sie wird nicht nur dem Fürsten, sondern auch den Abertausenden, die sie miterlebt haben, eine unvergeßliche Erinnerung bleiben.“

2. Wien.

Bei Tetschen überschritt Fürst Bismarck die österreichische Grenze. Es war nicht sicher, wie die Angehörigen des verbündeten Kaiserstaates den entlassenen Reichskanzler aufnehmen würden. Waren doch seit seiner Entfernung von den Geschäften Äußerungen in die Öffentlichkeit gedrungen, die den Fürsten, dem man dieselben zuschrieb, plötzlich als einen Verächter Österreichs zu entlarven schienen, als jemanden, der auf die Erhaltung seines eigenen Werkes, des Bündnisses der beiden Reiche, nur noch mäßigen Wert lege. Besonders hatten angebliche Bemerkungen über den Abschluß der Handelsverträge sowie eine zur Schau getragene Zurücksetzung der österreichischen Freundschaft hinter die erstrebte Gunst des Zaren weite Kreise der cis- und transleithanischen Gesellschaft verstimmt. Die Presse Wiens machte aus diesen Verstimmungen kein Hehl und sah der Ankunft des großen Staatsmannes mit kühler Gelassenheit entgegen. Um so bedeutsamer war die Haltung der Bevölkerung in den berührten Ortschaften. Sie war von einer Wärme und unmittelbaren Herzlichkeit, die alle Zeitungsweisheit zu schanden machte und mehr als kluges Für und Wider Kunde gab von der Stärke des Bewußtseins, daß der Mann, der hier ankam, trotz der Wunden, die er früher dem Lande geschlagen hatte, doch in Wahrheit sein größter und treuster Freund sei. Man dachte des Vertrags von Nikolsburg und der durch Bismarck verhinderten Schwächung Österreichs; man erinnerte sich des Gewaltigen, der auf dem Gipfel seiner Macht, nach der Krönung im Spiegelsaale von Versailles, dem grollenden Nachbarn die Hand bot, des großen

Werks von 1879, das Europa und nicht am wenigsten dem viel befeindeten Donaureiche den Frieden gesichert hatte. Und es war noch Eines, was alle deutschen Herzen empfanden, die sich mit einem bunten Gemisch von andern Völkern in die staatliche Gemeinschaft teilen mußten: der Mann, der hier durchreiste, war die höchste Verkörperung des Deutschtums, sein Schild und Schwert! Die Siege von Sedan und Paris hatten doch auch ihr Blut in stolze Wallung gebracht, und alle Grenzpfähle konnten nicht verhindern, daß sie sich eins fühlten mit den Brüdern draußen und Dem zujauchzten, der den deutschen Namen mit unvergänglichem Ruhme bekränzt hatte. — Für den Gefeierten andrerseits ergab sich aber gerade aus dieser inneren Übereinstimmung die Notwendigkeit, mit peinlicher Rücksicht alles zu vermeiden, was die ohnehin mit eifersüchtiger Sorge für die gute Laune ihrer anderssprachigen Völkerschaften bedachten österreichischen Behörden dem hohen Gaste als Aufmunterung der deutsch-nationalen Bestrebungen gewisser Heißsporne hätten auslegen können. Trotz seiner Zurückhaltung konnte der Fürst nicht gänzlich ein anzügliches Übermaß von Verehrungs-Beweisen von sich abwehren, was besonders in Wien zu bedauerlichen Vorfällen führte und dem gesamten Chor der Bismarck-feindlichen Presse den willkommenen Anlaß gab, den Verhaßten in bewußten Zusammenhang zu bringen mit taktlosen Ausbrüchen der Volks-Leidenschaft.

Die Reise durch Österreich vollzog sich im Einzelnen in nachstehender Weise.

In Tetschen erwarteten mehrere Hundert Personen den fürstlichen Zug. Als dieser einfuhr, stürzten sie sich

dem letzten Wagen entgegen, an dessen Fenster sofort der charakteristische Kopf des großen Kanzlers erschien. Der Jubel war betäubend. Damen warfen ihm Rosen zu, alle wollten seine Hand erhaschen. Dem Redakteur einer in Tetschen erscheinenden Zeitung sagte der Fürst: „Die Freundschaftsbezeugungen der Deutsch-Österreicher freuen mich sehr, und ich finde sie auch begreiflich, da wir alle ja eigentlich demselben schönen Ziele zustreben!“ Inzwischen wurde auf dem Bahnsteige die „Wacht am Rhein“ angestimmt und der Kanzler ans Fenster gerufen. Sobald er erschien, trat Ruhe ein. Der Fürst entblößte sein Haupt und sprach dann laut folgende Worte:

„Ich freue mich von ganzem Herzen und danke Ihnen sehr, daß ich hier an der Grenze Österreichs so warme Aufnahme gefunden habe. Es ist stets mein Bestreben gewesen, mit diesem engverbündeten Staate die freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen, und ich freue mich, daß mein Sohn bei seiner Verheiratung in privater Beziehung vollständig denselben Weg einschlägt, den ich in der Politik angestrebt habe. Die Freundschaft mit dem blutsverwandten und geschichtlich verbündeten Nachbarreiche, mit dem wir eine lange Grenze teilen, wird auch weiterhin auf die beiderseitigen Beziehungen Einfluß nehmen, und ich hoffe, daß sich diese Beziehungen weiter pflegen und daß Sie immer, in alle Ewigkeit, unsere Freunde bleiben oder wenigstens so lange, als wir hier Anwesenden auf dieser Welt leben und wirksam sein werden! Wenigstens so lange ich lebe, werde ich das Werk, das ich im Jahre 1879 persönlich in Wien nicht ohne Mühe durchgesetzt habe, nicht im Stiche lassen!“

Jubelnde Zustimmung folgte dieser Rede. „Ich werde mein Werk nicht im Stiche lassen.“ — Das Wort, das alle Zweifel löste, war gesprochen an der Schwelle des verbündeten Reichs. Es flog dem großen Reisenden voraus und weckte in Millionen begeisterten Widerhall.

Der Empfang in der ersten Stadt des Kaiserstaates hatte den Greis tief gerührt. Er sprach es wiederholt denen aus, die ihn im Wagen besuchten, und mancher sah die Thränen von seinen Wangen rollen. In Iglau drängten sich Tausende auf den Bahnhof, darunter der Bürgermeister, Gemeinderäte, Offiziere, schöne Mädchen und Frauen. Der Fürst grüßte und drückte den Erschienenen seinen Dank aus. Dann warf Dr. Schwenninger in seinem Auftrage Blumen unter die Menge, was stürmische Freude veranlaßte. „Hoch Bismarck! Bismarck Heil! Glückliche Reise! Adieu!“ scholl es ihm nach, als der Zug nach sechs Minuten weiterfuhr. Ähnlich war die Begrüßung in Lissa und Znaim.

Um halb elf Uhr nachts erfolgte die Ankunft in Wien. Der Bahnhof war abgesperrt und nur die Angehörigen der Familien des Bräutigams und der Braut umgaben den einfahrenden Zug. Aber plötzlich entstand in der dichtgekeilten Menge eine wilde Bewegung. Mit Macht wurde die Kette der Wachtleute durchbrochen, der Fürst umringt und von den Seinigen abgedrängt. Nur dem Grafen Herbert gelang es, dem Vater zur Seite zu bleiben und ihn vor dem gar zu stürmischen Anprall der begeisterten Scharen zu schützen. Kaum gelangten beide bis an ihren Wagen; neben und hinter ihnen schob sich der Knäuel einher, und bevor der Fürst sein Gefährt besteigen konnte, waren von

der andern Seite schon junge Leute hineingesprungen, die sich vor Freude wie Trunkene geberdeten. Der eine von ihnen mußte gewaltsam aus dem Wagen gehoben werden. Bismarck verlor währenddem nicht seinen Humor, grüßte lächelnd in die Runde, und ließ sich geduldig die Hände zerdrücken. Lärmende Ovationen geleiteten ihn durch die Straßen. Studenten und Turner, mit Eichenlaub und Kornblumen geschmückt, hatten sich durch die Menschenmassen verteilt, so daß die von jenen angestimmten Lieder weithin von der Menge aufgenommen wurden. Als schon der alte Kanzler längst hinter den Mauern des Palffy'schen Palastes der Ruhe genoß, suchten übereifrige Verehrer noch den Zugang zu der Straße, wo das Haus liegt, zu erzwingen, und es kam dabei zu unliebsamen Zusammenstößen mit den Beamten der öffentlichen Sicherheit. Die im Pschorrbräu versammelten „deutsch-nationalen" Studenten aber sandten ein Huldigungs-Telegramm an Bismarck, worin sie ihn ihrer Ergebenheit und Liebe versicherten und bedauerten, dieselbe nicht anders zum Ausdruck bringen zu können.

Am nächsten Tage blieb der Fürst bis drei Uhr in seinem Quartier. Um Mittag fand vor diesem eine Auffahrt von Studenten statt, die ihre mit schwarz-rot-goldenem Rande verzierten Karten bei dem Pförtner abgaben. Bismarck machte dann zu Wagen an der Seite seines Sohnes einige Besuche bei hochstehenden Persönlichkeiten, überall, wo er sich zeigte, jubelnd begrüßt.

Des Abends gab Graf Palffy, der so liebenswürdig seinen Palast den Hochzeitsgästen seiner Verwandten eingeräumt hatte, eine glänzende „Soiree", zu der der höchste Adel Österreich-Ungarns geladen war. Es geht über den

Rahmen dieser Schrift hinaus, das Fest sowie die Vermählungsfeierlichkeiten des folgenden Tages zu schildern, obgleich es der Feder schwer wird, auf die Wiedergabe der Bilder zu verzichten, die in berauschender Farbenglut und einzigartigen Reizen am Beschauer dort vorüberzogen. Der Riese, der die Welt erschüttert, als „Privatmann", als glücklicher Vater im Kreise einer Gesellschaft, die alle Blüten der Abstammung, des Reichtums und der Schönheit um den Greis versammelt; der unbeugsame Streiter, der von seinem Recht und seinem Ruhm auch nicht ein Tüpfelchen sich nehmen läßt, das weiße, ritterliche Haupt auf die Hände jugendlicher Komtessen neigend; der Mann, von dem daheim die Standesgenossen sich zurückgezogen haben, mit zarter Ehrfurcht von den Magnaten des Nachbarreiches behandelt, von stolzen schönen Frauen mit begeisterten Huldigungen überschüttet; Gast bei den Festen, die seinem Sohne gelten, und dennoch dieser Feste strahlender Mittelpunkt; die sinnige Dankbarkeit der Geschichte, die, wie einer der Festredner sich ausdrückte, dem Schöpfer des Bundes der mächtigen Kaiserreiche ein deutsch-österreichisch-ungarisches Familienbündnis beschert — das alles in dem unbeschreiblich prunkvollen Rahmen sich entrollend, wie nur Geschmack und Vornehmheit und der uralte Hausschatz berühmter Geschlechter ihn bieten können, das wäre wohl des Aufzeichnens und Aufbewahrens wert! — Uns ist es nur vergönnt, den deutschen Helden zu zeigen, wo er in Berührung kommt mit den deutschen Stammesbrüdern, und das waren in Wien nur flüchtige Augenblicke.

Mitten in dem Rausch des Festes, das oben die feenhaft erstrahlenden Säle des Palffy'schen Palastes durch-

wogte, versammelten sich unten im Schloßhof bei Fackelschein die Mitglieder des Akademischen Gesangvereins, um dem Fürsten ein Ständchen zu bringen. Von der Galerie herab hörte dieser mit seinen Söhnen dem Vortrage der Lieder zu; dann begab er sich unter die Sänger, von unbeschreiblichem Jubel umbraust, und sprach zu ihnen folgendes:

„Ich danke Ihnen herzlich für die schöne melodiöse Begrüßung, die aus Freundesherzen kommt und zum Herzen dringt. Wir werden die alte Stammesgenossenschaft immer, zu allen Zeiten, pflegen. Kommen einmal wieder Irrungen vor, sie werden vorübergehen, und wir werden dann um so fester zusammenleben. So fasse ich auch unsere Beziehungen auf. Wenn auch als Privatmann hier weilend, so freue ich mich doch, eine solche Vertiefung unserer Beziehungen zu finden, und ich hoffe, dieselben werden von Ihnen ebenso gut wie von uns mit Erfolg gepflegt werden, so lange wir leben und auf Erden wandeln. Von meiner Seite wird es jedenfalls geschehen ebenso wie zu jener Zeit, als wir die Anknüpfung dieses Verhältnisses als notwendig erkannt haben. Hoffentlich wird uns Gott die Gnade gewähren, daß unsre Freundschaft dauernd erhalten bleibe. Das walte Gott! Gott schütze unsere Freundschaft!"

Stürmische Prosit-Rufe erklangen durch den Flur. Dann trat ein Mitglied des akademischen Gesangvereins vor und sagte: „Gestatten Durchlaucht, daß ich im Namen des Akademischen Gesangvereins unsern herzlichsten Dank ausspreche und den Ausdruck unserer Gefühle, welche uns in diesem Momente beseelen. Wir bilden hier die Vertretung

der deutschen Studentenschaft Österreichs und aller jener, welche sich als Deutsche in Österreich fühlen. Mit Stolz sage ich es, daß die Akademische Jugend Österreichs in Liebe und Anhänglichkeit zum bedeutendsten Mann unseres Volks hält und daß die deutsche Jugend Österreichs in kräftigem nationalem Bewußtsein aufwächst." Fürst Bismarck begleitete diese Rede mit freundlichem Kopfnicken, trat dann vor und fragte: „Sind die Herren ausschließlich aus der Studentenschaft?" Mehrstimmige „Ja" tönten ihm als Antwort entgegen, worauf Fürst Bismarck wieder das Wort nahm:

„Es ist eine um so höhere Ehre für Sie, daß Sie neben der Wissenschaft auch die Kunst in dem Maße pflegen, wie Sie es gezeigt haben. Gerade die Kunst und die Wissenschaft sind das, was uns Deutsche verschiedener Länder zusammenhält. Wir haben immer eine gemeinsame deutsche Kunst gehabt. Wien hat Großes in der Musik geleistet. Am Himmel seiner Kunst leuchten Sterne wie Mozart und Haydn. Schon damals war die Kunst ein Bindemittel zwischen den Deutschen. Deutsche Musik und deutsche Poesie sind es, welche ein geistiges Band zwischen allen Deutschen bilden, welche alle Gefahren und Kämpfe der Vergangenheit überdauert haben, und auch in Zukunft wird es so bleiben — ein Bindemittel unserer gegenseitigen nationalen und geschichtlichen Beziehungen. Sollte je eine Verdunkelung wieder zwischen uns eintreten, wir werden uns immer wieder zusammenfinden."

Stürmische Prosit-Rufe begleiteteten diese Worte bei mehreren Stellen und zumal am Schluß. Nun trat der

ins Palais befohlene Nährvater, ein Restaurateur, vor und bot dem Fürsten in einem großen silbernen Becher schäumendes Bier. Der Fürst fragte die Studenten: „Soll ich das wirklich trinken?“ „Ja, ja,“ scholl es ihm brausend entgegen. Der Fürst nahm den Becher in die Hand, hob ihn hoch empor und rief: „Der deutschen Kunst, in deren Vertretung Sie hier sind, und der deutschen Wissenschaft! Gott schütze sie!“ Die Studenten umringten hierauf den Fürsten unter stürmischen Hochrufen; aus ihrer Mitte erscholl laut der Ruf: „Der Baumeister des deutschen Reiches, er lebe hoch!“. Mit Biergläsern in der Hand gruppierten sie sich um den Fürsten, und fröhlich stieß Bismarck mit einzelnen von ihnen an.

Am 21. Juni hatten von früh an Gruppen von Neugierigen und Verehrern des Fürsten Bismarck Einlaß in die Wallnerstraße gefunden, in der der Palffy'sche Palast sich befindet, obgleich jene gänzlich für den Verkehr gesperrt worden war. Aber erst nach elf Uhr ward ihnen die Freude, des Gewaltigen ansichtig zu werden, freilich reich belohnt für das lange Harren; denn er erschien heute in der glänzenden Tracht seiner Kürassiere, so, wie die Geschichte sein Äußeres verewigt hat, wie er dem tapfern deutschen Herzen am nächsten steht. Hoch- und Heilrufe erschollen und begleiteten ihn auf seiner Fahrt zur Kirche, wo der Ehebund des Sohnes eingesegnet wurde. Dichte Spaliere von begeisterten Menschen standen in allen Straßen, die der Wagenzug durchfuhr. Donnernd rollte der Jubel der Erzgestalt des herrlichen Greises entgegen, als er sich dem Gotteshause näherte — und als er in sichtbar bewegter Stimmung nach der Feier heimfuhr, grüßte ihn wiederum lauter, tief aus

der Brust hervorbrechender Freudenruf. So war es überall, wo er sich zeigte. Nachmittags in der fünften Stunde, als er aus dem Hause trat, in der Hand eine Orangenblüte, um die Kinder davonfahren zu sehen, die nun ein Paar geworden; des andern Tags in Penzing und im Prater, als er sich unter das Volk mischte, und an dessen Belustigungen teilnahm; im Bierhause des Münchener Bürgerbräus, wo er den Klängen der Zigeuner lauschte. An letzterem Orte sprach er seine Freude aus, daß er im schönen, gemütlichen Wien eine so glückliche, zufriedene Bevölkerung gefunden habe, und als darauf ein junger Mann sich erhob und mit lauter Stimme rief: „Es lebe der größte Mann des Jahrhunderts!“ — da erbrauste der Saal von der stürmischen Zustimmung der Anwesenden. Der Fürst lüftete den Hut und sprach: „Ich danke Ihnen herzlich für den freundlichen Empfang; da mich jetzt verwandtschaftliche Beziehungen an Österreich knüpfen und ich ein freier Mann bin, hoffe ich, Sie noch oft wiederzusehen.“

Am Donnerstag den 23. Juni sollte die Abreise des fürstlichen Paares nach München erfolgen. Im Palffy'schen Palaste ging es lebhaft zu. Mitglieder der hohen Gesellschaft fuhren vor, um ihre Karten abzugeben. Aber auch Personen mit anderen Anliegen stellten sich im Hause ein. Ein Photograph hatte den sehnlichsten Wunsch, den Fürsten aufnehmen zu dürfen. Ein Phonograph-Besitzer gar ließ diesen dringend um einige Worte ersuchen, die er auf seiner Walze aufbewahren könnte. — Der letzte Ausflug des hohen Gastes galt dem Wiener Rathause, welches er um zwölf Uhr betrat, vom Bürgermeister Dr. Prix an der Schwelle erwartet und von tausendstimmigem Jauchzen des herzueilenden

Volkes begrüßt. Die hundertachtundfünfzig Stufen bis zum Festsaal klomm der rüstige Greis empor, wiederholt seine Bewunderung des schönen Gebäudes aussprechend. Im Ausblick vor den Fenstern liegt der von Quadrigen gekrönte Parlamentspalast. Der Fürst glaubte Engelsflügel zu sehen und meinte: „Die Engel sollte man füglich bei einem Parlamentsbau außer Diskussion lassen.“ Über den wahren Sinn der Figuren belehrt, scherzte er: „Ich hätte für ein Parlament ein ruhigeres Ornament gewählt als ein Gespann!“ — Nachdem Bismarck noch sein Autogramm auf ein für das Museum der Stadt Wien bestimmtes Blatt gesetzt hatte, verabschiedete er sich mit freundlichen Dankesworten von dem Bürgermeister, indem er hinzusetzte, er nehme den besten Eindruck von Wien mit und hoffe, bald wieder dahin zurückzukehren. Von stürmischen Zurufen umbraust, verließ der Fürst das Rathaus.

Um halb vier Uhr nachmittags erfolgte die Weiterreise nach München. Obwohl die Stunde der Abfahrt nicht bekannt gegeben war, umstand doch eine zahlreiche Menge den Westbahnhof, um dem berühmten Gast noch einen Gruß mit auf den Weg zu geben. Durch alle Gassen, die der fürstliche Wagen nahm, setzten sich die Hochrufe fort; Blumen und Sträuße wurden hineingereicht. Zwei mächtige Kränze übergab der Vertreter des Vereins „Niederwald“ als „Abschiedsgrüße von den deutschen Landsleuten in Wien zum Zeichen dankbarer und treuer Verehrung des deutschen Volkes“ und mit dem Hinzufügen, daß der Fürst noch lange dem deutschen Vaterlande erhalten bleiben möge! Bei der letzten Tafel im Palffy'schen Hause hatten die Damen, jede einzeln, dem großen Helden des Nachbarreiches zugetrunken;

jetzt gaben ihm Parlamentsmitglieder, Studenten und Verehrer aus dem Volke das Geleit bis St. Pölten, und mit allen Zeichen einer tiefen Ergriffenheit grüßte ihn das Lebewohl der Zurückbleibenden.

Am gleichen Tage verkündete die „Neue Freie Presse" der gesamten Einwohnerschaft Wiens den herzlichen Dank des Fürsten Bismarck für die ihm gewordene Aufnahme, die ihn mit inniger Freude erfüllt habe. „Fürst Bismarck ist von seinem Wiener Aufenthalte im höchsten Maße befriedigt, er hat sich in unserer Mitte sehr wohl gefühlt, ist von den freundlichen Gesinnungen, die ihm überall entgegengebracht wurden, aufs angenehmste berührt und wünscht, daß sein Dank öffentlich bekannt werde." —

Eine kurze Schilderung der letzten Stunden auf österreichischem Boden gab folgender Zeitungsbericht:

Auf der Reise von Wien nach Salzburg brachten in St. Pölten Vertreter der Wiener Burschenschaft dem Fürsten Bismarck eine Ovation dar. Der Sprecher der Studenten überreichte dem Fürsten einen Rosenstrauß mit schwarz-rot-goldenen Bändern und sagte: „Nehmen Euer Durchlaucht diesen Strauß als letzten Gruß der deutschen Wiener Burschenschaften, Fürst Bismarck lebe hoch!" Der Fürst nahm den Strauß entgegen und sagte ungefähr: „Ich danke, meine Herren, für dieses Zeichen des Wohlwollens, ich bitte, mir dasselbe zu bewahren, bis ich wieder komme; ich hoffe, das wird jetzt nicht mehr so lange dauern, wie zuletzt, da ich ja Verwandte in diesem schönen Lande gefunden. Meinen Gruß und Dank der Stadt Wien, welche mich so freundlich empfangen; ich will gewiß wieder kommen." Die Studenten

drückten und küßten die Hand des Fürsten. Reichstagsabgeordneter Barreuther, welcher mitgefahren war, sagte: „Wir wünschen, daß Eure Durchlaucht sich erholen möge.“ Der Fürst erwiderte: „Das hoffe ich auch, ich bin ja ein alter Kissinger Stammgast.“

In Linz fuhr der Zug unter brausenden Hochrufen des außerordentlich zahlreich erschienenen Publikums ein. Ein mächtiger Strauß wurde dem Fürsten überreicht. Der Fürst dankte und gedachte seiner Durchreise nach Wien vor dreizehn Jahren, wobei er ebenfalls warm begrüßt worden sei. Jetzt erschollen die Rufe: „Hoch der Begründer des deutschen Reichs! Hoch Fürst Bismarck!“ Der Führer der Deutschnationalen brachte ein Hoch aus auf den „Begründer des deutschen Reichs“; worauf der Fürst entgegnete: „Sagen Sie: dem Begründer des deutsch-österreichischen Bündnisses“. Der Waggon des Fürsten wurde mit Blumen beworfen, und von neuem ertönten Hochrufe und „Auf Wiedersehen!“ Eine Anzahl Studenten sang die „Wacht am Rhein“.

3. München.

Die Stimmung, die den Fürsten Bismarck in München erwartete, gaben die daselbst erscheinenden Tagesblätter in bedeutsamen Begrüßungs-Aufsätzen wieder. Ich wähle aus der Zahl derselben den Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten“, einer Zeitung, die dem Verdachte urteilsloser Bismarck-Schwärmerei gänzlich entrückt ist, die sogar vor wie nach den Münchener Bismarck-Tagen den Männern des neuen Kurses auf Kosten des ersten Kanzlers ein auffälliges und oft betontes Vertrauen entgegenbrachte. Die „Neuesten Nachrichten“ also schrieben:

Zum Gruße dem Fürsten Bismarck!

Es war in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1885, als sich ganz München rüstete, die Feier des 70. Geburtstages des „eisernen Kanzlers" auf das Festlichste zu begehen. Heute, wenig mehr als sieben Jahre später, hat wieder die ganze, inzwischen bedeutend größer gewordene Stadt, ihre Vorbereitungen zu einer Huldigung getroffen, die dieses Mal dem Fürsten persönlich dargebracht werden kann, da er jetzt, wenn auch nur für wenige Stunden, mitten unter uns weilt. Da ist es nun für uns doppelt erfreulich und für alle die, welche uns seitdem geänderter Gesinnung zeihen, sehr lehrreich, daß wir die Worte, welche wir damals zu Münchens Bismarckfeier niederschrieben, auch heute Zeile für Zeile ungeändert wiederholen können. Wahre Größe und aufrichtige Verehrung derselben ändern sich nicht im Wechsel der Zeiten. Wir stehen daher zum Beweise dessen nicht an, unseren Festgruß vom Jahre 1885 heute dem vollen Inhalte nach zu wiederholen. Er lautete:

„Mitternacht ist vorüber — München schläft; kein Laut ringsum; draußen ragen in tiefe, tiefe Schatten gehüllt König Ludwigs Tempelbauten. Und verhüllt noch steht unter dem Säulenwall der Propyläen in riesengroßem Abbild Deutschlands Säule, der eiserne Kanzler.

Ist es kein Traum, daß am Abend dieses Tages Neu-München seinen begeisterten Dank dem Manne darbringen will, der den deutschen Namen zu höchsten Ehren gebracht — der auch dem bayerischen Namen unversieglichen Glanz verliehen hat? Nein, es ist Wirklichkeit — freut Euch, Ihr Lebenden und hört es, Ihr Toten! Hört es, Ihr Könige und Ihr ungezählten Patrioten, die Ihr, die deutsche Wunde im Herzen, zu Grabe gestiegen seid, hört es: Eure Sehnsucht ist That geworden!

Was sagt uns das leuchtende Bild auf dem Königsplatze? Es sagt uns zunächst, daß die Zeiten vorüber — für immer vorüber sind, in denen das Volk der Bayern der Spielball fremder Interessen und fremder Habgier war. Denn mehr als einmal war dieses schönen deutschen Landes Fortbestand ernstlich in Gefahr, und die Geschichte meldet uns nichts davon, daß gerade jene Mächte im Süden und Osten, die uns so oft als Schutzpatrone empfohlen wurden, auch nur einen Finger gerührt hätten zur Rettung unseres Staates. Bayern hat sich selbst gefunden. Einem Ludwig von

Bayern verdanken die Bismarcke ihre erste Erhebung in den Marken; ein Bismarck hat, in Treue fest gegen festes Vertrauen, unserem weisen König Ludwig gewährleistet, was in schweren Zeiten so oft gefährdet war: Bayern steht fester denn je im Rate der Völker! Darum Dank und Ehre unserem König, Dank und Ehre dem deutschen Kanzler!

Das ernste Bild auf dem Königsplatze mahnt uns aber auch an die Wahrheit, daß Bayern und Deutschland für immer unzertrennlich vereinigt sind. Wehe den Thoren, die in wahnwitziger Verblendung jemals das Band der ewigen Blutbrüderschaft zu zerreißen wagen sollten! Denn die Kraft des Reiches ist auch die Kraft seiner Teile, und mit dem Verrat an der großen Gemeinschaft sinkt der mächtige Zauber, der auch dem einzelnen Achtung und Ansehen verleiht. Möge uns deshalb die Erscheinung des großen Mannes, den wir heute zu unserer eigenen Ehre feiern, eine Mahnung sein, daß wir über die Kämpfe der kleinen Tagesmeinungen und im Getriebe des Erwerbslebens keinen Augenblick des deutschen Vaterlandes vergessen. Reißen wir der Lüge, die für gute Ueberzeugung ausgibt, was nur aus unlauterer Herrschsucht entsprungen ist, die Larve vom Gesicht; verabscheuen wir die politische Rechthaberei, die, den Deutschen so sehr gefährlich, leichten Herzens das Große dem Kleinen opfert; treiben wir mehr Geschichte als Parteipolitik! Mit solchem Gelöbnis der Pflichttreue und Entsagung nahen wir uns dem Bilde des Gefeierten: Ehre und Dank dem Kaiser, der ihn uns gegeben, Ehre und Dank dem Kanzler!"

Und heller noch, begeisterter klingen die Worte desselben Blattes, nachdem der greise Fürst die Isarstadt betreten und der ungeheure Jubel der Bevölkerung ihn zu dem gastlichen Hause geleitet hatte, wo er nach den Anstrengungen der Reise und des Festgetümmels sein Haupt zur Ruhe legen sollte. Die Worte lauten:

Eine Demonstration der edelsten Art war der enthusiastische Empfang, welchen die Bevölkerung Münchens in den allerersten Morgenstunden des heutigen Tages dem Fürsten Bismarck bereitet hat, eine Demonstration des Dankes und der Treue. Wir begegnen wohl nirgends in echt deutschen Kreisen einem Widerspruche, wenn wir sagen, an dieser Demonstration habe wenigstens im Geiste der ganze deutsche Süden teilgenommen; denn in Stuttgart, in Karls-

ruhe oder Darmstadt würde die Einwohnerschaft nicht minder gewetteifert haben, dem Fürsten den Jubelgruß so festlich und herzerquickend darzubringen, als dies von uns Münchnern geschehen ist. Eine Demonstration des Dankes und der Treue! Ja, des Dankes für die Großthat der Einigung aller deutschen Stämme zu einem mächtigen Bundesganzen; des Dankes für die Hinwegtilgung des Spottes, der Geringschätzung, selbst der Verachtung, womit der deutsche Name Jahrhunderte lang im Auslande wie mit einem Fluche belastet war; des Dankes dafür, daß von dem Haupte der Germania wieder der Edelglanz der deutschen Kaiserkrone strahlt, und ihr zu Seiten Austria und Italia als liebwerte Bundesschwestern Schild und Schwert zu Schutz und Trutz erheben. Aber auch ein Treugelöbnis ist unser Willkommgruß. Was Fürst Bismarck, getragen von dem Vertrauen der deutschen Herrscher und von der Begeisterung des Volkes, geschaffen hat, das darf nicht mehr untergehen. Einig wollen wir bleiben, bewußt unserer Stärke und auf sie bauend in den Stunden der Gefahr; nicht ruhen und nicht rasten wollen wir in der Arbeit, unserem Reiche auf friedlichem Wege alles das zu verschaffen, was dessen Bevölkerung zu wahrem Heile, zum echten und dauernden Glücke dient. Treu wollen wir zu dem stehen, der berufen ist, die höchste Stelle im Reiche einzunehmen, und auf dessen Blühen und Gedeihen nach allen Richtungen fördernd einzuwirken.

„Heil Dir, Du Deutsches Vaterland!" rufen wir Veteranen der großen Zeiten von 1870/71 mit heller Begeisterung und mit Thränen des Glückes in den Augen; denn die Bereitwilligkeit, der Eifer, die Hingabe, mit welchen gerade jene, denen das Leben noch kaum erblüht war, als wir Alten die Schlachten in Frankreich schlugen, sich an den festlichen Veranstaltungen zu Ehren unseres fürstlichen Gastes beteiligen, ist ein sicheres, untrügliches Zeichen, daß der Sinn für wahre Größe, für hohe Ideale im deutschen Volke noch lange nicht ausgestorben ist. Als uns betagten Männern die Jugendkraft noch in den Muskeln strotzte, da begeisterten wir uns an den Großthaten der Griechen und Römer, von ihrer Vaterlands- und Freiheitsliebe schwärmten wir und blickten zornmütigen Herzens auf den Jammer und auf die Zerrissenheit unseres eigenen Heimatlandes. Die Jugend dieser Tage aber besitzt, was wir ersehnten, wofür wir bluteten: einig, groß, frei und mächtig ist das Deutsche Reich, und das alles wird so bleiben, so lange die nachwachsenden Geschlechter im reinen Patriotismus erglühen, sowie

denen dankbare Verehrung entgegenbringen, welchen es gelungen ist, das Reich zu schaffen. Der Zauber, der mit dem Namen Bismarck verbunden ist und so mächtig auf die Herzen der Deutschen wirkt, ist der Zauber einer gewaltigen Zeit- und Völkergeschichte, als deren ureigenste Verkörperung Bismarck vor uns allen erscheint. Wem bei seinem Anblicke das Auge heller leuchtet, und wer dem Ueberschwange seiner Brust in einem jubelnden „Heil Bismarck!" Worte giebt, der jauchzt zugleich dem deutschen Kaiserreiche zu, und daß dies überall, wo Fürst Bismarcks edle Greisengestalt jetzt erscheint, in wahrhaft elementarer Gewalt zum Durchbruche kommt, ist das beste, glückverheißende Zeichen für die Zukunft unseres großen, unseres freien, unseres geeinten und mächtigen deutschen Vaterlandes.

Wir müssen, wenn wir solches lesen und auf den folgenden Seiten die Fülle dessen erfahren haben werden, was den alten, aus Macht und Gnade gefallenen Kanzler an stürmischen Beweisen der Liebe, Verehrung und Bewunderung geboten wurde, den Ort in Betracht ziehen, wo diese Huldigungen geschahen. Der Münchener gerät nicht leicht in Wallung; er hat nicht des Wieners entzündbares Gemüt. Gelassen, mit äußerlicher Ruhe, selbst ein wenig träge, steht er den Ereignissen gegenüber, die der wechselnde Tag ihm schnell entrollend zeigt. Spötter haben ihm vorgeworfen, daß eigentlich nur die Güte und der Preis des Bieres ihn aus dem angestammten Phlegma aufrütteln. Und da kam es wie ein Taumel, wie eine alles fortreißende Naturgewalt in diese nüchterne Bevölkerung, und lauter als jemals einem Andern und aus vollem freien Herzen jauchzte sie dem Einen zu, der als schlichter Bürger in ihre Stadt kam! Es ist nützlich, gerade den Münchener Teil der Bismarck-Reise in allen Einzelheiten und der frischen Anschaulichkeit zu schildern, wie sie Augenzeugen in den Spalten der heimatlichen Presse niedergelegt haben. Darum enthalte ich mich der

eignen Worte und reihe die Berichte aneinander, die jenes vorerwähnte meistgelesene Münchener Blatt von den denkwürdigen Tagen des 24., 25. und 26. Juni gegeben hat.

Der 24. Juni.

Fürst Bismarck mit Gemahlin und Gefolge ist heute nachts zwei Uhr zehn Minuten mit Extrazug aus Wien hier eingetroffen. Trotz der frühen Morgenstunde hatte sich zum Empfang des Fürsten ein tausendköpfiges Publikum vor dem Bahnhofe und längs der Luisenstraße bis zum Wohnhause Lenbachs eingefunden. Die Menschenmassen füllten die Trottoire zu beiden Seiten der Straßen und nahmen noch einen großen Teil der Fahrbahn ein. An vielen Stellen hatten sich acht bis zehn Reihen hintereinander aufgestellt. Gegen ein Uhr rückten die Studentenschaft, die Turner, Feuerwehr und die übrigen Vereine zur Spalierbildung ein und zündeten kurz vor Eintreffen des Zuges ihre Fackeln an. Ein Gewitterregen, der in den ersten Abendstunden niederging, erfrischte die vorher schwüle Nachtluft. Gegen Mitternacht hellte es sich auf, so daß der Empfang bei gutem Wetter stattfinden konnte.

In der nördlichen Halle des Zentralbahnhofes, welcher aus Verkehrsrücksichten für das große Publikum abgesperrt werden mußte, hatten sich Hunderte von Herren und Damen zur Begrüßung des Fürsten eingefunden. Die Damen trugen fast alle prachtvolle Blumenspenden. Der ganze Perron war gedrängt voll. Als die Stunde der Ankunft herannahte, drängte sich alles zu den Geleisen vor, um den Fürsten möglichst nahe zu Gesicht zu bekommen.

Unter den Klängen eines flotten Marsches fuhr der

Extrazug unter unbeschreiblichem Jubel, Hüte- und Tücherschwenken in die hellerleuchtete Halle ein. Die erste Gestalt, die man erblickte und auf die aller Augen sich richteten, war der Fürst, der auf der Plattform des Salonwagens in strammer Haltung entblößten Hauptes erschien und elastischen leichten Schrittes fast ohne Hilfe den Perron betrat. Freundlich dankend schwenkte er den bekannten Schlapphut. Der Fürst war dunkel gekleidet und trug die große weiße Halsbinde. Das Aussehen war vorzüglich. Die hohe, imposante Gestalt, die vom Alter ganz unberührt und ungebrochen zu sein scheint, machte auf alle einen unvergeßlichen Eindruck. So, sagte man, wird er einst in der Erinnerung unserer Generation fortleben. Das Antlitz zeigt die abgeklärte Ruhe und Leidenschaftslosigkeit des Alters und erhält durch die kräftigen Brauen und den schneeweißen Schnurrbart etwas Ehrwürdiges. Das große Auge spiegelt jetzt Bonhomie und humorvolle Gutmütigkeit wieder.

Die geradezu stürmischen, minutenlang andauernden Ovationen machten es unmöglich, daß einer der Herren vom Komitee den Fürsten mit einer Ansprache begrüßen konnte. Ebensowenig gelang es den Damen, welche ihre Blumenspenden dem Fürsten überreichen wollten, an denselben heranzukommen.

Erst dem freundlichen Eingreifen einiger Polizeiorgane war es möglich, den Fürsten durch die jubelnde Menge hindurchzuführen. Mehreren Damen und Herren, welche an den Fürsten herankommen konnten, reichte er die Hand. Unter Fackelbegleitung von jungen Künstlern und dem brausenden Widerhall der „Wacht am Rhein" durchschritt Fürst Bismarck mit Gemahlin den kleinen Fürstensalon und be-

gab sich zu den Wagen, welche im Posthofe aufgestellt waren. Dort und im Bahnhofgang erscholl stürmischer Jubel. Die meisten Damen konnten erst hier ihre prachtvollen Blumensträuße in den Wagen legen. Eine Kundgebung von ähnlicher patriotischer Begeisterung haben diese Räume wohl noch nie erlebt — am wenigsten in so früher Morgenstunde.

Unter großartigen Ovationen des Publikums fuhren die Wagen langsam durch die von Fackeln eingesäumte Straße bis zur Villa Lenbach — gegenüber den Propyläen —, wo für die fürstlichen Gäste das Quartier bereitet war.

Schon vor dem Eintreffen des Wagens bei der Villa ertönten fernher brausende Hochrufe, die das Nahen des Fürsten verkündeten. In einem Augenblick waren sämtliche Fackeln entzündet und warfen ihre flammende Lohe weit in die Nacht hinaus. Herrlich präsentierten sich die Propyläen, deren prächtige Säulen aus dem roten Qualm in blendendem Weiß majestätisch in die Luft hineinragten. Auf der Estrade der Villa intonierte ein Musikkorps, bestehend aus zwanzig Hornbläsern, großenteils Mitgliedern der Künstlergesellschaft „Allotria", eine schmetternde altertümliche Fanfare. Langsam nahten sich die Wagen der Villa, deren Räume im elektrischen Lichte erstrahlten. Immer und immer wieder dankte der Fürst, der im Fond des ersten Wagens saß, für die nicht endenwollenden Huldigungen, die ihm die dichtgedrängte Menge darbrachte.

Entblößten Hauptes, das Gesicht freudig gerötet, fuhr der Fürst in den Garten der Villa ein. Während vor dieser die Ovationen der an das Gitter sich drängenden zahllosen Masse ununterbrochen fortdauerten, entstieg der Fürst elastischen Schrittes dem Wagen und begab sich, von Lenbach

geführt, in den ersten Stock des Haupttraktes der Villa, wo seine Gemächer sich befinden. Im Mittelsaale angekommen, trat nach kurzer Zeit der Fürst, indem er den Schlapphut abnahm, auf den Balkon und dankte, nach allen Seiten sich tief verbeugend, für die brausenden Hochs, die ihm entgegenschallten.

Noch zweimal mußte der Fürst, den geradezu stürmischen Ovationen Folge leistend, auf dem Balkon erscheinen; das letzte Mal zeigte er sich barhäuptig, mit einem mit Bier gefüllten Glase in der Hand, das er, zum Gruße hoch erhebend, in einem Zuge leerte. In diesem Augenblicke erreichte der Jubel und Enthusiasmus der auf der Straße Stehenden den Höhepunkt. Alles stimmte begeistert das Lied „Deutschland, Deutschland über Alles" an, dem nach einer mit Hurrahrufen ausgefüllten Pause die „Wacht am Rhein" folgte.

Nach halb 3 Uhr erlosch die Bogenlichtlampe in dem Mittelsaale, und unter fortwährenden Ovationen rüsteten die spalierbildenden Korporationen sich zum Abzuge. Noch lange aber währte es, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Stets von neuem erschollen donnernde Hochrufe der nicht weichen wollenden Menge. Endlich zogen die fackeltragenden Korporationen unter den Klängen von patriotischen und Studentenliedern nach der Arnulf-Straße ab, wo die Fackeln zusammengelegt wurden. Vor der Villa herrschte vor und nach der Ankunft des Fürsten trotz der riesigen Menschenmassen, die hier Aufstellung genommen hatten, musterhafte Ordnung. Die zahlreich anwesenden Sicherheitsorgane hatten kaum etwas zur Aufrechterhaltung der Ruhe zu thun. — Allgemein wurde mit lautester Freude das vorzügliche Aussehen des greisen

Fürsten wahrgenommen, dessen Bewegungen nicht die geringste Ermüdung verrieten.

* * *

Während noch rotfarbige Vorhänge die Fenster der Wohnräume des Fürsten heute vormittag verdeckten, hatten sich vor der Lenbach'schen Villa bereits große Menschenmassen eingefunden, welche stundenlang auf die ersehnte Gelegenheit harrten, den Altreichskanzler zu Gesicht zu bekommen. Nach Schluß der vormittägigen Gottesdienste am heutigen Johannisfeiertage wuchs die Menschenmenge noch mehr an. Die Tausende, die hier in der herrlichen, frischen Morgenluft sich ergingen, sollten auch nicht unbelohnt bleiben!

Der Fürst hatte sich aus einem stärkenden Schlaf nach 10 Uhr erhoben und wollte gerade frühstücken, als der akademische Gesangverein im Garten erschien, um dem Fürsten ein Morgenständchen darzubringen. Der Verein war, von Philistern desselben verstärkt, mit der Vereinsfahne erschienen und stellte sich unterhalb des Balkons auf. Eine Kornblume im Knopfloch war der gemeinsame Schmuck. Unter Leitung des Herrn Professors Kellermann ließ der Verein zunächst seinen Sängerspruch erschallen, worauf der Fürst alsbald mit Gemahlin auf dem Balkon erschien, von nicht endenwollendem Jubel des Publikums und der Sänger begrüßt. Immer und immer wieder erneuerten sich die enthusiastischen Kundgebungen, für welche der Fürst, der frisch und heiter aussah, durch Verbeugen und Schwenken seines Schlapphutes fortwährend dankte. Die Ovationen wurden nur durch die Gesangsvorträge unterbrochen. Zuerst kam unter Begleitung einer Musikkapelle das Bundeslied von Franz Lachner, dem Ehrenmitglied des Vereines,

mit einem von dem Vereinsmitgliede cand. phil. Herbig gedichteten neuen Texte schwungvoll zum Vortrage. Das Lied, welches dem Fürsten in einer Mappe als Andenken überreicht wurde, lautete:

Sei gegrüßt im Sturm der Lieder,
Deutscher Größe treue Wacht!
Der zu eines Volkes Brüder
Uns vereint im Sturm der Schlacht,
Der, was alt und morsch geworden,
Kühn zerschlug mit starker Hand,
Der den Süden und den Norden
Fest in Einigkeit verband.

Selig, wer im Herbst des Lebens
Ernten kann, was er gesät,
Wer am Ziel gewalt'gen Strebens
Seines Ruhmes Garben mäht.
Dir ist dieses Lob beschieden,
Sieh mit gläubigem Vertrau'n,
Wie Dein Volk Dir schon hienieden
Seines Dankes Dom will bau'n.

Sei noch lang auf dieser Erde
Schwert und Schild dem Vaterland!
Spät erst in Walhalla werde
Dir die Palme zuerkannt.
Laß die Stürme brausend wehen,
Feinde toben, nah und fern:
Wenn wir treu zusammen stehen,
Sinket nimmer unser Stern!

Nach den Klängen dieses Liedes ertönten wieder brausende Hochrufe. Professor Kellermann, der I. Vorsitzende des Vereines, sowie der II. Vorsitzende und der I. Schriftführer wurden hierauf zum Fürsten gebeten. Der Fürst sagte zu den Herren: „Ich freue mich, daß mir hier in München ein solcher Empfang zu teil geworden ist. Um die frühe Morgenstunde, in der ich angekommen bin, hätte ich

bloß noch Nachtwächter auf der Straße vermutet.“ Dann erkundigte sich der Fürst des näheren nach dem Akademischen Gesangvereine und fragte, da er auch einzelne „alte Häuser“ unter den Sängern gewahrte, ob alle Anwesenden Studenten seien. Professor Kellermann entgegnete „gewesen“. „Das ist auch bei mir der Fall“, antwortete der Fürst lächelnd. Der Fürstin wurde ein prächtiges Bouquet aus Kornblumen und Rosen überreicht, für welches sie herzlichst dankte. Sie freue sich sehr über den schönen Gesang.

Dann trat das Fürstenpaar wieder auf den Balkon, abermals stürmisch begrüßt. Die Sänger stimmten das Lied ihres Ehrenmitgliedes Max Zenger „Deutsch überall“ an und schlossen das Ständchen nach einem Hoch auf den Fürsten und die Fürstin mit dem zuerst gesungenen Sängerspruch. Als der Verein mit Fahne den Garten verließ, stimmte die Menge das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ an. Der Fürst war von dieser spontanen Kundgebung aufs tiefste gerührt und deutete durch eine Handbewegung die Unmöglichkeit an, hiefür danken zu können.

* * *

Im Laufe des Vormittags erschien eine Deputation aus Augsburg, um den Fürsten namens vieler Tausender national gesinnter Männer Augsburgs einzuladen, der Stadt einen Besuch abzustatten. Die Deputation erhielt sofort eine Zusage. Es war daselbst bereits ein Komitee zusammengetreten, um über einen würdigen und festlichen Empfang des Fürsten Beschlüsse zu fassen.

* * *

Um zwölf dreiviertel Uhr folgte der Fürst einer Einladung zu einem kleinen Frühstück bei dem Oberststall-

meister Grafen Holnstein in dessen Wohnung an der Marstallstraße. Daran nahmen teil Fürst und Fürstin Bismarck, Graf und Gräfin Holnstein, Herr von Löweneck, Franz von Lenbach mit Gemahlin, Professor Schwenninger und der Sekretär des Fürsten, Dr. Chrysander. Das Frühstück, welches einen rein familiären Charakter hatte, war auf Wunsch des Fürsten auf bayerische Art zubereitet; es wurde Hofbräuhausbier getrunken, das sich der Fürst trefflich schmecken ließ. Als er nach dem Mahl seine lange Pfeife ansteckte, wurde er am Fenster von dem Publikum erkannt, das in stürmische Hochrufe ausbrach. Der Fürst mußte mehrmals an das Fenster treten, um zu danken. In lebhafter, ungezwungener Unterhaltung weilte er bis gegen halb drei Uhr im Hause des Grafen.

* * *

Um halb vier Uhr fuhr eine städtische Deputation vor der Lenbach'schen Behausung vor, um den Fürsten namens der Stadt zu grüßen. Die Deputation wurde alsbald vom Fürsten empfangen. Bürgermeister Dr. v. Widenmayer hielt folgende Ansprache an das Fürstenpaar:

„Durchlauchtigster Fürst! Durchlauchtigste, gnädigste Fürstin! Wie unvorbereitet München war, die hohen Gäste würdig zu empfangen, davon ist unser großer Mitbürger, dessen Heim Durchlaucht mit ihrem Besuch beehrt haben, ein unverdächtiger Zeuge. Aber das Herz ist zu festlichem Gruße immer bereit, da, wo es mit Verehrung, Dank und Liebe beteiligt ist. So bittet die Stadt München, ihren Willkommgruß zu würdigen. Wir haben mit warmer Teilnahme und innigen Segenswünschen Euer Durchlaucht auf Ihrer Reise nach der schönen Kaiserstadt begleitet, als Sie in den gewaltigen Baum des Bismarckstammes ein neues, holdes Reis aufnahmen. Der Jubel, mit dem München Euer Durchlaucht

empfing, ist nicht mit dem Winde verweht, denn er wurzelt in dem Dank einer gut deutschen Stadt für die unvergänglichen Verdienste Eurer Durchlaucht um Deutschlands Einigung, um Kaiser und Reich, und in dem besonderen Dank der bayerischen Hauptstadt für die Bayern alle Zeit bewiesene Freundschaft. Mögen viele frohe Stunden in diesem Künstlerheim Ihr und der Fürstin Herz erfreuen! Der Bürgerschaft Münchens aber bitten wir, die besondere Ehre zu erweisen, das Haus der Stadt zu besuchen."

Fürst Bismarck erwiderte hierauf folgendes:

„Meine Herren, ich bin sehr dankbar für die hohe Ehre Ihres Besuchs. Als ich diese Reise antrat, that ich es mit dem hoffnungsfrohen Herzen eines Vaters, der für seinen Erstgeborenen eine Lebensgefährtin findet, die allem entspricht, was ein Vater seinem Sohn wünschen kann. Aber ich habe nicht erwarten können, daß meine Befriedigung durch eine so glänzende Aufnahme überall und durch politische Erfahrungen — anders kann ich es auch als Privatmann nicht bezeichnen — erhöht werden sollte, wie ich sie, besonders in Dresden und hier, gemacht habe. Die wohlwollenden Begrüßungen, welche mir zu teil wurden, sind eine Genugthuung für mich, besonders weil niemand, der sich mir nähert, Grund hat, von mir irgend etwas zu erwarten oder zu fürchten, während in Amt und Würden ein gewisser Abzug geboten ist. Ich bin tief gerührt davon und in hohem Maße erfreut. Es ist mir, ich möchte sagen als wenn ich Absolution von meinen politischen Sünden erhielte, die ich ja begangen habe wie jeder Andere, der so lange wie ich am Ruder geblieben ist. Es ist das ein Zeugnis, daß die besseren Eindrücke meiner Amtsführung die überwiegenden geblieben sind, und ich habe das Gefühl eines Pri-

maners, der mit einem guten Abiturientenzeugnisse abgeht.

Zugleich geben mir diese Kundgebungen Grund zu fester Hoffnung für unsere deutsche Zukunft. Das ist keine Überhebung, denn die Äußerungen des Wohlwollens für mich persönlich sind ein Ausdruck der Befriedigung mit den Zuständen wie sie sind, und da ist Aussicht, daß die 50 Millionen unserer Landsleute sich das Errungene nicht werden rauben lassen.

Es ist eine besonders gnädige Fügung Gottes gewesen, daß er unsere lange von der Vorsehung scheinbar vergessene Nation Wege geleitet hat, die zu einer dauernden Einigung zu führen geeignet waren. Nehmen Sie an, die Einigung wäre durch kriegerische Macht von irgend einer Seite erzwungen worden; da wäre in den Vergewaltigten das Gefühl der Gegnerschaft schwer erloschen und die Dauer des Werkes zweifelhaft. Aber Gott hat uns so geführt, daß in jenem Werdegange — wie man im Norden sagt — alle Volksstämme mit deutschen Armes Kraft mit auf den Ambos zugeschlagen haben, auf dem die Einheit geschmiedet ward. Die Sachsen bei St. Privat, die Württemberger vor Paris, die Bayern bei Wörth, Bazeilles und im Schnee von Orleans, sie alle haben freudige und stolze Erinnerungen an die Tage unserer Einigung. Das ist Gottes Gnade, daß es so gekommen ist.

Wenn nach 1866 das Deutsche Reich schon hergestellt wäre, so hätte es auf viele unserer Landsleute doch den Eindruck einer Gewaltthat gemacht, und der Bürgerkrieg

als einziges Mittel zur Lösung des gordischen Knotens unserer geschichtlich überkommenen Uneinigkeit würde trübe Ausblicke in die Zukunft verstattet haben. Aber, daß wir alle vereint haben mithelfen können, ist die Bürgschaft der Dauer.

Vollkommen ist ja nichts auf dieser Welt, und wir werden immer noch Zwirnsfäden zu lösen haben, aber doch nur Zwirns-Fäden. Im ganzen ist die Einigung von allen Stämmen gebilligt, und die Eintracht der Stämme, die ich als Vorbedingung inneren Friedens und äußerer Geltung und Sicherheit stets betrachtet habe, ist vorhanden. Nach engeren Formen der Einheit zu streben ist unnötig: Das Beste ist des Guten Feind, ohne daß ich deswegen in allem contenti estote sagen möchte.

Der deutsche Sinn wird uns nicht verlassen, und ich glaube nicht, daß äußere Gewalt uns etwas thun kann. Ich gehe noch weiter, ich glaube nicht, daß die große Gefahr, welche im teutonischen Selbständigkeitsgefühle liegt, uns auseinandersprengen könnte. Trotz aller Utopien bleibt herrschendes Prinzip in Deutschland doch immer die öffentliche Meinung des großen Durchschnitts der gebildeten Stände. Und was meine Aufnahme in großen Städten wie Dresden und hier betrifft, so ist sie mir deswegen so wohlthuend, weil sie von dem eben bezeichneten ausschlaggebenden Teile der Bevölkerung ausgeht. Ich werde in den heimischen Wald befriedigter zurückkehren, als ich ihn verließ.“

Die Rede des Fürsten war in allen Teilen mild, warmherzig und vom edelsten Patriotismus erfüllt.

* * *

In den Abendstunden machte der Fürst mit seiner Begleitung eine Ausfahrt, vom Publikum überall enthusiastisch begrüßt. Zuerst fuhr er in die Georgenstraße, wo er bei dem jungen Prinzen von Edinburgh, der ihm mit seinem Lehrer, Professor Rholfs, den ersten Besuch abgestattet, Besuch machte. Auf der Weiterfahrt kam er auch gegen sieben Uhr zum Hofbräuhause, wo er jubelnd empfangen wurde. Dies bestimmte den Fürsten, einen „Stein" zu leeren. Ein Korpsstudent brachte unter tosendem Beifall der zahlreichen Gäste einen Toast auf Bismarck aus, indem er sagte: „Wir wollen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf Seine Durchlaucht zu den zahlreichen noch ein Hoch auszubringen." — Mit sonorer Stimme antwortete der Fürst: „Ich trinke alle Tage Münchener Bier, aber das im Hofbräuhaus nur alle fünfzig Jahre einmal; das letzte Mal 1842." Hierauf stieß er mit den Studenten an und that einen kräftigen Schluck. In der Runde erklang ein allgemeines „Smollis". In heiterster Laune setzte der Fürst die Weiterfahrt fort.

* * *

In der Villa Lenbach wurde im Laufe des Tages eine große Anzahl der herrlichsten Blumenspenden für den Fürsten Bismarck abgeliefert. Im Empfangszimmer war schon Donnerstag abend ein äußerst geschmackvolles und aus den kostbarsten Blumen bestehendes Blumenarrangement aufgestellt worden; dasselbe trug folgende Widmung: „Dem großen Kanzler ein herzliches Willkommen von dem Zentralkomitee des Verbandes alter Korpsstudenten."

Freitag abend überreichte die Vorstandschaft des Turnvereins München einen prächtigen von Vereinsmitgliedern

eigens zu diesem Zwecke gepflückten Alpenrosenstrauß. Der hochgewölbte Strauß trug das aus Kornblumen dargestellte Turnerzeichen zweimal eingebunden, während auf den den Strauß umfassenden grünseidenen Schleifen mit Goldschrift die Worte zu lesen waren: „Dem frischen Altreichskanzler, dem freien Warte deutscher Einheit, Ein frohes, frommes Gut Heil!“ Der Fürst dankte mit herzlichem Händedrucke, auch die Frau Fürstin äußerte ihre Freude über den Strauß. Im Verlaufe der Unterhaltung bemerkte der Fürst lächelnd, er sei erstaunt, daß die Herren als Turner im — Frack gekommen seien, und fügte, wohl mit Bezug auf die jüngsten gesellschaftlichen Strapazen in Wien, vergnügt hinzu, sein Frack sei gut verpackt.

* * *

Am Abend des 24. Juni brachte die gesamte Studentenschaft Münchens dem Fürsten Bismarck einen Fackelzug. Zweiundzwanzig Musikkapellen befanden sich in dem Zuge, welcher gegen sechzehnhundert Fackeln zählte. Mitglieder von den Korps aller Hochschulen beteiligten sich an der Ovation. Der Jubel der Studentenschaft wetteiferte mit dem des Publikums, welches musterhafte Ordnung beobachtete. Als der Fürst nach dem Vorbeizug, dem Drängen des Publikums nachgebend, noch einmal auf der Treppe erschien, dankte dieses mit nicht endenwollendem Jubel und donnerndem Applaus. Die Antwort des Fürsten auf das offizielle, von dem Senior des präsidierenden Korps Palatia ausgebrachte Hoch hatte folgenden Wortlaut:

„Ich sage Ihnen herzlichsten Dank für die Begrüßung, die Sie mir hier darbringen. Ich kann Sie nur bitten, das heutige Fest zu beenden, indem Sie meinem

Worte sich anschließen, daß wir das deutsche Reich, welches unter dem alten deutschen Kaiser in Verbindung mit Ihrem erhabenen Prinz-Regenten, unserem erlauchten Kriegskameraden, vor 22 Jahren begründet wurde, daß wir dieses Reich mit eisernen Klammern festhalten."

* * *

Nach dem Fackelzug fand in dem an die Terrasse anstoßenden Saal der Lenbach'schen Villa eine ungezwungene Unterhaltung, an der eine illustre Gesellschaft teilnahm, statt. Der Fürst war auf das tiefste gerührt über die ihm bereiteten Ovationen, trug aber mit seltener Frische und jugendlicher Kraft bis zu später Stunde die Kosten der Unterhaltung, wobei er von Zeit zu Zeit wieder seine lange Pfeife anzündete und gemütlich schmauchte. Der Fürst mit seiner imposanten Gestalt hatte, wie ein Gast treffend bemerkte, „etwas von dem alten Göttervater Zeus". Die historische Größe, der man sich hier in ungezwungener Unterhaltung näherte, machte auf alle einen unauslöschlichen, unvergeßlichen Eindruck. Der Hauch unverwelklichen Ruhmes und menschlicher Größe erfüllte alle. Die Mischung von Würde, Menschlichkeit und Anspruchslosigkeit war einzig. Unsere deutschen großen Männer zeichnen sich ja immer durch den Mangel jeglicher Pose aus. Der Fürst nahm jedem sofort den beklemmenden Eindruck, den eine solche Persönlichkeit unwiderstehlich auf alle macht. Durch alle seine Gespräche, in welcher der höchste politische Ernst mit dem herzlichsten Plauderton über gleichgültige Dinge abwechselt, zieht sich wie ein roter Faden immer wieder der einzige Gedanke, dem er seine Lebenskraft gewidmet, der Gedanke an das deutsche Vaterland und die wiedererrungene Einheit.

In längerem Gespräch weilte der Fürst mit Dr. Paul Heyse. Man sprach von den Verdiensten König Ludwigs II. um die Errichtung des neuen Deutschen Reiches. Der König, so sagte der Altreichskanzler, hat damals zuerst an den Kaiser geschrieben, daß es ihm schwer sein würde, sich in die Neuordnung der Dinge zu finden, wenn der König von Preußen nicht der primus inter pares bliebe. Wenn der König von Preußen aber den Kaisertitel annähme, werde sich die gesamte Neuordnung leichter vollziehen. Bismarck hat damals zum alten Kaiser gesagt, Majestät komme nur auf diesem Wege dahin, nicht länger ein Neutrum zu sein. Der Kaiser fragte „wie so?" Majestät würden dann ewig nur „das Präsidium" sein. — Paul Heyse kam auch auf König Max zu sprechen und meinte, dieser würde sich schwerer in die Neuordnung der Dinge gefügt haben als sein Sohn, zumal er ein ernster Verteidiger der Triasidee gewesen. Der romantische, hochideale Zug König Ludwigs habe gewiß viel dazu beigetragen, den Kaisergedanken zu verwirklichen. „Das ist sehr richtig", antwortete Fürst Bismarck. Kaiser Wilhelm habe ebenfalls noch sehr an den Überlieferungen des vorigen Jahrhunderts festgehangen, und nur unter Schonung aller bestehenden Verhältnisse, wenn auch nicht gerade auf Grundlage des alten Bundes, so doch noch weniger in ganz neuen Formen habe er die Einigung des deutschen Vaterlandes suchen wollen. Ebenso sei König Max noch in den alten Traditionen aufgewachsen, während das junge Geschlecht den neuen Ideen sich naturgemäß leichter erschlossen habe. — Die Unterredung gab auch Gelegenheit, Geibels zu gedenken. Geibel, so meinte Paul Heyse, hat sich von Anfang an mit der Kaiseridee getragen. Wir jungen Leute hatten dies

noch als Utopie betrachtet, sind aber bald in die neuen Ideen hineingewachsen. Es sei eine Genugthuung für den alten „Sänger des Reiches" gewesen, daß er die Verwirklichung seines Traumes noch erlebte. Bismarck entgegnete: Diese Wünsche sind ja gewiß im deutschen Volke sehr verbreitet gewesen, aber ohne daß Deutschland sich aufs ernsteste bedroht gefühlt, würde es dennoch niemals dahingekommen sein, daß dessen Stämme sich zusammenschlossen. Nur der Not und der Begeisterung über unsere Siege verdanken wir das Reich. „Durchlaucht kennen die Weltgeschichte besser als ich", fuhr Heyse fort, „aber darin müssen Sie mir recht geben, daß niemals ein Mann, der soviel geleistet und so sehr im öffentlichen Leben gewirkt, eine so unmittelbare Liebe und Verehrung im Volke genossen hat, wie Ew. Durchlaucht. Friedrich der Große z. B. war in seinen alten Tagen im Volke nicht beliebt." „Je länger man lebt, desto mehr ist man genötigt, Menschen gegenüber zu treten und sich Feinde zu machen. Die Dankbarkeit zieht sich zurück, wenn man seine Pflicht gethan hat. Ich bin von der Anhänglichkeit und Liebe so gerührt, daß ich nicht immer gleich die Worte finde, um so zu danken, wie ich möchte", entgegnete der Fürst.

Als Chronisten müssen wir auch noch eine Äußerung erwähnen, die der Fürst anläßlich der großen Ovationen, die ihm dargebracht worden, gethan. Er sagte:

„Früher war mein ganzes Bestreben dahin gerichtet, das monarchische Gefühl im Volke zu heben. An den Höfen und in der offiziellen Welt wurde ich gefeiert und mit Dankbarkeit überhäuft. Das Volk wollte mich steinigen. Heute jubelt mir das Volk dafür zu, während die anderen

Kreise mich ängstlich meiden. Ich glaube, das nennt man Ironie des Schicksals."

Am 25. Juni

fand in der Mittagsstunde der angekündigte Besuch im Rathause statt. Auf die Nachricht, daß Fürst Bismarck dem Rathause einen Besuch abstatten werde, hatte sich eine nach Tausenden zählende Menschenmenge auf dem Marienplatze eingefunden. Alle Fenster der angrenzenden Häuser waren dicht besetzt; bis auf die Dächer sogar waren die Menschen gestiegen, um den Fürsten zu sehen. Punkt 12 Uhr verkündeten brausende Hochrufe, die sich über den Platz weithin verbreiteten, daß der Fürst nahe. Der Fürst, mit einem grauen Überrocke angethan, fuhr entblößten Hauptes beim Rathause vor. Als der Wagen hielt, erhob er sich und blieb einige Minuten gegen das Publikum gewendet, nach allen Seiten hin grüßend, stehen. Der Enthusiasmus war unbeschreiblich und steigerte sich noch, als der Fürst, ohne die Hilfe des vorher ausgestiegenen Dr. Schwenninger in Anspruch zu nehmen, den Wagen verließ und sich festen Schrittes, in strammer, militärischer Haltung, den Hut in der Hand haltend, gegen das Rathaus wendete. Das Publikum schwenkte Hüte und Tücher, und von den Fenstern jubelten die Bewohner dem Fürsten zu. Inzwischen war das Empfangskomitee, an der Spitze Bürgermeister Dr. v. Widenmayer, vor dem Rathause erschienen. Der Fürst begrüßte lebhaft den ersten Bürgermeister, dem er die Hände schüttelte. Dann begab er sich zum Eingange, und nachdem die Ovationen der draußen harrenden Menge nicht enden wollten, wendete sich der Fürst unter dem Thorbogen noch einmal gegen das Publikum zurück, für die ihm dargebrach-

ten Huldigungen dankend. Sodann begab sich der Fürst, vom Bürgermeister geleitet, in das Innere des Rathauses.

Im Saal der Gemeindebevollmächtigten waren die städtischen Kollegien, einige Schul-Inspektoren, Stiftsprobst v. Türk und die städtischen Oberbeamten versammelt, welche den Fürsten und die Fürstin, als er mit Dr. Schwenninger und Professor v. Lenbach eintrat, mit dreifachem Hoch begrüßten. Der Fürst betrachtete den Saal und die mit Damen dicht gefüllte Gallerie und begab sich darauf in den Magistratssaal, woselbst Bürgermeister Dr. v. Widenmayer folgende Ansprache hielt:

„Ich reiche Euer Durchlaucht den Becher zum Ehrentrunk. Gepriesen sei die Stunde, in der Euer Durchlaucht das Haus der Stadt betraten. Sie wird im Herzen derer, die sie miterlebt, wie im Buche der Stadt fortdauern als eine Stunde des Glücks. Wir denken in diesem weihevollen Augenblicke an die gewaltigen Dinge, die im deutschen Volke seit 22 Jahren geschehen sind, an die geheiligten Gestalten, denen das deutsche Volk seine nationale Wiedergeburt verdankt, vor allem an des großen Reichskanzlers eigene Thaten. Jeder Tag dieses Lebens stand im Dienste deutscher Einheit und Größe. Nehmen Euer Durchlaucht den Dank und Segen der Stadt München aus dem Munde seiner Vertreter entgegen und die wärmsten Wünsche für Ihr und der fürstlichen Familie Wohl und Glück. Stimmen Sie mit mir ein, meine Herren Kollegen, in den Ruf: ‚Se. Durchlaucht, Fürst Bismarck, er lebe hoch!‘“

Auf diesen Toast des ersten Bürgermeisters erwiderte Fürst Bismarck folgendes:

„Ich bin aus meiner Heimat ausgefahren, um meinem Hause eine neue Tochter zu werben. Daß ich bei dieser Gelegenheit tausend und aber tausend von Freunden und, nachdem ich nicht in Amt und Würden, darf ich

wohl sagen, persönlichen Freunden begegnet und begrüßt habe, erhöht ja im besonderen Maße die Genugthuung und Freude, mit der ich von meiner Sommerreise wieder in die Heimat zurückkehren werde.

Es wird die Anerkennung, die ich bei dieser Gelegenheit von einer so großen Anzahl meiner Landsleute erfahren, um so erhebender für mich, als sie mir entgegentritt an den hervorragenden Sitzen deutscher Intelligenz und Bildung. Denn man darf diese doch in den größten unserer Städte suchen und die größten, wenn ich das mir benachbarte und befreundete Hamburg abrechne, sind eben Dresden und München. Ich bin dabei nicht blind für die amtlichen Zentralsitze unserer Bildung an den Universitäten, die ich ja hier auch zu begrüßen Gelegenheit habe, aber wenn ich nach den kleineren deutschen Universitäten hinkäme, so habe ich wohl die Überzeugung und ich darf wohl sagen die Bürgschaft, daß ich dort mit demselben Wohlwollen aufgenommen werden würde, wie hier von der studierten und nicht studierten Münchner Welt. Wenn ich die Anerkennung der Jugend und die Anerkennung der gebildeten Bürgerschaft unter meinen Landsleuten vereinige, dann bin ich auch dessen sicher, was ich allein in meinem Privatleben noch erstrebe, ein gewisses und gerechtes Maß der Anerkennung von seiten derer, die nach mir und nach uns leben werden.

Ich bin ja in der Lage, mich mit dem, was nach mir kommen wird, schon mehr zu beschäftigen als mit der Gegenwart; denn in meinem Alter habe ich so sehr viel nicht mehr vor mir und die paar Jahre kann ich es schon aushalten. Aber es mag kommen, wie es will, ich wünsche

auch denen, die lange nach mir leben werden, nicht nur ein langes, ſondern auch angenehmes Leben. Dazu gehört vor allen Dingen Friede im Innern und Äußern im Vaterland, Friede und Eintracht unter den deutſchen Stämmen, die lange Jahrhunderte ohne landsmannſchaftliches Wohlwollen einander gegenüberſtanden und oft mit gezogenem Schwerte einander gegenübertraten. Alſo Friede nach innen, Friede nach außen! Ihn geſtört zu ſehen, können doch nur böſe oder gewiſſenloſe Leute wünſchen.

Wir ſind ja gerade durch die große Macht, die uns die Einigkeit und gewonnene Eintracht giebt, ziemlich ſicher, daß wir nicht mit demſelben Mutwillen angegriffen werden, wie noch vor einigen zwanzig Jahren und früher öfter. Man hat ja doch geſehen, daß ſich das geeinigte Deutſchland nicht ſo behandeln läßt, wie das zerriſſene; wir haben die volle Ebenbürtigkeit im Anſehen vor dem Auslande mit den anderen großen Nationen, die früher als wir einig geworden waren, ganz zweifellos erlangt. Man reſpektiert uns und man wird uns nicht mutwillig angreifen, namentlich, wenn fortbeſtehen bleibt die ſüdliche und ſüdöſtliche Deckung unſerer Grenze, die wir durch das gute Verhältnis mit Öſterreich-Ungarn gewonnen haben und bei der Bayern beteiligt iſt mit einer ſehr langen Strecke von Hof bis Lindau herunter. Die Sicherheit, auf dieſer langen ſüdöſtlichen Strecke Friede und Freundſchaft zu haben, iſt namentlich auch für Bayern wohl von hohem Wert, aber auch für ganz Deutſchland, und die Pflege dieſer zwar internationalen aber doch auf alten nationalen Traditionen beruhenden Freundſchaft iſt

meines Erachtens die Pflicht einer jeden deutschen Reichsregierung, und ich hoffe, daß diese Pflicht erfüllt wird.

Am sichersten wird sie erfüllt werden von einem Teilnehmer an dem Kriege, durch den wir sie erkämpft haben. Se. k. Hoheit der Regent von Bayern ist einer der erlauchten Kriegskameraden meines damaligen Königs und aller derer, die mitgefochten haben, und die bayerischen Truppen, deren Blut zum Kitt unserer damals gewonnenen Einigkeit gehört, wissen, daß er in jeder Gefahr in ihrer Mitte geblieben ist, ebenso wie die Prinzen aus dessen Hause, die nicht im Hauptquartier, sondern bei ihrer Batterie den Krieg mitmachten. Also erlauben Sie mir — obwohl ich schon nicht mehr berechtigt bin, von den hohen Herren zu sprechen —, nachdem Sie mich mit meiner Gesundheit überrascht haben, daß ich ein Glas auf das Wohl Ihres für mich immer sehr gnädig gewesenen Herrn und Regenten leere.

Se. Königl. Hoheit der Prinz und Regent Luitpold von Bayern lebe hoch, hoch, hoch!

Ein Toast, der in das Rathaus vor allem hineingehört und den ich mit vollem Herzen ausbringe."

Nach dem sich daran schließenden Frühstück stellte der erste Bürgermeister dem Fürsten die Herren des Gemeinderates vor, die entzückt von der Frische und Leutseligkeit des hohen Gastes waren. Gegen 1 Uhr erhob sich der Fürst und zeichnete sich mit dem allbekannten kräftigen Zuge im Stadtbuche ein „Fürst Bismarck, München 25. Juni 1892." Die Fürstin ebenfalls in großen Zügen schrieb darunter „Fürstin Bismarck." Die am Marienplatz angesammelte kolossale Menge konnte das Erscheinen des Fürsten nicht

erwarten und sang unausgesetzt die „Wacht am Rhein". Als sich aber Fürst und Fürstin am Balkon zeigten, war des Jubels und der Hochrufe kein Ende.

Während der Fürst im Rathause weilte, mehrte sich das Publikum auf dem Marienplatze noch zusehends, so daß die Menge buchstäblich Kopf an Kopf stand. Geduldig und in musterhaftester Ordnung harrte sie der Wiederkehr des Fürsten. Währenddem wurden zwei Strophen der „Wacht am Rhein" gesungen und erschollen begeisterte Hochrufe zum Fürsten empor, der sich bei der Ankunft wie bei der Abfahrt auf dem Balkon zeigte. Eine kleine Episode ereignete sich noch, die bezeichnend genug für die im Publikum herrschende Begeisterung ist, um hier wiedergegeben zu werden. In einem Wagen befand sich eine amerikanische Familie, die das Sternenbanner mit sich führte, das sie des Öfteren schwang. Als auf dem Platze einige Ruhe eingetreten war, erhob sich aus der Familie ein älterer Herr, der die Menge mit folgenden Worten apostrophierte: Leute! Leute! Fürst Bismarck lebe hoch! Ungeheuren Jubel entfesselten diese Worte, und begeistert stimmte das Publikum in das Hoch ein.

Nach beinahe einstündigem Aufenthalte im Rathause verließ es der Fürst wieder. Der Wagen war in das Innere des Rathauses gefahren und der Fürst bestieg ihn gleich von der Treppe aus, wo er sich auf das Herzlichste von dem I. Bürgermeister und den übrigen Herren verabschiedete. Als der Wagen auf den Platz herausfuhr, brachen donnernde Hochrufe los, die sich auch bei dem Erscheinen der Fürstin im zweiten Wagen fortsetzten. Durch die Theatinerstraße fuhr der Fürst dann nach der Villa zurück.

* * *

Das bekannte Kneipzimmer der „Allotria“ in der Barerstraße hatte heute einen denkwürdigen Tag. Fürst und Fürstin Bismarck gaben heute nachmittag der Künstlergesellschaft die Ehre ihres Besuches, indem sie der freundlichen Einladung Folge leistend gegen 5 Uhr in der gemütlichen Kneipe erschienen, wo schon alles fröhlicher Dinge beisammen saß. Auf der Galerie hatten zahlreiche Damen und sonstige Angehörige von Mitgliedern Platz genommen.

Als der Fürst eintrat, brauste ihm ein donnerndes Hoch entgegen, während das originelle Hornensemble mit Paukenbegleitung Fanfaren ertönen ließ. Der alte Reichskanzler war von dieser Huldigung auf das freudigste überrascht und dankte nach allen Seiten hin.

Der Fürst nahm nach der Vorstellung einiger Herren in einem Lehnstuhl an einem der vorderen Tische Platz. Vor ihm stand die große „Bismarck-Kanne“, welche zu Ehren des Festtages mit einem Blumengewinde geschmückt war. Die Kanne trägt bekanntlich die Inschrift: „Aus mir trank Otto Fürst von Bismarck, der große Kanzler des Deutschen Reiches, den ihm von der Künstlergesellschaft Allotria dargebotenen Willkommtrunk zu München am 31. Juli 1886.“

Ein Mitglied begrüßte den Fürsten mit folgenden Willkommspruch:

Unseres Vaterlandes Vater
Weilet heut in unsrer Mitte,
Soll „Allotria“ ihn begrüßen,
Hymnen singend, wie's so Sitte?
Nein, sie schweige still und lausche
Jenem eisernen Gedichte,
Das der Heros eingemeißelt
In die Tafeln der Geschichte.

Doch mit dankerfülltem Herzen
Naht „Allotria“ sich dem Manne,
Dem sie wieder darf kredenzen
Ihr Juwel, die Bismarckkanne.

Prosit!

Diesen Worten folgte ein unbeschreiblicher Enthusiasmus. Fürst Bismarck erhob sich und meinte in seinen Dankesworten, man habe ihn über Verdienst gelobt. Auf die vor ihm stehende „Bismarckkanne“ blickend fuhr er fort: „Ultra posse nemo obligatur. Ich möchte Ihnen gern darin ordentlich Bescheid thun, aber ich habe nicht das Talent jenes Bürgermeisters von Rothenburg, der durch einen Trunk seine Vaterstadt rettete. Trotz der Güte des Bieres kann ich das nicht nachmachen.“ Mit einem lauten „Prosit“ nahm der Fürst einen kräftigen Schluck aus der Kanne. Die ganze Gesellschaft brach in stürmische Hochrufe aus und hob die Bierkrügeln in die Höhe, um dem Fürsten zuzutrinken.

Hierauf wurde dem Fürsten und der Fürstin ein Halbeglas mit Franziskanerbräu vorgesetzt. Nach einem donnernden Hoch auf die hohen Gäste erhob sich der Fürst nochmals und sagte: „Ich danke Ihnen allen herzlich für den freundlichen Empfang, den ich hier gefunden und zugleich dafür, daß Sie einst meinen Sohn Herbert so freundlich in Ihrem Kreise aufgenommen. Es ist mir dies einer der eindruckreichsten Momente, den ich mit nach Hause nehme. Ich werde mich stets an den Pokal und die Gesellschaft erinnern. Wir haben im Norden auch ein Bier, es ist zwar naß, aber nicht das. Ich trinke auf das Wohl des Vereines, Sie müssen aber mit mir einstimmen, sonst ist mein Hoch zu dünn.“ Ein unbeschreiblicher Jubel folgte

diesen Worten. Unter erneuten Ovationen verließ der Fürst die Gesellschaft, um sich in den Glaspalast zu begeben.

Auf stürmisches Verlangen sang dann noch Herr Brucks „Das Herz am Rhein" von W. Hill, das Lieblingslied Bismarcks, das ihm Skaria so oft vorgesungen.

Das Blumengewinde der Bismarck-Kanne wurde unter die Anwesenden als Andenken verteilt.

* * *

Nachdem bekannt geworden, daß Fürst Bismarck im Laufe des Nachmittags die Kunstausstellung besuchen werde, hatte sich schon gegen zwei Uhr vor dem Glaspalaste eine große Menschenmenge angesammelt, die immer mehr und mehr anschwoll. Auch der Glaspalast selbst konnte die Menge der Einlaßbegehrenden kaum fassen; es mögen wohl an achttausend Personen gewesen sein, die im Innern der Ausstellung dichtgedrängt in den verschiedenen Sälen standen, durch die Bismarck kommen sollte. Nie wohl hat die Kunstausstellung so viele Menschen auf einmal in einer so kurzen Spanne Zeit beherbergt wie am heutigen Nachmittag. Endlich um fünf einhalb Uhr fuhren die Equipagen am Glaspalast vor, und es ertönten nicht endenwollende Hochrufe beim Erscheinen des Fürsten.

Unter Führung des Präsidenten v. Stieler und mehrerer Herren des Komitees betrat der Fürst mit seiner Gemahlin das Vestibül. Da erschollen brausende Hochrufe durch den Palast, die kein Ende nahmen und den Fürsten, der nur mit Mühe durch eine enge freie Gasse sich bewegen konnte, bis zum Verlassen des Palastes kurz nach sechs Uhr auf dem ganzen Wege begleiteten. Es war unmöglich, die Bilder besehen zu können. Nur im Saal 23 hielt er sich einige

kurze Augenblicke vor dem großen Bilde Rocholls-Düsseldorf „König Wilhelms Ritt um Sedan“ auf, das er mit offenbarem Interesse und tiefer Rührung betrachtete.

Für die ihm dargebrachte Ovation dankte der Fürst hocherfreut, freundlich lächelnd und den Hut schwenkend, auf dem ganzen Wege. Im Plastik-Saale angekommen, hielt der Fürst seine Schritte inne, und als man bemerkte, daß er sprechen wollte, trat plötzlich lautlose Stille ein. Fürst Bismarck sprach mit wohlvernehmbarer Stimme ungefähr folgendes:

„Ich bin nicht gekommen, um mein Kunstbedürfnis zu befriedigen, da ich meinen Besuch leider nicht so lange ausdehnen kann, ich bin an diese Stätte nur gekommen, um der Münchner Kunst und den Münchner Künstlern meine Hochachtung zu bezeugen. Es ist eine Art Staatsvisite, die ich mache, und doch kann ich wieder nicht Staatsvisite sagen, da ich mit dem Staate nichts mehr zu thun habe. Es freut mich, durch den Pinsel Lenbachs hier mich so verewigt zu sehen, wie ich der Nachwelt gerne erhalten bleiben möchte.“

Er schloß mit Dankesworten für die ihm gebrachte Huldigung und schritt dann, abermals von brausenden Hochrufen geleitet, dem Ausgang zu. Auch die immer noch vor dem Portal harrende Menge brach, als der Fürst den Wagen bestieg, wiederholt in Hochrufe aus, und noch lange, als die Wagen schon in der Ferne waren, tönte es fort: „Hoch Bismarck! Es lebe Bismarck!“

* * *

Im Laufe des späteren Nachmittages machte Fürst Bismarck mehrfache Besuche, so unter andern im Schloß

zu Biederstein bei dem gerade daselbst weilenden Fürsten Ferdinand von Bulgarien, den der Altreichskanzler vorher bei sich empfangen hatte. Dann begab sich Fürst Bismarck zum Ministerpräsidenten Freiherrn v. Crailsheim, wo er längere Zeit verweilte. Überall, wo er sich zeigte, wurde der Gefeierte mit stürmischen Hochrufen begrüßt.

* * *

Die dem Fürsten Bismarck zugedachte Serenade nahm heute Samstag abend einen durch keinen Unfall gestörten Verlauf. Die Straßen, welche der aus etwa fünftausend Personen bestehende Zug nahm, waren von Neugierigen dicht besetzt. Geradezu kolossal war der Andrang zu den Propyläen und zur Villa Lenbach von der Gabelsberger- und Briennerstraße her. Der Raum vor der Villa war auf eine ziemliche Ausdehnung von der Feuerwehr und der Gendarmerie abgesperrt, um der Bewegung des Zuges freien Lauf lassen zu können. In der Villa selbst hatte sich eine Gesellschaft von Damen und Herren aus den höchsten Kreisen eingefunden, auch Vertreter der hiesigen und auswärtigen Presse waren im Garten der Villa anwesend.

Kurz nach halb acht Uhr ertönte von der Höhe der Luisenstraße Trommelwirbel, der das Nahen des Zuges verkündete, und als nach kurzer Zeit die Spitze vor der Villa anlangte, erschien der Fürst mit einem grauen Überrock bekleidet auf der Terrasse, wo er, umgeben von der Fürstin, Dr. Schwenninger, v. Lenbach und Gemahlin und einer großen Anzahl anderer Damen und Herren in einem Lehnsessel Platz nahm. Inzwischen ging der Zug in voller Entwickelung vorüber. Voran marschierte eine Abteilung Feuer-

wehr, der ein Trommlerkorps, aus jugendlichen Turnern zusammengesetzt, folgte. Hieran schloß sich, mit Eichenlaubgeschmückten Hüten der „Turnverein München". Als dieser sich vor der Villa befand, ertönte das Kommando: „Halt", worauf der Vorstand des Vereins folgende Worte sprach: „Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Bismarck, dem Herkules der deutschen Einheit, ein dreifaches Gut Heil!" Die Turnerschaft brach in ein donnerndes „Gut Heil" aus, Kränze und Blumen flogen über die Mauer auf die Terrasse, und mit freundlichem Lächeln dankte der Fürst für die stürmischen Ovationen. Hierauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Es folgten nun der S. C. der Universität, der S. C. des Polytechnikums, die tierärztliche Hochschule, der D. C. und L. C. Fast alle Studenten sowie auch die Fahnen waren mit Eichenlaub und Kränzen geschmückt. Nachdem sämtliche Fahnen vor der Villa angelangt waren, ergriff der Sprecher des S. C. der Universität das Wort; er bringe im Auftrage des S. C. den allerschuldigsten Tribut dankbarer Begeisterung der Studentenschaft. Der Fürst habe mit eiserner Energie in siegreichem Kampfe den patriotischen Traum Deutschlands erfüllt: die Einigung Deutschlands. Jubelnd sei der Entschluß begrüßt worden, dem Fürsten einen Fackelzug zu bringen, und auch heute sei die ganze Studentenschaft freudig gefolgt, dem Fürsten ihre Huldigung mit darzubringen, der die Studenten stets gefördert und geschützt und der das Vaterland groß gemacht habe. In das von dem Sprecher ausgebrachte Hoch stimmte die gesamte Studentenschaft sowie das dichtgedrängte Publikum begeistert ein. Als die Hochrufe verklungen waren, ergriff Fürst Bismarck sich erhebend unter tiefster Stille das Wort, indem

er mit weithin vernehmbarer Stimme etwa folgendes entgegnete:

„Ich freue mich, meine Herren, neben den Vertretern der Musik auch die der Wissenschaft heute hier sehen und begrüßen zu können. Kunst und Wissenschaft — lange Zeit hindurch die Träger der deutschen Einheit — in Ihnen hier vertreten zu sehen, bleibt für mich eine freudige Erinnerung. Meine Erinnerung wird zwar nicht mehr lange dauern. Denn ich bin alt. Sie aber sind noch jung! Erinnern Sie sich stets der nationalen Gelübde, wie sie heute hier in gebundener Rede und Musik ausgesprochen wurden. Erinnern Sie sich daran: darum bitte ich Sie nur. Ich sage Ihnen nochmals meinen herzlichen Dank!"

Nachdem der Fürst geendet, brach ein unbeschreiblicher Jubel los; die einzelnen Korporationen brachten riesige, mit Couleurschleifen geschmückte Kränze aus Lorbeer und Eichenlaub in den Garten der Villa, und Hunderte von Blumensträußchen flogen zu dem Fürsten empor, wo sich die Herrschaften bemühten, sie dem Gefeierten zu überreichen. Unaufhörlich ertönten Hochrufe auf den Fürsten und auch auf die Fürstin. Unterdessen hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt und brachte als nächste Korporation in der schönen kleidsamen Schützentracht, mit Eichenlaub und Gemsbart geschmückt, die kgl. privilegierte Hauptschützengesellschaft. Dieser folgte sodann der hier in München stark vertretene bayerische Sängerbund. Der Bund marschierte, sechsundzwanzig Vereine mit etwa achthundert Sängern stark, vor der Villa unter den Klängen eines Marsches auf und bildete um das Dirigentenpodium herum einen gewaltigen Halbkreis.

Es trat eine tiefe Pause ein. Auf der Terrasse überreichte Frau v. Lenbach in blausammetner Mappe dem Fürsten das Programm zur Serenade, während der Chordirektor und Bundeschormeister das Dirigentenpodium bestieg, um nun mit hinreißender Energie den herrlichen „Frühlingsgruß" von V. Lachner zu dirigieren. Der gewaltige Chor wurde mit bewundernswerter Präzision und außerordentlicher Stimmenfülle wiedergegeben. Nach Beendigung des Liedes klatschte der Fürst Beifall und erhob sich, die Deputation des Sängerbundes zu empfangen, die der Fürstin ein Bouquet überreichte. Hierauf brache Oberregierungsrat Rutz mit den Worten: „Se. Durchlaucht, unser unsterblicher Altreichskanzler, lebe hoch!" ein brausend aufgenommenes Hoch auf den Fürsten aus. Herr Dr. Dürck gab dann in begeisterten Worten der Freude Ausdruck, die München erfülle, Bismarck in seinen Mauern beherbergen zu dürfen. Die Reise des Fürsten sei ein Triumphzug gewesen, wie ihn die Geschichte nicht kennt. Der Fürst habe das Wort „Lied wird That" zur Wahrheit gemacht. Der Dank ist tief in aller Herzen eingegraben. Nie lassen wir von Bismarck! Gott schütze unseren Bismarck und sein Haus! Der Enthusiasmus nach diesen Worten war geradezu kolossal. Alles jubelte dem Fürsten zu, der sich erhoben hatte, und barhäuptig eine Zeitlang sinnend und sichtlich gerührt auf die wogende Menge zu seinen Füßen schaute. Dann sprach Fürst Bismarck unter tiefer Stille Folgendes:

„Ich erkenne mit dem Herrn Vorredner die Macht und die Gewalt des deutschen Liedes in seinem vollen Werte an. Im Kriege wie im Frieden hat es sich bewährt. Unsere deutschen Bürger wie unsere Soldaten sind em-

pfänglich für die Macht der Töne, sie haben die Soldaten fortreißen helfen zu großen Thaten. Für mich ist es eine große Gnade von Gott, daß die Arbeit meiner Vergangenheit in der Richtung gelegen hat, die das deutsche Lied den deutschen Geist seit langem hat fortschreiten lassen.

Es ist für mich ein hohes Glück und eine hohe Ehre, daß mein Name und meine Vergangenheit identifiziert worden ist mit den nationalen Gefühlen meiner Landsleute. Es ist mir vergönnt gewesen, meinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche einzuschneiden zu dauernder Erinnerung. Daß dem so ist, dafür danke ich Gott und darauf bin ich auf Erden, so lange ich lebe, stolz.

Daß Sie diese Gefühle teilen, macht mir den Abschied von München noch schwerer, als er mir schon jetzt wird. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich in meinem jetzigen unabhängigen Zustande auch in einem anderen Jahre als in dem laufenden Sie noch sehen werde, um die freundlichen Beziehungen zu erneuern, die ich hier geknüpft habe. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für Ihre künstlerischen Leistungen und für die Beweise des Wohlwollens für mich und die Meinigen. Ich danke Ihnen nochmals!"

Wieder brausten nicht endenwollende Hochrufe in die Luft; dann folgte der Sängerwahlspruch und hierauf von den sämtlichen Sängern sowie dem Publikum gesungen die „Wacht am Rhein". Trotzdem ein ziemlich starker Regen fiel, hatte der greise Fürst sein Haupt entblößt, und lauschte den feierlichen Klängen der gewaltigen deutschen National-

hymne, die auch die Damen und Herren in nächster Nähe des Fürsten begeistert mitsangen.

Damit war die eigentliche Serenade zu Ende. Die Sänger marschierten unter den Klängen eines Marsches und unter stürmischen Hochrufen ab. Ihnen schlossen sich an der Künstlerverein, der Kunstgewerbeverein mit seinen Gilden, die ihre Wappen, Standarten und Embleme trugen, dann der Kolonialverein, der Ruderklub und endlich die Künstlergenossenschaft. Der Künstler-Sängerverein warf eine Anzahl Blumenkränze, für welche Ovation der Fürst mit Kußhänden dankte. Die Künstlergenossenschaft brachte einen riesigen Eichenlaubkranz mit dem Künstlerwappen in der Mitte in den Garten der Villa. Den Schluß des Zuges bildete die „Allotria" mit vierundzwanzig Hornbläsern an der Spitze. Kunstmaler Pixis begrüßte im Namen der geselligen Vereinigung der Münchener Künstler den Fürsten und brachte ein Hoch auf ihn aus, das weithin donnernd widerhallte. Dann zogen die Letzten ab und hundertfach erschollen die Rufe: Wiedersehen! Wiederkommen! — Damit war der Festabend, der zu einem so herrlichen, großartigen Huldigungsakte für den Fürsten sich gestaltet hatte, vorüber. Noch lange aber stand eine unabsehbare Menschenmenge vor der Villa und brachte stürmische Hochrufe auf den greisen Altreichskanzler aus, den ganz München begeistert in sein Herz geschlossen hat, denn eine deutliche Sprache redete die heutige Serenade.

* * *

Am Sonntag den 26. Juni

erfolgte die Abreise des Fürsten Bismarck aus München. Wie der ganze Aufenthalt des Fürsten Anlaß zu

fortgesetzten großartigen Huldigungen gab, so ließ es sich München auch beim Abschied des Fürsten nicht nehmen, noch einmal ihm alle die Sympathieen, alle die Verehrung und Anhänglichkeit, die Münchens Einwohnerschaft an den Fürsten knüpften, in eine letzte großartige Ovation zusammenzufassen, so imposant und so gewaltig, daß die Feder zu schwach ist, sie auch nur annähernd zu schildern.

Die Abfahrt des Extrazuges war auf zwölf Uhr angesetzt. Die Lokomotive war auf das sinnigste mit mächtigen Eichenlaubkränzen, die von breiten Goldschleifen zusammengehalten wurden, geschmückt. Der Südbau des Bahnhofes, in dem der Zug stand, war für das größere Publikum bis kurz vor der Abfahrt gesperrt. Vor dem Königssalon, durch welchen der Fürst den Bahnsteig betreten sollte, war eine Barriere errichtet, hinter welcher sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden hatte. In der Mittelhalle stand dann wieder dichtgedrängt, Kopf an Kopf, das Publikum; ebenso war eine ungeheure Menschenmenge vor dem Königssalon in der Bayerstraße, die sich, oft vier- bis fünfreihig, bis zur Villa Lenbach fortpflanzte.

Um dreiviertel zwölf Uhr verkündeten endlose Hochrufe, daß der Fürst am Bahnhofe angelangt war. Draußen waren alle Fenster dicht besetzt; mit Hüten und Tüchern wurde dem Fürsten jubelnd zugewinkt, der sich, freundlich grüßend und dankend, nach allen Seiten hin verneigte. Im Königssalon angekommen, ließ sich der Fürst noch verschiedene Herren vorstellen und betrat dann den Bahnsteig, gefolgt von der Fürstin und den ihn begleitenden und zum Abschiede erschienenen Herren. Als das Publikum des Fürsten ansichtig wurde, brach es in begeisterte Hochrufe aus. Jetzt

hielten es weder Barrieren noch Spalier ab. Zu Tausenden strömte es von allen Seiten über die Schienen und umringte den Zug. Der Fürst, barhäuptig, im grauen Überrock, begab sich zunächst den Zug entlang zur Maschine und drückte seine Freude über deren schönen Schmuck aus. Auch ließ er sich den Zugführer vorstellen, dem er die Hand schüttelte. Das Publikum drängte sich währenddem an den Fürsten heran und manch eine Dame und mancher Herr war so glücklich, dem greisen Altreichskanzler die Hand zu drücken. Eine Menge herrlichster Rosen war von Damen auf den Bahnsteig gestreut worden, und als der Fürst in den Wagen stieg, wurden ihm unzählige Bouquets hineingereicht. Besonders freundlich begrüßte er Bürgermeister Dr. v. Widenmeyer. Während die Hochrufe immer und immer wieder durch die hohen Bahnhofhallen erbrausten, begab sich der Fürst auf die andere Seite des Wagens und beugte sich zum Fenster hinaus. Da erscholl auch von drüben donnernder Jubel aus den Kehlen von mehr als achttausend Personen. Hüte und Tücher wurden geschwenkt, die Nächsten reichten dem Fürsten die Hände zum Abschied empor — der Enthusiasmus war unbeschreiblich. Stürmisch verlangte das Publikum, daß der Fürst reden solle, und als endlich tiefe Stille herrschte, dankte der Fürst mit Thränen in den Augen für den Empfang wie für die Begrüßung beim Abschied. Er habe seit seiner vierzigjährigen Dienstzeit viele Dienstreisen machen müssen; mehr aber und großartiger sei er nicht geehrt worden als jetzt, da er als Privatmann auf seiner Reise München berührt habe. Das freue ihn sehr und er sage allen seinen tiefgefühltesten Dank. Er ermahnte das Publikum, die Ordnung im Bahnhofe aufrecht

zu erhalten, und schloß mit der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen. „Ja! Auf Wiedersehen! Wiederkommen! Fürst Bismarck, unser Bismarck, lebe hoch!“ So tönte es begeistert von tausend und wieder tausend Lippen zurück, und wie auf Kommando stimmte plötzlich die ganze unabsehbare Menschenmenge die „Wacht am Rhein“ an. Es war ein tief ergreifender Moment. Der Fürst stand sichtlich ergriffen am Fenster, Kußhände werfend; vieler Augen waren mit Thränen gefüllt. Dann wieder endlose Hoch- und Hurrahrufe, dann „Deutschland, Deutschland über alles“ und endlich ertönte aus der Menge der Ruf: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand auf der Welt! Fürst Bismarck hoch! hoch! hoch!“ Jetzt ertönte ein Pfiff, der Zug setzte sich langsam in Bewegung und fuhr zur Halle hinaus. Endlose Hochrufe wurden ihm nachgesandt, noch einmal grüßte der Fürst zum Fenster heraus —: So feierte München den Abschied des großen Altreichskanzlers. Der Münchener Bahnhof hat eine solche Abschiedsfeier noch nie gesehen!

4. Schwaben und Franken.

Die alte Reichsstadt Augsburg jubelte ihrem berühmten Ehrenbürger entgegen. Über den Aufenthalt des Fürsten Bismarck daselbst erzählen die Zeitungen folgendes:

Nachdem bereits seit gestern in allen Straßen, durch welche Fürst Bismarck während seines einstündigen Aufenthaltes die Rundfahrt zu unternehmen beabsichtigte, sich eine fieberhafte Thätigkeit in der Schmückung der Häuser entwickelte, wurde heute in frühester Morgenstunde schon die Stadt mit reichstem Flaggenschmuck trotz strömenden Regens

bekleidet. Gegen zwölf Uhr mittag nahm das Publikum in den Straßen Stellung, und gegen ein Uhr war es beinahe unmöglich, nach dem Bahnhof zu gelangen, da in der Bahnhofstraße und am Bahnhofe selbst sich schon eine viele Tausende zählende Menge eingefunden hatte. Während die Herren Schleifen und Kornblumen trugen, hatten die Damen größtenteils kleine gebundene Sträußchen von Kornblumen und Vergißmeinnicht. Die städtischen Kollegien waren vertreten durch eine größere Anzahl Mitglieder und den Festausschuß. Unter den Klängen des „Bismarckmarschs" von Fuchs fuhr der Extrazug langsam in den Bahnhof, die tausendköpfige Menge brach unter Hüteschwenken in einen Jubel aus, der kaum zu beschreiben ist. Der Fürst entstieg in strammer Haltung, nach allen Seiten grüßend, seinem Salonwagen und begrüßte zunächst den Bürgermeister von Fischer mit mehrmaligem Händedruck. Dieser bewillkommnete den Fürsten als Ehrenbürger der Stadt und als größten Staatsmann, dem die Huldigungen nur ein kleines Zeichen des Dankes sein möchten. Er schloß mit einem mit stürmischer Begeisterung aufgenommenen Hoch „auf den Fürsten und seine treubesorgte Lebensgefährtin und sein ganzes Haus".

Auf dem kurzen Weg zum Königssalon war es dem Fürsten, der nach allen Seiten hin grüßte und die Hände reichte, fast unmöglich durchzukommen. Nach ganz kurzem Aufenthalt und wenigen Vorstellungen verließen die Herrschaften den Fürstensalon, und nun erfolgte eine so begeisterte Ovation mit „Hoch Bismarck", „Hurrah Bismarck", wie sie hier noch schwerlich je erlebt wurde. Die Rundfahrt durch die Stadt eröffnete der Wagen mit dem Fürsten und dem

Bürgermeister von Fischer, dann folgten die Herren der verschiedenen Komitees in etwa fünfzehn Privat-Equipagen. Unbeschreiblicher Jubel begegnete dem Fürsten auf der ganzen Rundfahrt, und mehrmals kam er unter einen wahren Blumenregen. Der Fürst dankte fortwährend freundlichst nach allen Seiten. Am Rathaus verließ der hohe Ehrengast in strammer Haltung die Equipage und wurde in die untere Halle des prächtig geschmückten Rathauses geleitet. Es folgte zunächst der Empfang der Ankommenden durch die städtischen Kollegien in Amtstracht, den Armenpflegschaftsrat und die k. Lokalschulkommissionen. Bürgermeister v. Fischer richtete namens der Stadt an den Ehrenbürger Fürsten Bismarck eine kurze Ansprache, indem er seiner Freude Ausdruck verlieh, daß der Stadt Augsburg die hohe Ehre zu teil wurde, den Baumeister des großen Deutschen Reiches innerhalb ihrer Mauern als Gast begrüßen zu können, und reichte hierauf dem Fürsten und seiner Gemahlin in einem prächtigen silbernen Pokal den Ehrentrunk.

Sichtlich ergriffen erwiderte Fürst Bismarck:

„Mit meinem herzlichen Dank für diese Ihnen aus dem Herzen gekommene Begrüßung verbinde ich zunächst den Ausdruck meines Bedauerns darüber, daß die Umstände mich nötigen, nur so kurze Zeit in dieser weltberühmten Kaiserstadt, in welcher ich so viele und treue Freunde und einen so tapferen und langjährigen Kampfgenossen in der Herstellung des Reiches, Ihren Herrn Oberbürgermeister, begrüße, zu verweilen. Aber ich wußte überhaupt nicht, daß ich nach Augsburg, ja auch nur nach München kommen könnte, bevor die mir sehr wohlgewogene bayerische Verwaltung mir den Reiseplan festgelegt hatte. Nun, da

ich mit Hilfe meines bayerischen Pflegers, der mir gegenüber steht (Professor Dr. Schweninger), alle Anstrengungen einer in meinen Jahren ungewohnten Reise so wohl überstanden habe, wäre ich gerne länger hier geblieben, aber es lag doch der Reiseplan so fest, daß ich ohne schwere Belästigung der Eisenbahnverwaltung meine persönlichen Wünsche nicht auszusprechen wagen durfte. Ich weilte gern Tage da, wo ich früher mit meinem alten verstorbenen Herrn im Fuggerhaus ebenfalls tagelang geweilt habe. Im übrigen ist mir die freundliche Begrüßung, die ich hier fand, ein neuer Beweis, daß Gottes Gnade mich von dem Fluch des Alters, der Vereinsamung, fern gehalten hat. Ich habe kaum glauben können, als ich meinen heimatlichen Wald verließ, daß ich im fernen Süden so viele und so warme Freunde finden würde, wie in Dresden, wie in München, wie hier, ja wie auch in Wien. Daß das der Fall ist, gibt mir für die Jahre, die ich mit Gottes Hilfe noch zu leben habe, eine Stärkung und eine Genugthuung im Rückblick auf mein Leben, denn ich darf in Ihrem Wohlwollen eine Billigung und Anerkennung dessen sehen, was ich in meinem Leben gethan habe. Dafür meinen herzlichen Dank!"

Nunmehr den silbernen, weingefüllten Krug, der ihm im Namen der Stadt kredenzt wurde, ergreifend, sagte der Fürst:

„Aus diesem Silber, einem Metall, dessen Verarbeitung in Augsburg lange Zeit sprichwörtlich gewesen ist, bekräftige ich meinen Dank, indem ich auf das Wohl der Stadt, civitatis et qui illam regit, diesen Becher leere."

Und indem er den Pokal ansetzte, fügte er lächelnd hinzu: „Wenigstens will ichs versuchen.“ Als die letzten Worte verhallt waren, ertönte die überwältigend großartige Ovation einer am Augustusbrunnen, der Börse entlang aufgestellten vereinigten Sängerschar von etwa siebenhundert Mann. Mehrere Mädchen des Stetten'schen Instituts überreichten Blumenbouquets. Die Karl-Kapelle stimmte ein nationales Stück an, der Fürst und die Gäste bestiegen die Equipagen, und nun richtete sich der Fürst in strammer Haltung nochmals in der Equipage auf, eine wahrhaft imponierende Erscheinung. Der Jubel pflanzte sich überwältigend fort, und der Fürst dankte, nach allen Seiten winkend, während der ganzen Fahrt zum Bahnhof. Die Ordnung war dank der Spalierbildung von Feuerwehr, Turner- und Veteranenvereinen geradezu mustergültig. Brausende Hochs schallten auch bei der Ankunft des Fürsten am Bahnhof und zugleich ertönte das Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles.“

Im Königssalon wurde den Gästen ein Imbiß gereicht. Bei gemütlicher Unterhaltung rückte die Zeit der Abreise nur zu rasch heran, und pünktlich um zwei Uhr verließ der Fürst den Königssalon; hierbei hatte er auch wieder Mühe, durch die ganz unbeschreiblich begeisterte Menge durchzukommen, wobei er vielen die Hände reichte. Unter den Klängen der Jubel-Ouverture von Bach bestieg er, sich nochmals herzlich verabschiedend, seinen Salonwagen, während die Damen ein wahres Blumen-Bombardement nach dem Fürsten eröffneten. Die „Wacht am Rhein“ wurde intoniert, und nun war der Enthusiasmus grenzenlos. Der Zug setzte sich in Bewegung, unter Hüte-

und Tücherschwenken. Man sah dem Fürsten bei der Abfahrt eine tiefe Ergriffenheit deutlich an.

* * *

Über die Fahrt durch Schwaben und Franken liegen folgende Berichte vor.

Nördlingen, 26. Juni. Auf die freudige Kunde, daß der Extrazug des Fürsten Bismarck auf der Durchfahrt von Augsburg nach Kissingen hier kurzen Aufenthalt machen werde, füllte sich der Bahnhof heute Nachmittag mit einer zahllosen Menschenmenge. Feuerwehr und Turner bildeten auf dem Bahnkörper Spalier und hielten den vordersten Platz frei für die städtischen Behörden, die Gemeindekollegien und den mit Fahne und Musik erschienenen Veteranenverein. Gegen halb vier Uhr rollte langsam, empfangen durch einen Tusch, der Extrazug mit bekränzter Lokomotive in den Bahnhof, und die aufs höchste gesteigerte Erwartung der Kopf an Kopf gedrängten Menge wurde belohnt. Fürst Bismarck erschien am geöffneten Fenster des Salonwagens und war sichtlich erfreut über den wohl unerwartet zahlreichen und herzlichen Empfang. Das endlose Hochrufen und Hüteschwenken hörte erst auf, als Herr Bürgermeister Reiger den leider nur nach Minuten zählenden allzu kurzen Aufenthalt benutzte, um in warm empfundenen Worten auszudrücken, was in diesen denkwürdigen Augenblicken aller Herzen bewegte: die große Freude und der innige Dank, den Einiger Deutschlands auch bei uns zu begrüßen, und die Versicherung der aufrichtigen Verehrung, welche auch in Nördlingen dem Fürsten in den Herzen der Bevölkerung entgegenschlägt. Und nun geschah das Unerwartete, Fürst Bismarck antwortete so eingehend, als es ihm die kurze Zeit erlaubte. Sichtlich gerührt suchte er nach Worten, um sodann mit einem allen Anwesenden unvergeßlichen Ausdruck seinen Dank für die improvisierte Huldigung auszudrücken. Es habe ihn besonders gefreut, hier in dem schönen Schwaben, nicht allein in Augsburg und Nördlingen, sondern auf allen Stationen, welche er leider nur habe durchfliegen können, einen solchen Empfang zu finden, besonders wertvoll sei ihm, auch in dieser seit frühester Zeit geschichtlich denkwürdigen alten Reichsstadt so freundliche Gesinnungen für seine Person anzutreffen. Es werde ihm dieses immer eine seinem Herzen wohlthuende Erinnerung von seiner Reise bleiben, und er bitte, auch

ihm fernerhin das heute bewiesene Wohlwollen zu bewahren. Schon läutete es wieder zur Abfahrt, und der Fürst mußte seine Ansprache abkürzen. Noch einen dankbaren Blick auf die versammelte Menge, ein Verbeugen der mächtigen Gestalt, und der Zug sauste unter den brausenden Hochrufen der Anwesenden weiter.

Gunzenhausen, 26. Juni. Heute nachmittags 4 Uhr 14 Minuten kam mittels Extrazuges von Augsburg her Fürst Bismarck hier durch. Da hier Maschinenwechsel, so war ein Aufenthalt von ca. 5 Minuten vorgesehen. Eine kolossale Menschenmenge hatte sich eingefunden, um den Heros unseres Jahrhunderts zu schauen, zu begrüßen. Denselben sprechen zu hören, hatte man nicht vermutet. Alles sagte sich, „wenn er sich nur sehen läßt". Kaum war die mit Guirlanden reich geschmückte Lokomotive in Sicht, als aus tausend Kehlen Hochrufe ertönten, worauf noch während des Einfahrens Se. Durchlaucht Fürst Bismarck am Fenster erschien, sich nach allen Seiten verneigend. Als der Jubel kein Ende nehmen wollte, bedeutete der Fürst durch Handbewegung, daß er zu sprechen wünsche. „Silentium, Ruhe, er will sprechen", ertönte es aus der Menge, und sofort trat Ruhe ein. Bismarck, sichtlich gerührt und überrascht durch die Kundgebung, sprach nun mit kräftiger Stimme ungefähr folgendes: „Herzinnigsten Dank für die dargebrachte Ovation. Der herzliche Empfang, den mir die Einwohner Gunzenhausens sowohl als aller jener Städte dieses schönen Landstriches, den zu durchreisen ich das Vergnügen habe, bereiten, thut meinem Herzen wohl. Es freut mich namentlich, daß ich unter Ihnen viele meiner Standesgenossen sehe." — Hier deutete der Fürst auf einen vor ihm in seiner Sonntagstracht stehenden Altmühlbauern und sagte zu demselben: „Sie sind doch Landwirt, dem Habit nach zu schließen? und das bin ich nämlich auch. — Also nochmals allseits meinen verbindlichsten Dank und den Wunsch, daß es Ihnen allen wohl ergehen möge." — Stürmische Hochs folgten diesen Worten, und „Deutschland, Deutschland über alles" erklang im Chor. Während des Gesanges reichte der Fürst allen ihm zunächst Stehenden, Erwachsenen und Kindern die Hand. Die ihm reichlich dargebrachten Blumenspenden übergab derselbe der hinter ihm stehenden Frau Fürstin. — Ein hier sich seit einigen Tagen aufhaltender Deutsch-Amerikaner überbrachte dem Alt-Reichskanzler Grüße der Landsleute in St. Louis, welche der Fürst mit Dank in Wort und Händedruck entgegennahm. Auch der anwesende Reichstagsabgeordnete Lutz wurde mit einigen

Worten der verfügbaren Spanne Zeit entsprechend beehrt. Als der Zug sich nun langsam in Bewegung setzte, ertönte wiederum stürmisches „Hoch," „Hurrah," „Lebewohl!" und sich verneigend und winkend entfuhr der Einiger unseres deutschen Vaterlandes den Blicken des begeisterten Publikums. — Nach einigen Berichten gewisser, dem Alt-Reichskanzler nicht holden Zeitungen, mußte man glauben, der Fürst sei ein vom Alter gebeugter, gebrochener Greis. Aber das entspricht der Wahrheit nicht im geringsten. Außer dem Schnee des Hauptes deutet nichts auf ein Alter von 77 Jahren. In allen seinen Bewegungen ist er elastisch wie ein Mann in den besten Jahren. Sein Aussehen ist überraschend frisch, nichts von Abspannung bemerkbar, das Auge glänzend und lebhaft.

Ansbach, 27. Juni. Gestern nachmittags 4 Uhr 50 Minuten passierte der Extrazug, welcher den Fürsten Bismarck von Augsburg nach Kissingen brachte, den hiesigen Bahnhof. Schon eine Stunde vorher wogte eine dichte Menschenmenge auf dem Perron auf und ab, und je näher die Zeit der Ankunft heranrückte, desto dichter schwoll sie an. Als der Zug, dessen Lokomotive mit einem mächtigen Kranze geschmückt war, einfuhr, erschollen jubelnde Hochrufe der Menge, welche beim Erscheinen des Fürsten Bismarck am Wagenfenster in ungeheurem Enthusiasmus sich fort und fort wiederholten. Der Fürst, eine graue Reisemütze in der Hand, dankte gerührt, freundlich zuwinkend. Der Jubel steigerte sich aber ins Unbeschreibliche, als der Fürst nach der Begrüßung durch Herrn Bürgermeister Keller den Wagen verließ und sich mit den Anwesenden aus dem Beamten-, Offiziers- und Bürgerstande in freundlichster Weise unterhielt. Der Fürst dankte in bewegten Worten für die herzliche Ovation, die ihm auch in Franken zu Teil geworden sei. Die Menge stimmte die Wacht am Rhein an, als aber auch die Fürstin am Fenster erschien, wurde der Gesang durch vielhundertstimmige Jubelrufe abgelöst. Der Fürst stieg wieder ein und dankte stehend aus dem abfahrenden Zuge der dichtgedrängten jubelnden Menschenmenge.

Würzburg, 26. Juni. Der Extrazug mit dem Fürsten Bismarck hatte behufs Maschinenwechsels hier einen Aufenthalt von 5 Minuten. Eine dichtgedrängte Menge von Einheimischen und Sonntagsgästen brachte Hochrufe aus und Blumensträuße dar; der Ausschuß des nationalliberalen Vereins kredenzte einen Pokal voll „Leistwein" dem Fürsten, welcher dankend bemerkte: Sonnenschein und guter Wein sei das beste, was ein alter Mann brauche.

Unter erneuten Hurrahs und Absingen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles" seitens des Publikums fuhr der vom Wagenfenster aus dankende Fürst nach Kissingen weiter.

Schweinfurt, 26. Juni. Soeben — um halb 8 Uhr abends — fuhr hier Fürst Bismarck durch. Eine große Menge Menschen erwartete ihn auf dem Oberndorfer Bahnhof. Fürst Bismarck weinte vor Rührung, als ihm die Menge zujubelte. Er sprach zu den Anwesenden, daß er es dankbar empfinde, daß man in ihm nicht nur den Reichskanzler von ehedem, sondern auch sein deutsches Herz anerkenne. Nach etwa 10 Minuten Aufenthalt ging der Zug wieder fort, begleitet von den Hochrufen der Menge.

Kissingen, 26. Juni. Nach einer Reise durch Bayern, die einem Triumphzuge glich, kam Fürst Bismarck heute abends 8 Uhr hier an. Auf dem für das Publikum abgesperrten Bahnhof hatten sich die Spitzen der Behörden zur Begrüßung des hohen Kurgastes eingefunden. Badekommissär Bezirksamtmann Frhr. v. Bechtolsheim hatte den Fürsten bereits in Oberndorf begrüßt und befand sich mit im Zuge, dessen Lokomotive festlich bekränzt war. Zur Begrüßung des Fürsten waren am Bahnhof erschienen: die Offiziere des Landwehrbezirkskommandos in Uniform, als Vertreter der Stadt Bürgermeister Fuchs und der Vorstand des Gemeindekollegiums, ferner die Bezirksamtsassessoren, der hiesige Arzt des Fürsten, Postmeister und Bahnverwalter, Pfarrer Haußleiter und Baron Lochner-Heußlein, als Vorstand des hiesigen Veteranen- und Kriegervereins, dessen Ehrenmitglied Fürst Bismarck ist. Nachdem der Fürst die Anwesenden herzlich begrüßt und dabei geäußert hatte: „Wir haben eine sehr schöne Reise gehabt", begleitete Baron Bechtolsheim das Fürstenpaar zu den bereit stehenden Hofequipagen. Das auf dem Bahnhofplatz Kopf an Kopf stehende Publikum begrüßte den Fürsten mit enthusiastischen Hochrufen. Damen warfen Blumen in den Wagen, Tücher wurden geschwenkt, in einzelnen Gärten brachten kleinere Gesellschaften mit dem Weinglas in der Hand dem Fürsten Hochrufe aus. Obwohl die Kunde von der Ankunft des Fürsten, die sich ja sehr verzögert hatte, erst im Laufe des heutigen Vormittags definitiv bekannt geworden war, war doch ganz Kissingen auf den Beinen, seinen berühmtesten Kurgast festlich zu empfangen. Viele Häuser waren beflaggt. Das Café Neptun an der Straße zur oberen Saline trug eine Begrüßungsinschrift:

Nach ruhmbedeckter Siegesfahrt
Genieße unsern Frieden,
Gesundheit sei und Lebenskraft
Aufs neue Dir beschieden.
O möchten unsre Quellen doch
All ihre Wunder weisen
Dem Kanzler, der das Reich gebaut,
Dem „Mann aus Blut und Eisen"!

Auf dem ganzen langen Wege vom Bahnhof bis zur oberen Saline hatten sich Gruppen von Leuten aufgestellt, den Fürsten zu begrüßen. Auf der oberen Saline empfing Ökonomierat Streit mit Gemahlin den Altreichskanzler, der, wie immer, die altdeutsch-traulich eingerichteten Wohnräume bezogen hat. In der oberen Saline erwarteten prächtige Blumenspenden den Fürsten. Eine derrselben hatte die Stadt ihrem Ehrenbürger geschickt.

* * *

Mit der Ankunft des Fürsten Bismarck in Kissingen schließt der erste Teil der denkwürdigen Reise. Der hohe Kurgast suchte in den Heilquellen, die ihn so oft verjüngend umrauscht hatten, Erholung, Ruhe und frische Kraft.

Die Ruhe aber wurde ihm bös gestört!

III.

Die Ächtung Bismarcks.

Noch zu der Zeit, als Fürst Bismarck in München weilte, wurde eine Unterredung bekannt, die der Alt-Reichskanzler einem Mitarbeiter der Wiener „Neuen Freien Presse" gewährt hatte. Da diese Unterredung durch die Folgen, die sie für den hohen Sprecher sowohl, wie für unser ganzes Vaterland gehabt hat, zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist, so ist es notwendig, den politischen Teil derselben, wie er sich in dem genannten Blatte aufgezeichnet findet, nachstehend wiederzugeben. Der Besucher erzählt:

Fürst Bismarck fuhr dann fort: Ich habe mich in Wien sehr wohl gefühlt. Es freut mich besonders, daß man in Oesterreich mehr Erinnerung hat für jene Thätigkeit, bei welcher es mir vergönnt war, *mit* Oesterreich zu gehen und Oesterreich zu nützen, als für jene Thätigkeit, durch welche ich gezwungen war, *gegen* Oesterreich zu gehen. Ich habe eben als Staatsmann meines Landes gehandelt, die Politik *meines* Landes geführt, das Interesse *meines* Landes vertreten, und das war doch natürlich und selbstverständlich. Seither ist ein Umschwung eingetreten, das Bündnis wurde geschlossen, welches dem gemeinsamen Interesse dient.

‚Durchlaucht, wir betrachten heute das Vergangene im versöhnlichen Lichte der Geschichte, welche unabänderliche Thatsachen schafft, aber ich gestehe offen, daß sich die Deutschen in Oesterreich besonders hart getroffen fühlen, wenn Eure Durchlaucht . . .'

Der Fürst fiel mir ins Wort: Wenn ich eine Phrase gebrauche, die für anti-österreichisch gilt. Nun sehen Sie, das ist so. Ich habe gewiß nichts gegen Oesterreich. Man darf mir auch nicht alles in die Schuhe schieben, was die Hamburger Nachrichten bringen. Dieses Blatt hat zu einer Zeit, wo sich alle Welt von mir zurückgezogen hat, den Mut gefunden, für mich einzutreten und sich mir anzuschließen. Das wäre ja doch undankbar, wenn ich das nicht anerkennen wollte. Aber Zeitungen zu schreiben oder zu redigieren, dazu habe ich weder die Zeit, da mich meine Korrespondenzen sehr stark in Anspruch nehmen, noch die Arbeitsfähigkeit, noch bei meinem hohen Alter die Lust. Ich empfange hie und da einen Herrn aus Hamburg, der sich mit mir über Politik unterhält, das ist aber auch alles. Man darf mir nicht alles in die Schuhe schieben, was in den Zeitungen steht unter der Formel: „Wie das Organ des Fürsten Bismarck sagt" oder „Wie von der Bismarck-Seite gemeldet wird," und was dergleichen mehr ist. Das gilt auch von der Münchener Allgemeinen Zeitung und von der Westdeutschen Zeitung. Mein Standpunkt war, daß ich den Handelsvertrag mit Oesterreich als unseren landwirtschaftlichen Interessen widersprechend gefunden habe. Dies gilt noch viel mehr von dem Vertrage mit der Schweiz, welcher übrigens auch für Sie, für Oesterreich, nicht besonders günstig ist, und außerdem von dem italienischen Vertrage, für welchen unser Weinbau die größten Opfer zu bringen hat. Beim österreichischen Vertrag beanstandete ich eben die landwirtschaftlichen Konzessionen und die Zugeständnisse fur einige Industrie-Produkte. Aber einen Vorwurf kann ich Ihren Staatsmännern daraus nicht machen, wenn sie mit Geschicklichkeit die Schwäche und Unzulänglichkeit unserer Unterhändler auszunutzen suchten. Da bin ich doch zu lange in der Politik, um dies nicht selbstverständlich zu finden. Ich habe es dem Grafen Kalnoky, den ich besuchte und nicht traf, und mit dem ich hierauf bei seinem Gegenbesuche längere Zeit gesprochen habe, ausdrücklich gesagt, daß ich es für ganz natürlich finde, wenn Oesterreich die Schwäche und Unzulänglichkeit unserer Unterhändler zu seinem Vorteile benützt hat. Das ist doch die Pflicht Ihrer Staatsmänner und Ihrer Regierung. Ich hätte es nicht anders gemacht, und auch die Schweiz hat darin Recht. Und wenn ich dagegen unseren Standpunkt verteidigte, so kann man daraus nicht schließen, daß ich eine gegen Oesterreich gerichtete Gesinnung hätte. Dieses Resultat ist dadurch eingetreten,

daß bei uns Männer in den Vordergrund gekommen sind, welche ich früher im Dunklen hielt, weil eben alles geändert und gewendet werden mußte.

Das Gespräch nahm nun von selbst eine rein politische Wendung, und Fürst Bismarck sagte: Mein Standpunkt war, daß wir nach dem Jahre 1871 alles erreicht hatten, was wir zur Selbständigkeit und zu einer anständigen nationalen Existenz brauchten. Deutschland kann unmöglich die Vermehrung seines Gebietes anstreben, nach keiner Richtung, sei es nun an der französischen, holländischen, belgischen oder russischen Grenze. Was sollen wir denn auch wünschen? Wir sind gesättigt, und der Zustand Deutschlands erinnert mich an eine Äußerung des Grafen Andrassy, welcher sagte: Das Schiff Ungarns ist so voll, daß ein Pfund mehr, sei es nun Dreck oder Gold, es zum Scheitern bringen könnte. Wir haben ohnehin nichtdeutsche Elemente genug, und ein Krieg ist keine Kleinigkeit. Ich habe selbst Kriege mitgemacht. Der böhmische, der war weniger bedeutend, aber der französische, der war viel mehr. Ich schrecke vor einem notwendigen Kriege nicht zurück und selbst nicht vor einem anständigen Untergang. Aber was soll ein Krieg, der kein Ziel hat, und der, wenn uns Gott den Erfolg giebt, gar keinen Gewinn bringt? Sollen wir einen Raubzug nach Rußland unternehmen, um dort Geld zu holen? Das wäre schwer, sagte der Fürst lachend. Oder soll Rußland ähnliches in Deutschland thun? Auch Rußland kann keinen Wunsch haben, sein Gebiet auf unsere Kosten zu vermehren, denn es wird mit den Deutschen in den baltischen Provinzen ohnehin schwer fertig. Deshalb war mein Gedanke, bei der Schaffung des österreichischen Bündnisses gerade im österreichischen Interesse, und damit wir die österreichische Politik wirksamer unterstützen und fördern könnten, den Zusammenhang mit Rußland nicht zu verlieren und uns immer die Möglichkeit zu erhalten, mit der russischen Politik in Fühlung zu bleiben. Das liegt ja im österreichischen Interesse, denn was will Oesterreich? Oesterreich will den Frieden, und ich denke, Oesterreich hat Bosnier wohl genug. Nicht wahr, wiederholte der Fürst, Sie haben genug Bosnier und wünschen sich keine Vermehrung?

‚Und hat sich dieser Zustand seit der Demission Eurer Durchlaucht geändert?‘

Der Fürst antwortete mit einer raschen Wendung des Kopfes sehr energisch: Ja! Ja!

‚Wodurch?‘

Dadurch, daß wir keinen Einfluß mehr auf die russische Politik besitzen, daß wir nicht mehr in die Lage kommen, Rußland zu raten. Was kann denn ein Staatsmann thun? Er muß die Kriegsgefahr kommen sehen und sie verhüten. Es ist wie bei der Steeple-Chase. Man muß wissen, wie das Terrain ist, auf dem man sich bewegt, ob man auf Sumpf- oder auf festen Boden kommt. Man muß die Erfahrung haben, ob man die Kraft hat, ein Hindernis zu nehmen, und ob der Graben nicht zu breit ist, um über ihn hinwegzusetzen. Nicht wahr, Sie verstehen mein Gleichnis?

‚Gewiß, Durchlaucht; aber durch welche Thatsachen sind die Veränderungen in den Beziehungen zu Rußland nach der Demission Eurer Durchlaucht eingetreten?‘

Fürst Bismarck antwortete: Diese Thatsachen sind das Schwinden des persönlichen Vertrauens und somit des persönlichen Einflusses auf den Kaiser von Rußland. Ich hatte durch das Vertrauen, welches man mir schenkte, Einfluß auf den russischen Botschafter in Berlin. In der letzten Unterredung, die ich mit dem Kaiser von Rußland vor meiner Demission hatte, sagte er mir, nachdem ich ihm meine politischen Anschauungen dargelegt hatte: Ja, Ihnen glaube ich, und in Sie setze ich Vertrauen, aber sind Sie auch sicher, daß Sie im Amte bleiben? Ich sah den Kaiser von Rußland erstaunt an und sagte ihm: Gewiß Majestät, ich bin dessen ganz sicher, ich werde mein Lebenlang Minister bleiben; denn ich hatte keine Ahnung davon, daß eine Änderung bevorstehe, während der Zar selbst, wie die Frage zeigt, von der Wandlung, die sich vollziehen sollte, bereits unterrichtet sein mochte. Diese persönliche Autorität und das Vertrauen fehlen bisher meinem Nachfolger. Und daraus, daß ein solcher Faktor fehlt, welcher auf die russische Politik Einfluß zu nehmen vermag, erklärt sich die Veränderung, welche seit meiner Demission in der politischen Situation Europas eingetreten ist.

‚Und halten Eure Durchlaucht diese Veränderung für eine Verschlimmerung?‘

Fürst Bismarck sagte mit großer Entschiedenheit: Ja! Der Draht ist abgerissen, welcher uns mit Rußland verbunden hat. Ich betrachte als das Hauptziel der Politik die Erhaltung des

Friedens. Und wohin würde es kommen, wenn wir nach einem glücklichen Kriege mit Rußland zwei Nachbarn hätten, die uns mit ihren Revanche-Gedanken immer bedrohen würden, einer vom Westen und einer vom Osten? Der Krieg mit Frankreich mag unausweichlich sein. Es handelt sich da immer darum, daß der Mann sich dort finde, welcher das Pulver in das Wasser — der Fürst wies dabei auf sein Glas — schüttet, damit es aufschäumt. Das ist eine Frage, der wir im Laufe der Jahre kaum ausweichen werden. Anders ist es jedoch mit Rußland. Deutschland hat nicht das geringste Interesse daran, einen Krieg mit Rußland zu führen, und umgekehrt. Zwischen uns liegt nicht der geringste Gegensatz der Interessen. Wir haben von einander nichts zu wünschen und von einander nichts zu gewinnen. Auch Oesterreich ist ein friedfertiger Staat, und gerade Oesterreich könnten wir dienen, wenn der Draht, der uns mit Rußland verband, nicht abgerissen wäre.

‚Durchlaucht, hat sich die Lage auch durch politische Thatsachen verschlimmert?‘

Wie gesagt, in erster Reihe durch die Schwächung des deutschen Einflusses auf die russische Politik. Der deutsche Botschafter in Petersburg hat jetzt viel weniger Einfluß als früher. Dazu treten noch andere Umstände, insbesondere die Wandlung in der polnischen Politik Preußens. Man hat einen Polen zum Erzbischof gemacht und ihm eine Stelle gegeben, welche im Interesse der deutschen Politik einem deutschen Katholiken gebührt hätte. Gewiß hat dieser polnische Bischof in Elbing eine staatstreue Rede gehalten, und er hat bezüglich der deutschen Nation besser gesprochen, als ein Pole es sonst thut, aber doch wieder den Gegensatz zu Rußland ziemlich deutlich hervorschimmern lassen. Die Politik gegenüber den Polen in Posen hat das Vertrauen, welches unsere Regierung früher in Rußland genoß, geschwächt und unseren Einfluß ebenfalls herabgemindert.

‚Und ist angesichts dieser Bedenken, welche Eure Durchlaucht gegen die jetzige deutsche Politik hegen, nicht bei Ihnen das Bedürfnis vorhanden, wieder die Leitung zu übernehmen?‘

Das ist ganz aussichtslos. Ich bin in diesem Jahre nicht in den Reichstag gegangen, nicht, weil ich mich körperlich nicht rüstig fühle, im Gegenteil. Ich war beinahe ein ganzes Jahr vor meiner Demission nicht in Berlin gewesen, habe mich sehr wohl gefühlt, was ich immer daran erkenne, wie es mir mit dem Reiten geht. Ich wäre sehr gut imstande gewesen, kraft meiner schon

früher gewonnenen Autorität im gleichen Geleise den Wagen fortzuziehen. Die Politik ist keine Wissenschaft, wohl aber eine Kunst, zu deren Ausübung Erfahrung gehört. Aber jetzt — wer weiß, ob ich in Rußland das alte Vertrauen, welches ich früher genossen, wieder fände, und wer weiß, ob in Oesterreich? Das letztere glaube ich wohl. Ich bin aber nicht in den Reichstag gegangen, weil ich, wenn ich dort erscheinen würde, die Regierung en visière ouverte angreifen müßte, gewissermaßen als Chef der Opposition. Das würde mich in zahlreiche persönliche Gegensätze bringen. Allerdings habe ich gar keine persönlichen Verpflichtungen mehr gegen die jetzigen Persönlichkeiten und gegen meinen Nachfolger. Alle Brücken sind abgebrochen. Man hat davon gesprochen, mich zum Präsidenten des Staatsrates zu machen. Warum nicht lieber zum General-Adjutanten, da ich doch die Uniform trage? Dann könnte ich die Minister gegen den Kaiser oder den Kaiser gegen die Minister stützen, und die Kamarilla wäre fertig. Auf solche Dinge gehe ich nicht ein — und hier lachte der Fürst herzlich und sagte — dazu fehlt mir doch die christliche Demut.

‚Und haben Eure Durchlaucht den Plan, in den Reichstag zu gehen, aufgegeben?‘

Gewiß nicht, das hängt von den Umständen ab.

‚Und könnte nicht eine äußere Notwendigkeit Sie dazu veranlassen, die politische Bühne wieder zu betreten?‘

Ich glaube nicht. Das ist vorüber. Der Fehler der jetzigen Politik besteht darin, daß eben der Draht, welcher uns mit Rußland verknüpfte, abgerissen wurde. Und ob er wieder anzuknüpfen ist, vermag ich nicht zu sagen. Wenn einmal ein falsches Geleise eingeschlagen ist, dann ist die Lage schwierig. Fortwährend mich auf Nebengeleisen zu bewegen und immer auszuweichen, ist überhaupt nicht meine Sache. Das ist wohl für immer vorüber. Freilich eine Kritik des heimatlichen Zustandes kann man einem so alten Politiker nicht verwehren. Dieses Recht kann ich mir für die wenigen Jahre meines Lebens nicht nehmen lassen, und ich habe nur unsere Regierung, welche unsere handelspolitische Situation nicht genügend gewahrt hat, getadelt, aber nicht die Ihre, welche von dieser Situation mit Recht Gebrauch machte. Der Fürst kam dann wieder auf Wien zu sprechen und sagte: Es klingt ein wenig wie Überhebung, wenn ich von meiner Popularität in Wien spreche, aber ich finde kein anderes Wort, und diese Popularität hat mich sehr gefreut. Ich war nie ein

grundsätzlicher Gegner Oesterreichs, sondern immer nur der Wahrer unserer eigenen Interessen, was man mir als vaterländischem Staatsmann nicht übel nehmen kann.

Fürst Bismarck drückte mir zweimal mit Herzlichkeit die Hand und verabschiedete mich. Ich habe in dem ganzen Gespräche kein Ausweichen wahrgenommen. Der Fürst sprach wie ein freier Privatmann, dem seine Vergangenheit den Anspruch giebt, ein Mahner und Rater seines Volkes zu sein. Fürst Bismarck zeigt nicht die Merkmale der Verbitterung, der heitere Untergrund seines Gemütes bricht stets im Gespräche hervor, welches sich wie mit einem Zaubermantel bis zu den steilsten Gipfeln der Politik erhob.

Ich verließ ihn mit dem Eindrucke, als hätte ich der Geschichte selbst ins Angesicht gesehen.

Kaum waren diese Auslassungen des Fürsten durch die Presse gegangen, als sich von den verschiedensten Seiten ein wahrer Sturm gegen den entlassenen Kanzler erhob.

Eine volle Woche schon hatten die unversöhnlichen Feinde desselben mit äußerster Beklemmung ihn auf seiner Reise verfolgt, die sich mehr und mehr zu einem Triumphzuge durch die deutschen Lande entwickelte. Von trüben Ahnungen beschlichen, die das böse Gewissen heraufbeschwor, hatte bereits vor Beginn der Hochzeitsfahrt ein freisinniges Blatt der Befürchtung Ausdruck verliehen, die Reise des Alt-Reichskanzlers könne, wenn auch nicht den Zweck, so doch zum mindesten das Resultat haben, die Verwendung fremder Fürsten für seine Rückkehr in das Amt oder doch für die Wiederherstellung seines Einflusses in irgend welcher Form herbeizuführen. Nun, die „fremden Fürsten“ benahmen der tapfern Rotte, die schon vor dem Gespenst des wieder in Gnaden stehenden Kanzlers sich unter die durchlauchtigsten Flügel verkroch, alsbald selbst und gründlich ihre Furcht. Allein das Volk war bös und unlenksam. Kein Hinweis auf die früheren Gewaltthaten des

reisenden Greises vermochte den Strom der Begeisterung einzudämmen, der ihn rings umwogte. Die Verlegenheit machte die Bismarckfeinde bereits kindisch. Der Enthusiasmus von Hunderttausenden sollte „künstlich“ erzeugt sein; „Pressionen“ sollten stattgefunden haben zugunsten des Alten, von dem kein einziges Ordensbändchen mehr zu erlangen war. Oder gar die Partikularisten waren es, die plötzlich vor dem Einiger der Deutschen im Staube lagen! So dumm macht blinder Zorn, daß, die solches behaupteten, gar nicht bedachten, daß es doch vielleicht Leute gäbe, die neugierig ihre Nasen in die „duftigen“ Spalten des Sigl'schen Vaterlands und anderer Sonderbündler-Blättchen steckten und den scheinheiligen Schützern des Deutschen Reichs sofort die schrecklichste Verleumdung der biederen Partikularisten nachweisen konnten! — Da endlich kam unverhoffte Hilfe. Der in Berlin noch schweigen durfte, hatte in Wien geredet und er hatte sich einen Strick an den Hals geredet. Nun war der Jubel groß. Er selbst mit seiner furchtlosen Offenheit war ihnen ins Garn gelaufen! Die Meute hatte ihn, er sollte nicht mehr entrinnen! Landes- und Hochverräter — diese Schlagworte trafen hinfort sein greises Haupt. Jedoch auch diese neuesten Wutanfälle des Bismarck-feindlichen Kartells wären an dem Kerne der Nation wirkungslos abgeglitten, wenn nicht eine unselige Verblendung die „neuen Männer“, die unsere Geschicke leiteten, veranlaßt hätte, in den Streit einzugreifen. Der Vorwurf der Felonie wurde von ihnen aufgenommen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, jenes Blatt, das dem Fürsten Bismarck Leben und Gedeihen verdankte und nun im Solde seiner Nachfolger stand, eröffnete den Kampf gegen den Gründer

des Deutschen Reichs. Der schärfste ihrer gegen diesen gerichteten Aufsätze lautete wörtlich:

„Fürst Bismarck hat auf der Reise zu den Vermählungsfeierlichkeiten seines Sohnes, des Grafen Herbert Bismarck, in verschiedenen Städten begeisterte Huldigungen erhalten. Die ganze Nation hat darin den Dank für eine ruhmvolle Vergangenheit gesehen. Abordnungen, die ihm huldigend nahten, hatte der Fürst mit Vermeidung politischer Anspielungen geantwortet. Wer beschreibt jedoch das schmerzliche Erstaunen der patriotischen Kreise über das Gespräch, welches der Fürst am 23. Juni mit einem Mitarbeiter der Neuen Freien Presse in Wien geführt hat, und welches von dem genannten Blatt in seiner Morgenausgabe vom 24. Juni veröffentlicht worden ist! Der wesentlichste Teil der Äußerungen, die wir seit Jahren in Blättern gelesen, die sich in den persönlichen Dienst des Fürsten Bismarck gestellt, wird nun durch den Mund des Fürsten sein Eigentum. Vor dem Vertreter der Zeitung eines Deutschland eng befreundeten, aber völkerrechtlich fremden Staates tadelt der Fürst die Unfähigkeit der Unterhändler des deutsch-österreichischen Handelsvertrages und wünscht dann dem Vertreter des großen österreichischen Blattes Glück, weil Oesterreich die Schwäche und Unzulänglichkeit der deutschen Unterhändler zu seinem Vorteile benutzt habe. Von einem begründeten Urteil ist hier nicht die Rede; was wir hören, ist nur eine Verurteilung, ausgesprochen vom einseitigsten Gesichtspunkt anspruchsvoller Einzelvorteile. Eines Tages hat Fürst Bismarck im Reichstag oder in einem der Häuser des Landtags sich der Gewißheit vermessen, daß niemals er, der die Aufgabe des Regierens mit ihren unendlichen Mühen durchgekostet, einem Nachfolger Schwierigkeiten bereiten werde. Damals war es nämlich des Fürsten Lieblingswort, das er auch immer wieder in die Zeitungen brachte: es könne ihm nichts Willkommeneres geschehen, als bald einen Nachfolger zu erhalten, er sei des Regierens müde, könne die Last kaum noch tragen, nur die Rücksicht auf den alten Kaiser halte ihn noch im Amt u. s. w. Hatte er etwa nicht Grund, sich jener Worte jetzt zu erinnern? Niemand vermag in dem Grade wie Fürst Bismarck zu erkennen, daß nicht durch das Ungeschick der Unterhandlung Deutschland zu wirtschaftlichen Zugeständnissen an die Staaten geführt worden ist, mit denen es neuerdings Verträge geschlossen hat; Deutschland war vielmehr in der Zwangslage, bei dem Ablauf einer Reihe von Tarifverträgen,

bei deren Ausführung unserem Staat die Meistbegünstigung gesichert war, einem gefährlichen Verschluß seiner bisherigen Märkte zuvorzukommen. Wir wußten längst, daß der Fürst behauptet, durch seinen Rücktritt von der Staatsleitung sei eine Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland herbeigeführt worden. Als der Unterredner des Fürsten ihn fragt, durch welche besonderen Thatsachen denn nach des Fürsten Rücktritt die ungünstige Veränderung in den deutsch-russischen Beziehungen eingetreten, da antwortet der Fürst, daß mit seinem Rücktritt der persönliche Einfluß auf den Kaiser von Rußland geschwunden, dessen persönliches Vertrauen der Fürst besessen habe. Hier liegt eine der seltsamsten Selbsttäuschungen vor. Wer war genötigt, das Verteidigungsbündnis gegen Rußland im Jahre 1879 mit Oesterreich zu schließen? Fürst Bismarck! Wer hat im Jahre 1887 die Lombardierung der russischen Staatspapiere durch die deutsche Reichsbank verboten? Fürst Bismarck! Das mißliche Verhältnis zu Rußland ist die Erbschaft, die Fürst Bismarck seinem Nachfolger hinterlassen. Sollte aber hiergegen der Fürst behaupten, durch seine Unterredungen mit dem Kaiser von Rußland im Herbst 1887 und im Herbst 1889 habe er jedes Mißtrauen und jede Verstimmung auf russischer Seite beseitigt, so möge er sich doch die russischen Zeitungen vom Anfang des Jahres 1891 vorlegen lassen. Ohne Ausnahme haben diese Zeitungen das Jahr 1890 als ein glückliches für Rußland gepriesen, weil es die Entfernung des Fürsten Bismarck aus seinem hohen Amt gebracht habe. Einige Änderungen dieser Ansicht haben die seitdem ununterbrochen fortgesetzten Bemühungen des Fürsten, sich als den wärmsten Freund Rußlands hinzustellen, allerdings zuwege gebracht. Aber im Graschdanin, einem Blatt, das, wie uns oft versichert worden, jeden Tag auf dem Arbeitstisch des russischen Kaisers liegt und auch von der kaiserlichen Familie gelesen wird, in diesem Blatte lesen wir noch am 18. Juni (6. Juni a. St.) folgendes in einem Artikel, der die Ueberschrift trägt „Drei Etappen": Im gegenwärtigen Augenblick, wo Deutschland sich vielleicht am Vorabend einer entsetzlichen Katastrophe befindet, die es den direkten Folgen der Bismarck'schen Politik verdanken wird, ist es angezeigt, einen Rückblick auf diese Politik zu werfen . . . . Es war dem Fürsten nicht beschieden, heißt es am Schlusse, Rußland seine Dankbarkeit auf dieselbe Weise zu bezeigen, wie er sie 1866 Oesterreich — für seine Hilfe im dänischen Krieg — und 1870 Frankreich —

für seine Neutralität im österreichischen Krieg — bezeigt hatte, aber einige Vorbereitungsmaßregeln dazu hatte er bereits getroffen. Ein Zeugnis persönlichen Vertrauens angesehener Kreise Rußlands auf die ehrliche Russenfreundlichkeit des Fürsten Bismarck vermögen wir aus diesen Worten nicht herauszulesen. Aber vielleicht sagt der Fürst von solchen Äußerungen, sie haben lediglich den Wert der Druckerschwärze, und er verlasse sich auf sein persönliches Verhältnis zum Kaiser Alexander. Wie nun, wenn entgegengesetzte Zeugnisse, die mehr als den Wert von Druckerschwärze haben, von russischer Seite vorliegen sollten, allerdings nicht der Öffentlichkeit, die aber eines Tages an das Licht der Öffentlichkeit treten könnten! Welches würde dann das Urteil der Öffentlichkeit sein über den Scharfblick eines Staatsmannes, dessen sicherer Blick bisher den Völkern Europas für unübertroffen galt? Wenn dann aber des Fürsten Rat nach seiner eigenen Ansicht dem Deutschen Reich so unentbehrlich ist, so lag seinem österreichischen Unterredner in der That die Frage nahe, warum der Fürst nicht in den Reichstag gehe? Die seltsame Antwort lautet: weil er dann die jetzige Regierung en visière ouverte angreifen müsse. Wir sollten denken, wenn das Visier vor einem Vertreter des österreichischen Journalismus und durch diesen vor dem österreichischen Publikum und weiterhin vor aller Welt aufgezogen worden, so hat die Scheu vor dem offenen Visier an jedem anderen Orte keinen Sinn mehr. Ist der Fürst nicht bereits der „Chef der Opposition", oder wem ist diese Opposition noch Geheimnis? Weiterhin sagt der Fürst zur Rechtfertigung seiner Enthaltung, die ihm, soviel wir wissen, von maßgebender Stelle noch nicht schwer gemacht worden ist, der Wagen der deutschen Politik sei einmal auf ein falsches Geleise geführt, und diesen Wagen nunmehr, immer ausweichend, auf Nebengeleise zu lenken, sei nicht seine Sache. Dagegen scheint es die Sache des Fürsten zu sein, die schwierige Lenkung des Wagens durch gewaltsam erregtes Mißtrauen in die Führung bei Freund und Feind mit allen Kräften zu gefährden. Ob dies wohl patriotisch ist? Eine Äußerung des Fürsten Bismarck, welche den Kaiser mittelbar beschuldigt, bereits im Herbst 1889 von der Absicht, den Fürsten Bismarck zu entlassen, den Kaiser von Rußland unterrichtet zu haben, widerstrebt so sehr dem monarchischen Gefühl, daß wir dabei nicht verweilen mögen. Aber alles, was der Fürst in dem Wiener Gespräch gesagt, wird überboten durch einen Artikel der Westdeutschen Allg. Ztg. vom 26. Juni. Wiederum wird der Fürst

hier redend eingeführt gegenüber einem seiner Gäste in Friedrichsruh, der weiter nicht bezeichnet wird. Die abfälligen Urteile über den gegenwärtigen Reichskanzler sind so wenig unerwartet, daß sie uns hier nicht zu beschäftigen brauchen. Aber wiederum wird die Ehrfurcht vor dem Kaiser durch die vollkommen willkürliche Behauptung verletzt, der verstorbene Windthorst könne seine vor der Entlassungskrise gethane Äußerung, daß General v. Caprivi der Nachfolger sein werde, nur aus dem Munde des Kaisers gehabt haben. Die Äußerung Windthorst's ist unbeglaubigt, und der verstorbene Zentrumsführer war andererseits ein Mann, der vieles vorauszusehen glaubte, was ihm aus keinem Munde verbürgt worden. Wenn dann sogar behauptet wird, der Kaiser habe den Fürsten unter Gründen der Gesundheitsschonung von Berlin und von dem lebendigen Zusammenhange der Dinge ferngehalten, so werden alle, die diesen Dingen nahe gestanden, mit Schrecken erkennen, daß die Erinnerungen des Fürsten bereits anfangen, sich völlig zu verwirren. Auf einmal behauptet der Fürst, es sei keineswegs sein Bedürfnis und sein Wunsch gewesen, daß er so oft und so lange von Berlin abwesend war. Wie oft hat er nicht öffentlich und vor aller Welt diese Abwesenheit mit seinem Gesundheitszustand begründet. Es ist ein Anblick ohne Beispiel, daß ein Staatsmann und Held den größten Beitrag leistet zur Erfüllung der teuersten, aber für unerreichbar gehaltenen Wünsche seines Volkes, daß er dann aber, weil er nicht der Führer seines Werkes geblieben, alles thut, um die Führung zu vereiteln und das Werk der Zerstörung auszusetzen. Ein Mann, der solches unternimmt, kann allerdings sich der gewaltigen Stärke seiner Stellung bewußt sein. Ihn angreifen in seinen Fehlern und seinem verderblichen Beginnen, heißt einen großen Nationalbesitz, den eine bis zum Ende bewährte Meisterschaft darstellen würde, antasten und vielleicht der Vernichtung preisgeben. Denn die Mehrheit der Völker, vor allem die uns nicht wohlwollenden Nationen, würden in dem Angriff auf den Thäter mit einem Schein von Recht auch die Preisgebung seiner Schöpfung sehen. So stehen die Männer, denen die ehrenvolle Berufung zu teil geworden, das Werk des Fürsten Bismarck fortzuführen, vor der Aufgabe, ihre Arbeit vor allem zu schützen vor dem Mann, dessen Schöpfung sie erhalten sollen. Es ist eine peinliche Wahl für einen Zugführer, entweder den Zug über die Hindernisse brausen zu lassen, die von dem früheren Führer auf die Schienen geworfen

werden, damit aber den Zug der Zerschellung auszusetzen, oder die Hindernisse fortzuschleudern, und damit einen Mann zu treffen, der die lenkbare Kraft erst geschaffen. Diese Wahl zu vermeiden, ist der Selbstbeherrschung der leitenden Männer bis jetzt gelungen. Es scheint, daß der Fürst durch eine immer weiter getriebene Rücksichtslosigkeit die leitenden Männer dazu zwingen will, den Kampf gegen ihn aufzunehmen. Niemand kann den Umfang des Schadens ermessen, den der Fürst dem eigenen Vaterlande zuzufügen willens ist. Niemand kennt die Waffen, die er glauben mag, bereit zu haben; aber die Pflicht, die höchsten Güter der deutschen Nation auch gegen den Mann zu verteidigen, der diese Güter einst am meisten gefördert, darf von den Führern des Staates weder verkannt, noch zurückgewiesen werden."

„Wir haben den vorstehenden Ausführungen der „Nordd. Allg. Ztg." von unserm Standpunkte aus nichts hinzuzufügen!" — so lautete das Urteil, welches die „Freisinnige Zeitung" unter die Leistung des offiziösen Blattes setzte! — Was wollte man mehr? Der Standpunkt der Regierung und derjenige Eugen Richter's der gleiche: wem diese Eintracht nicht die Augen öffnete, dem war nicht zu helfen!

Der Löwe, den man nun gemeinsam vernichten wollte, hatte als erste Antwort auf das betrübte Kopfschütteln der „Norddeutschen" nur das Wort: lächerlich! Lächerlich sei es von dem langjährigen Untergebenen, seinem Herrn und Meister Vorschriften über öffentliches Wohlverhalten machen zu wollen! — Aber das deutsche Volk lachte nicht! Es ging ein Schauer durch seine Glieder. Es sah mit hohlem Auge dem Drama zu, das sich vor ihm zu unheilvollem Knoten schürzte. „Ein einziger Mißgriff der derzeit Regierenden kann diese Streitsache in die Bahnen der Tragödie leiten, welche, wie immer man über den früheren Reichskanzler denken mag, nicht allein eine „Tragödie Bismarck" sein

würde.“ So warnte selbst ein Blatt der demokratischen Partei! —

Wir haben die Äußerungen des Fürsten Bismarck zu seinem Wiener Interviewer bisher mit keinerlei Anmerkung versehen. Wir sind auch nicht berufen, sie kritisch zu untersuchen. Die nationale Presse hat sich Mühe gegeben, den Lesern klar zu machen, wie nur gänzliches Verranntsein in blinden Haß dem entlassenen Minister ein Recht zu bestreiten vermöge, das jedem Staatsbürger verfassungsmäßig gewährleistet sei. Darüber braucht man im Ernst nicht zu verhandeln. Aber zwei Punkte sind es hauptsächlich, die in jener Unterhaltung Anstoß erregt haben und die nicht bloß den Feinden des Gestürzten die willkommenste Handhabe zu ihrer Hetze gegen ihn geliefert, sondern für einige Zeit weite Kreise von sonst ruhig und gerecht denkenden Bürgern an dem Patriotismus des großen Mannes irre werden ließen. Die Äußerungen über Rußland wurden als demütigend und als nicht wahr bezeichnet, denn der Draht mit dem nordischen Nachbarreiche sei noch von Bismarck selbst zerrissen worden. — Es ist allgemein bekannt, wie es gerade nach dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich das unausgesetzte Bemühen des alten Kanzlers gewesen ist, trotz dieser notwendig gewordenen Verteidigungsthat zwischen den auseinandergehenden Interessen der beiden älteren Kaiserreiche eine vermittelnde Stellung zu behaupten und niemals die fest gegründete Freundschaft mit Österreich-Ungarn von unvorsichtigen Heißspornen zu Handlungen ausnutzen zu lassen, die das Mißtrauen und eine daraus sich ergebende Feindseligkeit des Zaren hervorrufen könnten. Daß aber der Zar diese Thätigkeit des großen Staatsmannes kannte

und wohl zu würdigen wußte, hat er mehr als einmal bewiesen. Was hätte ihn anders bewogen, bei der jüngsten Zusammenkunft mit unserm Kaiser in Kiel dem Grafen Waldersee Grüße für den Einsiedler von Friedrichsruh aufzutragen? — Was bedeutete die sehr bemerkte Teilnahme gerade des russischen Botschafters in Berlin an den Wiener Hochzeitsfeierlichkeiten, die durch das Fernbleiben aller Angehörigen der deutschen und österreichischen Diplomatie so traurig ausgezeichnet wurden? — Es war die einfache Bestätigung dessen, was Bismarck in die Worte übersetzte: der Draht mit Rußland ist abgerissen seit dem Schwinden des persönlichen Vertrauens und somit des persönlichen Einflusses auf den Kaiser von Rußland! —

Noch mehr als des Fürsten Äußerungen über unsere Beziehungen zu Rußland hat das herbe Urteil verstimmt, das jener über die deutschen Unterhändler fällte, die den Handelsvertrag mit Österreich zum Abschluß brachten.

Dazu ist zu bemerken, einmal, daß die Verleumder des Altkanzlers selbst es waren, die ihn zu diesen Worten nötigten. Sie hatten ausgesprengt, er unterwühle die österreichische Freundschaft durch gehässige Kundgebungen gegen den Bundesgenossen. Er habe gegen den Handelsvertrag agitiert und polemisiert. Fürst Bismarck durfte den Verdacht, daß er selbst an der Zerstörung seines großen Friedenswerkes arbeite, nicht auf sich sitzen lassen. In Tetschen hatte er die allgemeine Versicherung gegeben, daß ihm das nicht einfalle. In Wien erklärte er seinem Besucher im einzelnen: Ich halte den Handelsvertrag mit Österreich dem Wohle *meines* Vaterlandes für zuwider. Aber ich mache daraus Österreich keinen Vorwurf. Ich finde es im Gegenteile

selbstverständlich, daß das Nachbarreich mit Geschicklichkeit die Schwäche und Unzulänglichkeit unsrer deutschen Unterhändler auszunutzen suchte. Ich hätte und habe es in gleicher Lage stets ebenso gemacht. — Die so übel vermerkte Äußerung war also eine einfache Verteidigung des Fürsten gegen entstellende Auslegung seiner Worte. Aber weiter! Sie war auch der Ausdruck einer Überzeugung, die längst nicht mehr Fürst Bismarck allein teilte, die vielmehr breite Schichten des Volkes durchdrang und auch bereits mehrfach rückhaltlos ausgesprochen war. Durfte Fürst Bismarck nicht sagen, was andere gesagt hatten? Sollte er allein schweigen, wenn er die Geschäfte seines Vaterlandes in ungeschickten Händen sah? Oder sind wir soweit gekommen, daß wir uns für die Schläge, die eine kurzsichtige Regierung uns versetzt, höflichst zu bedanken haben? Wozu dann unsere Verfassung? Wozu das Recht des freien Worts, wenn nur das Wort frei ist, das gefällt? — Bitter hat der große Menschenkenner von Friedrichsruh die Begriffsverwirrung in unserm politisch teilweis noch so kindlich denkenden Volke gegeißelt, als er in Jena sprach: „Mancher glaubt dem lieben Gott zu gehorchen und er gehorcht nur dem Geheimrat!“ — Und wozu das Bemänteln offenbarer Schäden?

Fürst Bismarck hat übrigens selbst auf die Vorwürfe in einer späteren Unterredung geantwortet, die dem Mitarbeiter eines Münchener und zwar keines Bismarck-Blattes in Kissingen gewährt wurde. Sie ist in vieler Hinsicht bemerkenswert und möge hier folgen:

Die Besprechung fand in dem kleinen, einfach und bescheiden eingerichteten Arbeitszimmer des Fürsten statt. Der Fürst hieß

mich nach einer herzlichen Begrüßung und nachdem ich ihm für die Ehre des Empfanges gedankt, in einem Lehnstuhl am Fenster Platz nehmen, rückte mit meiner Hilfe einen anderen Lehnstuhl für sich heran und ließ sich darin nieder. Der Fürst kam zunächst auf die Eindrücke der letzten Tage zu sprechen. Mit inniger Rührung wies er auf die spontanen, so von Herzen kommenden Ovationen hin, die ihm überall entgegengebracht worden. Er sei in seinem Leben schon viel mit hohen und höchsten Persönlichkeiten auf Reisen gewesen, er habe aber eine ähnliche herzliche, unmittelbare Begrüßung noch nicht erlebt. Am meisten freue ihn die Herzlichkeit und die gemütvolle Art, mit der er im Süden Deutschlands empfangen worden. Ueberall, wo er hinkam, streckten ihm die Leute die Hände entgegen und wollten ihm die Hand drücken. Seine Hand thue ihm oft recht weh, aber das mache nichts. Nur habe er gefürchtet, es könnte einmal ein Unglück passieren. Wie leicht sei es möglich, daß besonders Kinder unter die Eisenbahnräder kämen. Er sei übrigens in der großen „Blumenschlacht" der letzten Tage etwas verwundet worden. Die Drähte eines Blumenbouquets, welches ihm gerade unterhalb des Auges in das Gesicht geworfen worden sei, haben ihn verletzt, so daß er die ganze Nacht über Schmerzen gehabt habe und kalte Umschläge machen mußte. Es sei ja dies alles gewiß recht gut gemeint.

Dann nahm der Fürst mehrere Zeitungen in die Hand, in welchen mit Blaustift einige Artikel gezeichnet waren, und las zuerst aus dem Begrüßungsartikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" folgenden Passus vor: „Aber ein Mann von der historischen Größe Bismarcks sollte an denen, die ihm wehe gethan haben, edlere Rache nehmen und nicht den blitzenden Strahlenkranz seines Ruhmes selbsteigener Hand mit düsteren Schleiern umhüllen." Der Fürst fügte mit überzeugungsvollem Ausdruck hinzu: „Rache zu nehmen ist nicht mein Zweck und nicht meine Absicht, das liegt mir ganz fern. Wozu sollte ich mich denn rächen und an wem? Am allerwenigsten an meinem Nachfolger, der mir ja nie etwas zu Leide gethan hat. Rachsüchtig bin ich durchaus nicht. Man sagt zwar: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande". Aber wenn ich doch hie und da meine Stimme vernehmen lasse, so thue ich das zum Besten des Vaterlandes. Ich will, soweit meine Erfahrung reicht und meine Autorität noch Geltung hat — und nach dem Lärm und dem Aufheben, das man in der ganzen Welt über jede meiner Äußerungen macht, scheine ich sie

noch zu besitzen —, jene Handlungen der jetzigen Regierung, die ich für eine gedeihliche Entwickelung des Landes nicht zuträglich finde, beeinflussen und sie, der Ausdruck ist wohl nicht anmaßend, korrigieren. Dies allein ist meine Absicht."

Ueber die Handelsverträge äußerte der Fürst: „Ich bin überzeugt, daß die Handelsverträge unsern Interessen widersprechend sind. Sie sind nach Inhalt und Form nicht nach meinem Sinn. Ich erwähne nur," fuhr der Fürst fort, „das Allgäu mit den Vieh- und Käsezöllen und vor allem auch die durch die Zollgesetzgebung geschädigten Weingegenden. Dann hat man auch, um ein weiteres Beispiel anzuführen, die Papierfabrikation durch Konzessionen an Oesterreich preisgegeben. Die Gegenden in Oesterreich, wo große Holzbestände und billigere Arbeitskräfte als bei uns sind (Galizien), haben einen großen Teil unserer Papierindustrie brach gelegt. In Varzin befindet sich eine Papierfabrik, — sie gehört nicht mir," fügte der Fürst bei, — „die sehr unter den jetzigen Verhältnissen zu leiden hat, und wenn ich nicht irre, mußte sie sogar ihren Betrieb einstellen. Besonders aber die Art und Weise, wie die Handelsverträge durchgepeitscht worden sind, muß zu ernsten Bedenken Anlaß geben. Die ängstliche Geheimhaltung und die Vorenthaltung vor der öffentlichen Kritik habe ich für einen großen Fehler gehalten. Ich hätte den Entwurf, so wie ich ihn für gut befunden hätte, zuerst publiziert und die Stimmen der weitesten Kritik gesammelt und dann mir von Fachleuten, wie ich es immer that, nach sorgfältigen Informationen Gutachten verschafft und dann erst gehandelt."

„Man hat mir vielfach den Vorwurf gemacht, daß ich selbst der Autorität des Parlamentes am meisten gegenüber getreten sei. Ich habe, das kann ich wohl behaupten, wenigstens die äußere Form immer auf das Sorgfältigste dem Reichstag gegenüber gewahrt. In früheren Jahren, zur Zeit meines Kampfes mit dem Landtag, da war ich noch ein reaktionär-militärischer Junker, der in einer Zeit sich die Stärkung des Königstums und der Monarchie zur Aufgabe gestellt, als der König selbst nicht mehr weiter regieren wollte, die Abdikationsurkunde bereits unterzeichnet hatte und niemand das Ministerium übernehmen wollte. Ich glaube," meinte der Fürst mit humorvollem Lächeln, „das ist mir auch, vielleicht in zu starkem Maße, gelungen. Damals habe ich schwere Kämpfe mit dem Parlament geführt. Heutzutage ist das nicht mehr nötig, da die Verfassung in gerechter Würdigung die gegenseitigen Befug-

nisse austeilt, die von beiden Seiten geachtet werden sollten. Parlament und Presse halte ich aber für ein notwendiges Korrektiv für die Regierung."

Im weiteren Verlaufe der interessanten Unterhaltung wurde auch die Frage gestreift, ob der Partikularismus zunehme oder nicht. Der Fürst meinte, wenn das Vertrauen zu der Zentrale in Berlin abnehme, wende sich das Denken und Fühlen naturgemäß mehr engeren Verhältnissen zu. Er glaube aber, und zwar sei das seine vollste Überzeugung, daß der Partikularismus in Deutschland nie und nimmer eine Form annehmen werde, die dem Bestande des Reiches auch nur irgendwie gefährlich werden könne. Das sei ganz ausgeschlossen. Im Augenblick der Not und der Gefahr sei alles einig.

Der Fürst blätterte hierauf wieder unter den bereit gehaltenen Preßäußerungen über das Wiener Interview und kam auf die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland zu sprechen. „Ich bin", sagte er ungefähr, „vielfach irrig verstanden worden. Man wirft mir vor, daß ich mich in Wien als Schöpfer des deutsch-österreichischen Bündnisses habe feiern lassen, während ich anderseits beklage, daß der Draht zwischen Deutschland und Rußland abgeschnitten sei! Die Sache liegt doch sehr einfach. Das Bündnis verdanken wir zunächst dem äußeren Anlaß, daß von Petersburg äußerst ungeschickte kaiserliche Briefe nach Berlin gesandt worden waren. Man muß doch ins Auge fassen, daß das Bündnis mit Oesterreich nur ein Defensivbündnis ist. Es soll nur die Sicherheit dafür geben, daß Oesterreich und Deutschland nicht angegriffen werden können. Es war dies eine Sicherstellung, die auf Gegenseitigkeit beruht. Unsere guten Beziehungen zu Rußland konnten trotzdem fortbestehen bleiben, da ja in Petersburg genau bekannt war, daß das Bündnis nur einen defensiven Charakter trage. Man konnte doch Oesterreich nicht zumuten, wegen ein paar Hammeldieben an der Donau sich in einen Krieg zu verwickeln. Oesterreich und Rußland waren die gegnerischen Mächte und unsere guten Beziehungen zu Rußland hätten uns stets erlaubt, Mißverständnisse zu beseitigen und „für Oesterreich ein gutes Wort einzulegen". Ich muß nochmals versichern, daß ich das Vertrauen des Kaisers Alexander III. im höchsten Maße genossen habe, und es ist ganz falsch, was zum Beispiel der „Berliner Börsenkurier" in Nr. 316 schreibt; dort heißt es: „Es ist doch sattsam bekannt, daß Fürst Bismarck außerordentliche Mühe hatte, dem Zaren Ale-

zander die Beweise dafür zu erbringen, daß die Schriftstücke gefälscht waren, welche bei dem russischen Selbstherrscher die Meinung an der Zweizüngigkeit der deutschen Politik in der bulgarischen Angelegenheit hervorgerufen hatten." In jener Unterredung im Jahre 1889 genügte allein meine mündliche Versicherung, daß die Schriftstücke, welche sehr geschickt mit Stempel und Unterschriften gefälscht waren, — sie waren angeblich zwischen dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien und der Gräfin von Flandern gewechselt worden — unecht waren. Fürst Ferdinand von Bulgarien hat mich in München bei unserer Unterredung wieder an jene Dinge erinnert. Meiner mündlichen Versicherung schenkte der Zar sofort das vollste Vertrauen. Ich war darüber sehr gerührt. Die guten Beziehungen zu Rußland beruhen lediglich auf dem Vertrauen, das ich bei Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland hatte. Er sagte damals noch: „Ihnen schenke ich mein vollstes Vertrauen, wenn ich nur die Garantien hätte, daß Sie auch immer Minister blieben". Ich sagte: „Ich denke wohl, Majestät, daß ich bis zum Ende meiner Tage die Geschäfte führen werde", da ich keinen Grund hatte, anderer Meinung zu sein."

Im weiteren Gange der Unterhaltung äußerte sich der Fürst auf meine Anfrage auch über die vom ganzen deutschen Volk so sehr gewünschte und jüngst wieder in Aussicht gestellte Versöhnung zwischen dem Alt-Reichskanzler und dem Kaiser. Der Fürst entgegnete mit sichtlicher Rührung: „Ich bin bei dem Kaiser in Ungnade gefallen und ich weiß heute noch nicht warum. Von einer Versöhnung kann man doch nicht sprechen. Der Kaiser ist ja nicht", meinte der Fürst lächelnd, „bei mir in Ungnade gefallen. Wenn Se. Majestät die Ungnade aufhebt, wäre das Verhältnis ja das alte. Ich glaube gewiß, daß Intriguen mit untergelaufen sind. Der Kaiser hätte ja gewiß sein eigener Kanzler sein können, das Ausscheiden aus meinem Amte hätte mich nicht geschmerzt, aber tief schmerzt mich die Form, in der es geschehen ist. Ich habe zwar immer gedacht", fuhr der Fürst gerührt fort, „daß ich die Geschäfte erst niederlege, wenn mich Krankheit dazu zwingen oder der letzte Seufzer dieser Brust sich entringen werde."

Nach einer kurzen Pause, während welcher der Fürst mit mir anstieß und einen kräftigen Schluck aus seinem Glase nahm, führte der Lauf des Gesprächs auch zum preußischen Volksschulgesetz. „Das Gesetz an sich", meinte der Fürst, „wäre nicht

so sehr gefährlich gewesen. Es kommt hierbei alles auf die Ausführung an. So wie die Dinge sich entwickelten, wäre es aber ein „Kulturkampf mit anderer Front“ geworden, die Regierung mit dem Centrum auf der einen Seite. Das Gefährlichste an der Sache war der Rückzug. Es ist in der Politik immer besser und für das Ansehen der Regierung vorteilhafter, auf dem einmal beschrittenen Wege weiterzugehen.“

Zum Schlusse äußerte der Fürst nochmals seine Genugthuung über den großartigen Empfang, den er auf seiner Reise gefunden. In Wien habe es ihm recht gut gefallen und er werde sich stets an den dortigen Aufenthalt erinnern. Lebhaft bedauere er, daß er den guten Kaiser Franz Josef nicht angetroffen habe, der ihm stets ein so gnädiger Herr gewesen.

Er fühle sich jetzt so frisch und behaglich, fern von den Geschäften, und er habe neuen Mut geschöpft, im Winter nach Berlin zu kommen und sich im Reichstage sehen zu lassen. Es seien zwar dort alle Beziehungen zwischen ihm und den aristokratischen und offiziellen Kreisen abgebrochen. Es sei eine große Erkältung eingetreten, seitdem er aus dem Amte geschieden. Man wolle eben nach oben nicht anstoßen.

Während des letzten Teiles der Unterredung hatte sich die große schwarze Dogge, ein prächtiges Tier, vom Boden erhoben und schmeichelte dem Fürsten. Der Fürst meinte, das Tier mache ein so gescheites Gesicht, als ob es verstehe, was gesprochen werde. „Sehen Sie, das ist noch ein Geschenk des jungen Kaisers“, fügte der Fürst hinzu.

Mehrmals wurde der Fürst aufmerksam gemacht, daß der Wagen zur nachmittägigen Spazierfahrt bereit stehe, aber immer wieder folgte ein neuer Gedanke dem anderen.

Es ist rührend und giebt zugleich ein Bild von der geistigen Frische des Altkanzlers, mit welch jugendlicher Kraft er noch die einzelnen Phasen des öffentlichen Lebens verfolgt, wie sehr er noch mit seinem ganzen Fühlen und Denken an dem Gange der Ereignisse und des Staatslebens teilnimmt. Eine Unmasse Zeitungen aller Schattierungen bilden seine tägliche Lektüre.

Mit einer Einladung, wieder zu kommen, schüttelte mir der Fürst die Hand, indem er noch auf ein Zeitungsblatt hindeutete, dessen Ausführungen ihm Anlaß zur Darlegung seines Standpunktes in anderen Fragen zu geben schienen.

Diese Verteidigung des Fürsten blieb wie alle andern Vernunftgründe dem entfesselten Sturme gegenüber fruchtlos: „Bismarck war der große Sündenbock!“

Es sei unerhört, vor dem Auslande das deutsche Ansehen derartig herabzusetzen; man sähe nun wohl, daß die Entlassung Bismarcks kein bloßer Willkürakt des Kaisers gewesen sei, sondern zum Heil des Vaterlandes im richtigen Zeitpunkt sich vollzogen habe: so schrieb ein sonst gut nationales Blatt — und wie eine ansteckende Seuche fraß die Bismarckhetze um sich. Verlassen schien der Mann von den Seinen, die er groß gemacht. In abenteuerlichen Verrenkungen bemühten sich die Schwächlinge der Presse, beiden Gegnern gerecht zu werden; dem Alten, des Geistes Hauch doch gar zu merklich ihr trocknes Knochengerüst durchwehte, und dem Neuen, der die Macht besaß. Und knechtisch wieder warf sich die Menge vor dem „schneidigen General“ auf die Kniee!

Den Eindruck, den „die Bismarck-Tragödie“ auf die Deutschen in der Fremde machte, denen nicht der Weihrauchdunst der Partei das Gehirn umnebelte, zeigt ein Artikel der „New-Yorker Staatszeitung“, der wegen seines lehrreichen Inhalts hier folgen möge:

„Ein tieftrauriges Schauspiel vollzieht sich in der alten Heimat. Es bewegt das Herz eines jeden guten Deutschen auf das schmerzlichste. Den Mann, welcher mit übermenschlicher Energie und Kraft die kühnsten Träume der deutschen Patrioten früherer Generationen verwirklichte, offiziös als Landesverräter gebrandmarkt zu sehen, ist wahrlich kein Ding, dessen irgend ein Deutscher froh werden könnte. Daß es gerade zu einer Zeit geschieht, in welcher die großartigsten

Kundgebungen des Volksgeistes eine tiefempfundene Dankbarkeit für unvergängliches Verdienst bezeugten, verleiht der ganzen, an sich höchst bedauernswerten Erscheinung einen umso kläglicheren, niedrigeren Charakter. Es sieht thatsächlich wie eine jener erbärmlichen Alltagserfahrungen aus, in welchen der Erfolg eines Einzelnen sofort alle kleinen, niederen Geister zu hämisch-neidischer Begeiferung anreizt. — Was hat denn eigentlich Bismarck gethan, um eine solche Behandlung zu verdienen? Wie oft müßte schon ein Gladstone, ein Crispi oder ein Ferry des Landesverrats für schuldig erkannt worden sein, wenn jede Kritik, die sie an der Politik ihrer Nachfolger und Gegner übten, wirklich Landesverrat wäre? Warum sollte gerade einem Bismarck nicht gestattet sein, was jeder andere Deutsche in privater Stellung, was jeder einzelne deutsche Journalist ohne weiters thun darf, nämlich freimütig seine Ansicht über die Politik der Regierung auszusprechen? Oder sind vielleicht deshalb, weil Bismarck berufener ist als der Durchschnittsmensch, ein politisches Urteil abzugeben, die Regierungskreise so wütend geworden? Wo ist dann überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen jener Intelligenz, die ein erlaubtes Urteil zuläßt, und jener, die dasselbe Urteil zum Landesverrat stempelt? — Wenn Bismarck genau dasselbe, was er den Interviewern der N. Fr. Presse, der Münchener Allgemeinen und des neuen Kölner Blattes gesagt, einer Rede im deutschen Reichstag eingefügt hätte, dann hätten die Offiziösen zwar mehr oder minder heftig opponieren, doch aber unmöglich die Befugnis des Redners zur Meinungsäußerung bestreiten können. Ist es in Deutschland wirklich schon so weit gekommen, daß selbst ein Bismarck sich

hinter der Abgeordneten-Immunität verstecken muß, sobald er die Regierung kritisieren will? Solange er sich auf anonyme oder inspirierte Polemik in den Zeitungen beschränkte, hieß es immer, um wie viel anständiger es wäre, wenn er frei und frank mit seiner Person für seine Meinungen eintreten würde. Und nun, wo er dies und nichts anderes thut, jetzt ist es auf einmal Landesverrat! Zum Überfluß wird doch niemand bestreiten wollen, daß der grimme Alte ebenso ungerechtfertigt wie übermäßig gereizt wurde. Er hat gegründete Ursachen, die schweren Beleidigungen, denen er in Wien von Hof und Aristokratie ausgesetzt ward, einem von Berlin ausgegangenen Drucke zuzuschreiben. Hat etwa jemand in dieser Welt Bismarck für so gutmütig und schwach angesehen, daß er auf einen erhaltenen Backenstreich mit dem ergebenen Hinhalten der anderen Backe antworten würde? — Der Staats-Zeitung kann wahrlich das Zeugnis nicht versagt werden, daß sie nicht an all den zahlreichen Sünden Bismarcks gegen die freiheitliche Entwicklung redlich Kritik geübt hätte. Wir haben auch nie verfehlt hervorzuheben, daß Bismarck in all dem Bittern und Schweren, das er seit seiner Entlassung erfahren, nur ernte, was er selbst gesäet. Es sind thatsächlich seine eigenen Rezepte, die gegen ihn angewendet werden, und nirgends tritt dies mit schärferer Ironie hervor, als in dem gegenwärtigen Auftreten seines Pindter. Trotzdem verwerfen wir ganz entschieden die Haltung jener freisinnigen Blätter, die nur aus diesem Grunde, wir möchten sagen, lediglich von dem unritterlichen Gefühl der Schadenfreude geleitet, bei der gegenwärtigen Regierung genau dasselbe billigen, was sie mit Recht bei Bismarck nicht scharf

genug zu tadeln hatten. Wenn es ein Unrecht gewesen, was der eiserne Kanzler an seinen politischen Gegnern begangen, so wird es darum nicht weniger Unrecht, wenn dem gestürzten Kanzler von seinen politischen Gegnern mit gleicher Münze heimgezahlt wird. Darin liegt aber noch lange nicht das zuletzt und endgültig Entscheidende. Man mag über den Fürsten Bismarck und seine innere Politik welcher Ansicht immer huldigen, so ist und bleibt es unbestreitbar, daß er, wie seinerzeit Moltke, selbst nach seinem Rücktritte vom Amte ein nicht zu unterschätzender Machtfaktor für das Deutsche Reich dem ganzen Auslande gegenüber geblieben ist. Wer dazu beiträgt, diese Säule des deutschen Ansehens zu zerschmettern, schädigt dessen stolzen, mit so ungeheuren Opfern errichteten Bau. Aus diesem Grunde war die Einwirkung auf fremde Höfe zur Ächtung Bismarcks ein schwerer, schwerer Fehler; die gegenwärtige von oben angefachte Bismark-Hetze aber ist ein noch schwererer Fehler. Im Auslande schädigt er nur das Ansehen Deutschlands, im Innern aber erreicht er weit eher den entgegengesetzten, als den gewünschten Zweck. Wie groß auch die Fehler Bismarcks und seine tragische Schuld gewesen sein mögen, als leidender Held einer Tragödie wird der Recke dem Herzen seines Volkes nur noch teurer."

Es war ein ekles Schauspiel! Wer von den Kämpfenden das letzte Wort hatte, dem wandte sich der urteilslose Haufe zu. Als die Blätter, die als des Fürsten Sprachrohr galten, von der Einwirkung erzählten, die zu der bewußten Behandlung des Greises seitens der amtlichen Kreise Wiens geführt hatte; als die vereitelte Audienz bei

Kaiser Franz Josef, die Abreise der Kronprinzessin Stefanie, die bereits mit einer Karte zur Beiwohnung der Trauung versehen war, die Zurücknahme der kurz vorher dankbar gegebenen Zusage des deutschen Botschaftspersonals — als all diese befremdenden Vorgänge in ihren Wurzeln bloßgelegt wurden, da ging wohl ein Schrei der Entrüstung auch durch die schwankenden Seelen; als der beleidigte Fürst den Heuchlern von der „Nordd. Allg. Ztg." den stolzen Protest entgegenschleudern ließ: Ihr seid's mit nichten, die mein Werk fortsetzen, ihr thut alles, es zu zertrümmern — da stieg in die Brust des Feigsten wohl etwas wie Mitempfinden mit diesem ungebeugten Trotz. Aber schmählich verkrochen sich die Helden wieder vor dem Trumpf, den nunmehr der Leiter der kaiserlichen Regierung ausspielte, den Veröffentlichungen im Reichsanzeiger. Ja, es fand sich ein hochangesehenes Blatt, die Kreuzzeitung — das Lieblingsblatt des preußischen Adels und von dem Vervehmten einst mitbegründet —, welche den Mut hatte, dem Reichskanzler für diese That ihren Dank auszusprechen.

Die beiden, durch den Grafen Caprivi veröffentlichten Schriftstücke sowie die Antwort, die darauf unmittelbar die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung" gab, brachten die Fehde zwischen dem ersten und dem zweiten Kanzler des Deutschen Reichs zum vorläufigen Abschluß. Sie sind von der größten Wichtigkeit für das spätere Urteil der Geschichte und sollen hiermit im Wortlaute folgen. Unterm 7. Juli schrieb der „Reichsanzeiger":

Folgende Schriftstücke sind uns zur Veröffentlichung zugegangen: 1. Erlaß vom 23. Mai 1890 an sämtliche kaiserlich deutsche und königlich preußische Missionen:

„Ew. wird nicht entgangen sein, daß die gegenwärtigen Stimmungen und Anschauungen des Fürsten v. Bismarck, Herzogs von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Öffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmanns hierzu unbedenklich schweigen konnte, so lange jene Äußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und die innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob eine solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Se. Maj. der Kaiser sind indes der Ueberzeugung, daß entweder von selbst eine ruhigere Stimmung eintreten oder aber der thatsächliche Wert des von der Presse Wiedergegebenen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden. Es sei nicht zu befürchten, daß aus der Verbreitung subjektiver, mehr oder weniger richtig aufgefaßter, hie und da zweifellos absichtlich entstellter und zum Teil zu Personen von anerkannter Feindschaft gegen Deutschland gethaner Äußerungen ein dauernder Schaden entstehen könnte. Se. Maj. unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchstihrer Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres größten Staatsmanns zu trüben. — Indem ich Ew. hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichen Falles demgemäß sich zu äußern, in Kenntnis setze, füge ich ergebenst hinzu, daß ich mich der Hoffnung hingebe, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie akkreditiert sind, den Äußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werden. v. Caprivi."

2. Depesche vom 9. Juni 1892 an den kaiserlichen Botschafter in Wien, Prinzen Reuß:

„Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien teile ich nach Vortrag bei Sr. Majestät folgendes ergebenst mit: Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Se. Majestät den Kaiser fehlt es vor allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals soweit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgendwelchen

Einfluß gewonnen. Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Haus nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Se. Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Euer Durchlaucht sind beauftragt, in der Ihnen geeignet scheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilungen zu machen. Graf v. Caprivi."

Die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung" schrieb darauf am 9. Juli:*)

Am 1. Januar 1890 schrieb Kaiser Wilhelm II. an den Fürsten Bismarck: „Ich bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren, verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen erprobten Rat noch viele Jahre erhalten." Am 17. März schickte Kaiser Wilhelm morgens früh den General v. Hahnke zum Fürsten Bismarck mit dem Auftrag, der Kaiser erwarte das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck. Letzterer erklärte dem General, der den Auftrag nicht als direkten ausgerichtet hatte, er würde aus rein politischen Erwägungen es für eine Gewissenlosigkeit gegenüber dem Kaiser wie dem Vaterlande halten, unter den gegebenen Verhältnissen fahnenflüchtig zu werden. Wolle der Kaiser ihn absetzen, so bedürfe es nicht des Abschiedsgesuchs. Der Kaiser habe dazu das uneingeschränkte Recht, aber er, Bismarck, könne nicht seine politische Laufbahn mit einem Akte beschließen, dessen Folgen er für das größte Unglück halten müßte, von welchem zur Zeit unser Volk betroffen werden könne.

Am selben Tage erschien, nachdem General v. Hahnke also beschieden worden, im Reichskanzleramt der Chef des Zivilkabinetts

*) Mag auch der hier wiedergegebene Artikel in Form und Ausdruck vielfach bedauerlich erscheinen — wobei übrigens der begreiflichen Erregung auf Bismarckfreundlicher Seite manches zu gute zu halten ist — so hat er doch durch die erste, ohne Zweifel authentische Schilderung der Vorgänge, welche die Entlassung des Fürsten Bismarck begleiteten, die höchste Bedeutung erlangt. Durch die in dem Aufsatz enthaltenen Enthüllungen ist erst das Bild vollständig geworden, welches eines der schmerzlichsten Ereignisse der neueren Geschichte zur Darstellung bringt.

v. Lucanus mit dem direkten Befehl des Kaisers an den Fürsten Bismarck, bis zu einer bestimmten Stunde dem Kaiser sein Entlassungsgesuch zu unterbreiten. Der Kaiser hatte dem Fürsten Bismarck antragen lassen, ihn zum Herzog von Lauenburg zu machen, worauf Fürst Bismarck erwiderte, das hätte er schon lange werden können, wenn sein Streben danach gestanden hätte. Der Abgesandte des Kaisers glaubte dem Fürsten die Versicherung geben zu können, der Kaiser mache sich verbindlich, daß dem Fürsten zur Ermöglichung einer standesgemäßen Führung des Herzogsrangs eine Dotation bewilligt werde. Der Fürst wies auch das in der bestimmtesten Form zurück, indem er meinte, er habe doch eine solche Laufbahn hinter sich, daß man ihm nicht zumuten könne, dieselbe dadurch zu beschließen, daß er einer Gratifikation nachlaufe. — Dem durch Herrn v. Lucanus bestimmt überbrachten Befehl des Kaisers konnte Fürst Bismarck nichts mehr entgegenhalten, als die Erklärung, in der ihm vorgeschriebenen, so kurz bemessenen Zeit ein Schriftstück von solcher Tragweite nicht abfertigen zu können. Er sei bereit, seine schlichte Absetzung sofort zu unterzeichnen. Zu einem Abschiedsgesuch, welches das letzte amtliche Schriftstück eines um die Krone von Preußen einigermaßen verdienten Ministers bilden müsse, bedürfe er längerer Zeit. Das sei er sich und der Geschichte schuldig.

Fürst Bismarck schrieb darauf vom 18. zum 19. März eine eigenhändige Eingabe an des Kaisers Majestät, worin er die politische Lage und die Gründe erörterte, welche ihm den Rücktritt trotz seiner Jahre und seiner Gesundheitsverhältnisse als im Staatsinteresse allein nicht erlaubt erscheinen ließen. Der Kaiser erhielt dies umfangreiche Schriftstück unseres Wissens erst gegen Mittag des 20. März zu Händen; wenige Stunden nachher überbrachten dem Fürsten die Herren v. Lucanus und v. Hahnke die Entlassung.

Dieselbe hat in ihrem wesentlichen Teile folgenden Wortlaut: „Mein lieber Fürst! Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuche vom 18. d. Mts. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Ämtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unsern Lebzeiten nicht näher treten zu müssen. Wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktritts jetzt genötigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich

dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange als möglich zu schonen und zu erhalten. Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Ämtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht erteile, daß Ihr Rat und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterland nicht fehlen werden."

Zugleich wurde dem Fürsten die Ernennung zum Herzog von Lauenburg als Beweis eines besonderen königlichen Dankes zugefertigt.

Entgegen allem sonstigen Gebrauch wurde dem verabschiedeten Kanzler nicht die einstweilige Fortführung der Ämter bis zur Ernennung des Nachfolgers aufgetragen, sondern sein Nachfolger erschien alsbald im Hause und nahm Besitz von den Geschäftsräumen. Er nötigte so seinen Vorgänger, damit der Empfang der Botschafter nicht gewissermaßen auf den Treppenfluren nötig wurde, Hals über Kopf die Räume zu verlassen, denen er eine Weltberühmtheit verschafft, wie sie kein zweiter Raum in Deutschland besaß. Fürst Bismarck war buchstäblich nicht imstande, ordentlich einzupacken; er hat beim überstürzten Umzug eine Menge Eigentum verloren. Er kam sich und den Seinen vor etwa wie eine deutsche Familie, die 1870 aus Paris ausgewiesen wurde.

General v. Caprivi war Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, Fürst Bismarck existierte nur als Herzog von Lauenburg. Zwei Monate nachdem Kaiser Wilhelm II. die Hoffnung ausgesprochen, den bewährten Rat des Fürsten Bismarck sich und dem Reiche zu erhalten, schreibt Herr v. Caprivi an die deutschen Botschaften, die deutschen wie preußischen Gesandtschaften, Legationen, Konsulate und Missionen, sie möchten die Regierungsauffassung vertreten und verbreiten, daß den Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beizumessen sei. Wir wissen, daß Fürst Bismarck von diesem Rundschreiben des Herrn v. Caprivi sofort nach Erlaß Kenntnis erhielt, und können ihm nachfühlen, welche Empfindungen in ihm rege wurden, wenn von Zeit zu Zeit,

um die Sehnsucht der Nation nach dem verlorenen Reichskleinode zu dämpfen und abzulenken, in der Regierungspresse Andeutungen gemacht wurden, als werde auch von ihr die Nutzbarmachung der Staatsweisheit des Fürsten Bismarck für das Deutsche Reich ersehnt und erstrebt. Solche Äußerungen sollten den Fürsten Bismarck hinstellen, als habe er zum Bedauern seiner Nachfolger wegen irgend eines Verschuldens entlassen werden müssen, als seien die Gesundheitsrücksichten, die in der Verabschiedungsurkunde angeführt wurden, lediglich aus Schonung für den Fürsten Bismarck hineingekommen.

Als aus Anlaß der Wiener Reise des Fürsten Bismarck ganz Deutschland sich rüstete, seinem verdientesten Helden Huldigungen zu bereiten, erschienen abermals in den Blättern, welche zu der jetzigen Regierung Beziehungen unterhalten, Meldungen von Versöhnungsversuchen des Kaisers mit dem Kanzler. Dabei wurden die Verhältnisse abermals so dargestellt, als habe der Fürst irgend etwas gut zu machen oder gar abzubitten. Diese ganze Mache war nur auf eine Abschwächung der Volkskundgebungen zu Ehren Bismarcks berechnet und schlug gründlich fehl. Fürst Bismarck ließ auf dem ihm geeignet scheinenden Wege die Welt wissen, daß er sich keiner Verfehlung gegen den König, keines Versehens gegen das Reich bewußt sei, und nun erfolgt, was niemals hätte erfolgen, am allerwenigsten aber jemals hätte bekannt gegeben werden dürfen: die Depesche des Grafen v. Caprivi an den Prinzen Reuß vom 9. Juni 1892, worin letzterem aufgegeben wurde, der Meinung entgegenzutreten, als habe Fürst Bismarck auf die Leitung der Geschäfte wieder irgend welchen Einfluß gewonnen, und ihm befohlen wird, sich dem Fürsten Bismarck gegenüber auch in Bezug auf die persönlichen Beziehungen der Gesellschaftssitte zu entschlagen (denn es handelte sich um ein Familienfest), sich auf die konventionellen Formen zu beschränken und die Einladung zur Hochzeit abzulehnen, da auch der Kaiser von der Hochzeit des mehrjährigen preußischen Staatsministers und Staatssekretärs des auswärtigen deutschen Amtes keine Notiz nehmen werde.

Nachdem Graf Caprivi zu diesen Veröffentlichungen, über welche das deutsche Volk und die Geschichte richten werden, sich entschlossen hat, wird er nun wohl auch keinen Anstand nehmen, den Wortlaut des Entlassungsgesuchs des Fürsten vom 18. März 1890 bekannt zu geben, damit ein Urteil darüber möglich wird, eine wie zutreffende Antwort auf dasselbe die Kabinettsordre gewesen ist, durch welche Fürst Bismarck seiner Ämter entsetzt wurde, die

er gut oder schlecht so lange Jahre geführt hatte. Bis diese Veröffentlichung erfolgt sein wird, werden weite Volkskreise nicht davon abzubringen sein, daß Graf v. Caprivi durch diese Veröffentlichungen im Reichsanzeiger nicht nur sich selbst, sondern dem Ansehen der Krone Preußen, das sein Amtsvorgänger mit Einsetzung von Ansehen und Leben aus der Verdunkelung zum strahlenden Licht gehoben hat, einen schlechteren Dienst erwiesen habe, als irgend ein Minister, von denen die Krone Preußen beraten gewesen seit den Tagen Georg Wilhelms und des Grafen Adam Schwarzenberg.

* * *

Eine Besprechung und Beurteilung der Thatsachen, die den vorstehenden Veröffentlichungen zu Grunde liegen, dürfen wir uns ersparen. „Die Geschichte wird darüber richten.“ Das deutsche Volk aber hat bereits sein Urteil gesprochen.

IV.

Kissingen und Jena.

1. Kissingen.

Die ersten Schläge aus der offiziösen Preßfabrik hatten kaum das Ehrfurcht gebietende Haupt des Greises getroffen, der in den Heilquellen von Kissingen Stärkung und Ruhe suchte, als auch das deutsche Volksgemüt sich gegen diese Behandlung seines Helden auflehnte. Während die Zeitungen mit wenigen Ausnahmen ihn verließen, die weisen Politiker, die immer vorher wissen, wie alles kommen muß, die Achseln zuckten, und die losgelassene Meute das gestellte Edelwild sicher abzuthun glaubte, kamen im treuen Schwabenlande Männer zusammen, um zu beraten, wie man dem unglaublich widrigen Schauspiel, dem das Ausland mit höhnischem Beifall folgte, ein Ende bereiten könnte. — Gegen die Demütigung des deutschen Namens seitens derer, die ihn schützen sollten, waren sie freilich machtlos. Aber sie konnten dem Geächteten beweisen, daß er doch nicht allein im Kampfe stände, sie konnten und wollten zeigen, daß noch Herzen für ihn schlagen, in deren Liebe er Trost gegen allen Unglimpf finden würde. Und so zogen sie ihm entgegen, an siebenhundert Männer und Frauen, die ersten nach dem

Degenstoß des neuen Grafen, — und es war eine eigene Fügung, daß an demselben Tage, an welchem Deutschland unter den Hieben dieser in Druckerschwärze getauchten Klinge erwachte, dort an der fränkischen Saale schon die Vergeltung geboren ward.

Es folge nun der Einzelbericht eines Teilnehmers an der Bismarck-Fahrt der Schwaben, der wörtlich wie folgt lautet:

Es war ein gewaltiger Zug, der am 10. Juli Scharen von schwäbischen Verehrern des Fürsten Bismarck, vor allem aus Stuttgart, Ulm, Heilbronn und Tübingen, nach Kissingen brachte. Schon in der Größe dieser Beteiligung sprach sich — zunächst dem Tiefsten natürlich, der unverrückbaren Dankbarkeit für den vornehmsten Begründer deutscher Einheit — eine Rückwirkung der Lage aus, wie sie durch die Ereignisse der letzten Zeit geschaffen wurde. Als das letztemal von Stuttgart her ein Besuch des Altreichskanzlers ausgeführt wurde, mehr gelegentlich allerdings, da waren es einige Dutzende gewesen, die teilnahmen. Nun sind unter der Hand aus den Dutzenden Hunderte geworden — ein lebendiger Protest gegen die immer wieder aufgetischte, in ihrer Absichtlichkeit so thörichte Legende dieser neuesten Tage, darum nicht weniger thöricht, weil sie nicht nur ultramontan und deutschfreisinnig, sondern auch offiziös ist: daß der Fürst nur noch eine Reliquie der Vergangenheit sei, überwunden von einer Gegenwart, die andere Größen ins Goldene Buch des Volkes einzuzeichnen habe. Diesmal fanden sich so manche ein auch von jenen „stillen" Verehrern, die ihre Gefühle nur ungern über den engsten Kreis hinaustragen, und deren es in Schwaben mehr geben mag

als anderswo. Und wen unter den Erfahrungen der letzten Jahre und zumal der letzten Wochen über der Wandelbarkeit an Fürstenthronen ein müder Pessimismus ankam, der konnte der Zukunft wieder froher werden, im Vertrauen auf solche Begeisterung, wie sie sich auf dieser Fahrt nach Kissingen kundgab. Die Stimmung war nicht die gereizte der Demonstration — wozu auch? —, aber jene nachhaltige und ernste, die sich das beste Erbe eines Volkes, die sich die Dankbarkeit gegen die Schöpfer nationaler Macht und Sicherheit nicht nehmen lassen und sie auch in der Zeit verwirrter Begriffe gegen Angriffe jeder Art behaupten will. Die verschiedentlichen Grenzpfähle, an denen die Wagen vorüberbrausten, konnten dabei einem nachdenklicheren Beschauer den Gegensatz von Einst und Jetzt deutlich genug ins Gedächtnis rufen und damit zugleich das, was Bismarck gethan, um diese mannigfaltigen Farben in dem einheitlichen „Schwarz-weiß-rot" zu beschließen. . . .

Nach 12 Uhr mittags lief der Zug in Kissingen ein — für 2 Uhr hatte der Fürst den Empfang der Besucher in Aussicht gestellt. Im weiten Innenhof der oberen Saline sammelten sich die Teilnehmer um die festgesetzte Zeit, und als nun der Fürst neben seiner Gemahlin an den Fenstern seiner Wohnung erschien, da erscholl ein grenzenloser Jubel, der Minuten dauerte und noch stürmischer sich wiederholte, als Bismarck im Hofe selbst erschien. Die oft wiederholten Schilderungen hatten einem den Eindruck seiner Erscheinung fast schon vertraut gemacht, allein wie der gewaltige Mann so dastand, die hohe Gestalt straff aufgerichtet, mit dem durchdringenden Auge die jubelnde Menge überfliegend, so fern jeder Pose — da war dies Bild un-

gebeugter Kraft, indem es zugleich die ganze weltgeschichtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte verkörperte, von einer ungeahnten überwältigenden Art. Als Stille eingetreten war, begrüßte Fabrikant Adolf Schiedmeyer aus Stuttgart den Fürsten im Namen seiner schwäbischen Freunde, der anwesenden und der unendlich viel zahlreicheren, die fern seien, Kaufmann Pfleiderer von Heilbronn brachte ein Hoch aus auf die Fürstin, Professor Otto Güntter verlas ein Gedicht. Und nun ergriff Fürst Bismarck das Wort. Seine Rede, oft durch begeisterten Zuruf unterbrochen, hatte folgenden Wortlaut:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen von Herzen für die freundlichen Grüße für meine Frau und mich. Sie vervollständigen das Bild der Erinnerung aus den letzten Wochen, wo mir in Sachsen und Bayern ähnliche Beweise der Anerkennung und Zeichen des Wohlwollens von meinen Landsleuten entgegengebracht wurden. Ich bin nach Schwaben hinein nur bis Augsburg gekommen, aber auch dort habe ich den schwäbischen Herzschlag fühlen können. Auf der ganzen Reise bis hieher nach Franken hat man mich so wohlwollend empfangen, bin ich mit einem solchen Kreis wohlwollender Gesinnungsgenossen in Beziehung getreten, wie ich das nicht habe vermuten können.

Wenn ich denen, die mir übel wollen, das Maß von Köpfen zuzähle, welches sie angeblich vertreten sollen, wenn mit ihnen alle die einverstanden wären, in deren Namen sie zu sprechen scheinen, so könnten so viele Freunde, wie ich sie habe, gar nicht übrig bleiben. Es beweist mir das also, daß in all den Unfreundlichkeiten und Bosheiten nicht die Meinung der großen Masse meiner Landsleute vertreten

ist. Alle diese Angriffe lese ich daher mit Ruhe ohne Erregung. Man hat das Bestreben, mich als einen üblen und beschränkten Charakter darzustellen, und stellt sich dabei so, als wenn man an den Ergebnissen meiner Arbeit nicht rütteln, sondern im Gegenteil dieselbe Richtung aufrecht erhalten wolle. Man sucht also etwas an meiner Person, die ich gern preisgebe, wenn nur das Wohl des Vaterlandes erhalten bleibt.

Etwas nun flößt mir Vertrauen ein an der Dauer dessen, was geschaffen ist, das ist der Anteil, den die deutschen Frauen an dieser Bewegung haben. Eine Bewegung, die durchgeschlagen hat bis in die Häuslichkeit, die muß eine tiefe und wahre sein. Zwischen den beiden Geschlechtern repräsentiert die Frau das Herz und der Mann den Verstand, womit nicht bestritten sein soll, daß nicht auch der Mann Herz haben kann. Aber in der nationalen Politik ist das Herz immer stärker als der Verstand. Die deutsche Frau hält ihre Begeisterung fest und überträgt sie auf ihre Kinder und läßt sich nicht so leicht durch spitzfindige Räsonnements irre machen, wie wir das an uns haben. Deshalb danke ich den Damen und Ihnen allen und bin sicher, daß Sie mich nie fallen lassen. Das Herz ist eben stärker.

Wenn ich nach den Gründen suche, die mir diese Zustimmung erworben haben, so finde ich in erster Linie die nationale Einigung, an der ich mitgewirkt habe, die uns früher gefehlt hat — die Beseitigung der unfaßbaren Verstimmungen, die zwischen Nord und Süd herrschten. Zu Zeiten des Bundestags, als ich in Frankfurt war, im Zentrum der damaligen deutschen Politik, damals war kaum

ein Wohlwollen für Preußen in Sachſen, in Bayern oder ſonſt im Süden. Jene Gefühle ſind verſchwunden, jetzt deckt uns alle das landsmannſchaftliche Gefühl, und daß dies erreicht iſt, darauf bin ich ſtolz. Die Süddeutſchen werden heutzutage im reiſenden Berliner keine Erſcheinung ſehen, die ihnen unangenehme Empfindungen hervorruft; was Heiterkeit verdient, wird mit Heiterkeit aufgenommen, ohne daß die gemeinſamen Gefühle des Germanentums darunter leiden.

Was iſt nun der Grund des Wertes der Einheit? Die Möglichkeit der vollen Entwicklungsfähigkeit im Innern. Wir können das Leben eines großen Volkes leben. Ein Herr aus Weimar hat mir erſt heute noch erzählt, daß er früher auf einer Reiſe von Berlin nach Köln viermal Gepäckreviſion und viermal Geldwechſel gehabt habe.

Der Hauptgrund iſt aber die Sicherung des Friedens. Wenn wir einig bleiben, ſo wird das Ausland uns nicht mit der Leichtfertigkeit angreifen, wie das 1870 und früher hundertmal geſchah. Bleiben wir einig, ſo bilden wir einen harten und ſchweren Klotz in der Mitte von Europa, den keiner anfaßt, ohne ſich die Finger zu quetſchen. So iſt der Friede geſichert. Und Friede iſt uns allen ein Bedürfnis; Krieg iſt eine Sache, an der niemand von uns eine Freude hat, aber in die man mit freudigem Gefühl gehen kann, wenn ſie aufgezwungen iſt; dem deutſchen Charakter iſt das Kriegführen und Renommieren mit kriegeriſchen Leiſtungen kein Bedürfnis. Der Friede iſt geſichert, wenn wir einig bleiben, deshalb iſt die Einheit bei uns populär. Außerdem iſt der Friede geſichert, weil der

Weg von der Grenze bis nach Stuttgart z. B. um einiges verlängert ist.

Ihr alter König Wilhelm I. sagte mir im Jahre 1854, die Franzosen seien von Straßburg her bälder in Stuttgart, als die deutschen Bundestruppen — „deshalb bin ich in einer schwierigen Lage". Das ist jetzt ganz anders. Und in diesem Gefühl der größeren Sicherheit — der deutsche Bürger verlangt nach ruhiger Sicherheit — in diesem Gefühl beruht ein großer Teil des Wertes, den wir auf die Einigung legen müssen.

Und daß es mir gelungen ist, den Frieden 20 Jahre lang zu erhalten, während man 1870 sagte, in höchstens 5 Jahren ist der Krieg wieder da, das sehe ich als einen der Hauptgründe für die Gefühle an, die Sie mir entgegenbringen. Ich habe ja die Schlachten nicht gewonnen, aber ich habe den Frieden erhalten helfen. Ich glaube, daß er auch zu erhalten ist. Freilich im Westen kann der Topf überkochen, was dort immer einmal möglich ist. Daß man von Osten her angreift, glaube ich nicht, wenn unsre Diplomatie so geschickt ist, wie sie sein könnte.

Die württembergischen Truppen habe ich vor 1866 gekannt und dann wieder 1870. Ein solcher Fortschritt ist mir noch nie vorgekommen für ein militärisches Auge. Diesen Fortschritt haben sie vor Paris gezeigt am 2. Dezember, wo die württembergischen Truppen den Hauptstoß ausgehalten haben und der uralten germanischen Tüchtigkeit voll entsprachen. Den alten Ruf der Schwaben, als Träger der Reichssturmfahne anzugreifen, konnten sie damals nicht bewähren, denn es galt damals das viel Schwierigere, auszuhalten in einem überlegenen feindlichen Feuer,

wo Mann neben Mann fiel und sogar mehrmals Verwundete sich wieder aufrichteten — ich habe das gesehen.

Ich weiß meine dankbare Anerkennung für diese Leistung der Württemberger nicht besser zu bethätigen, als indem ich Sie bitte, ein Hoch auf Ihren regierenden Herrn auszubringen, in dankbarer Anerkennung des württembergischen Heeres, der württembergischen Tapferkeit und der württembergischen Reichstreue. Seine Majestät König Wilhelm II. von Württemberg lebe hoch!"

Noch dreimal sprach der Fürst, dem die fast allzu begehrliche Begeisterung der Gäste leider einen Rundgang im Hof bei den einzelnen Gruppen verwehrte. So stellte er sich auf der Treppe des Portals auf, unermüdlich Sträuße annehmend und mit liebenswürdigem Handdruck quittierend. Von allen Seiten ertönte der Zuruf, er solle nach Stuttgart kommen, worauf er nochmals das Wort nahm und sagte:

„Ich komme gern. Den Neckar und sein freundliches Gelände habe ich seit dreißig Jahren nicht wieder gesehen. Ich wäre vor 14 Tagen hingekommen, aber meine körperliche Leistungsfähigkeit war erschöpft. Aber die Hoffnung, Stuttgart zu sehen und mich dort an der wohlthuenden Liebe — so kann ich doch sagen? — herzlich zu erfreuen, gebe ich nicht auf. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren Besuch und den wohlthuenden Eindruck, den er auf mich haben muß zur Bewahrung einer heiteren Ruhe. Die Freude meiner Gegner, daß sie mir die Laune verderben, ist irrtümlich. Mit der Ruhe des Naturforschers, der die Menschen und ihre Leidenschaften beobachtet und seit einem halben Jahrhundert beobachtet hat, registriere ich diese Erscheinungen ohne Zorn."

Während dieser Worte hatte sich ein Mitglied der Jenenser Abordnung, die gekommen war, Bismarck zum Besuch ihrer Stadt einzuladen, hinter dem Fürsten aufgestellt und wandte sich nun, als dieser schwieg, an seine „süddeutschen Brüder" mit der Aufforderung, mit den Thüringern die Bahn weiter zu gehen, die Bismarck gewiesen, Treue zu schwören „unserm lieben deutschen Vaterlande und in diesem dem Fürsten Bismarck, dem deutschen Nationalheros, für immer". Ihm antwortete der Fürst in wenigen Sätzen:

„Ich bin überzeugt, daß nach dem Wunsch des Herrn Vorredners hinter mir das Deutsche Reich unbewegt und unentwegt seinen Weg fortsetzen wird, so wie es ihn begonnen hat, denn die Eindrücke der Befriedigung über seine Herstellung, die Geleise, in denen es seit 20 Jahren geleitet worden ist, sind zu tief geworden, als daß sie der Reichswagen je wieder verlassen könnte. Das Gesamtergebnis unsres siebziger Krieges und unsres ganzen Weges durch die Wüste, den wir vorher geführt worden sind, wird uns keine Macht wieder entreißen."

In diesem Augenblick erscholl aus der Menge der um Bismarck sich Drängenden ein geisterhaftes ungarisches Deutsch, zu dem sich bei genauerem Zusehen auch der leibliche Besitzer fand. Ein Herr aus Ungarn gab den Gefühlen „des intelligenten Teils seiner Landsleute" für den großen Kanzler des verbündeten Reichs Ausdruck, und der Fürst hatte die Liebenswürdigkeit, ihm zu erwidern, indem er folgendes seinen vorhergehenden Worten hinzufügte:

„Mein Herr! ich rechne unser heut bestehendes Bünd-

nis mit Österreich-Ungarn zu denjenigen Reichsinstitutionen, an denen uns allen liegt und die wir alle zu pflegen entschlossen sind. Es ist eine alte geschichtliche Tradition — wir haben seit Jahrhunderten mit Österreich-Ungarn zu demselben Reich gehört. Es ist das ein historisches Vermächtnis der Vergangenheit, aber auch ein Bedürfnis der modernen Politik. Ich rechne darauf, daß wir den österreichisch-ungarischen Freunden, diesem verbündeten Reiche alle Treue halten werden in jeder Not und Gefahr, die es bedrohen könnten. Ich habe an diesem Bündnis nicht ohne große Schwierigkeit gearbeitet, und es ist eine ungeschickte Verleumdung, wenn man behauptet, es sei mir leid, und ich wolle dieses natürliche, im europäischen Gleichgewicht nötige Bündnis schädigen, das ich für fest begründet halte in unsern nationalen Antezedentien und unsern heutigen Bedürfnissen, und zu dem wir immer wieder zurückkommen müßten. Wir haben uns mit Österreich, wie sie dort sagen „gerauft", fast in jedem Jahrhundert einmal, aber wir sind immer wieder als Brüder zusammengekommen, und werden es, so Gott will, jetzt bleiben."

Die Verabschiedungsszene, die nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Das Händedrücken, Hochrufen und Umdrängen des Fürsten war geradezu lebensgefährlich; es bedurfte aller Energie, um den Fürsten vor körperlicher Beschädigung aus Begeisterung zu bewahren. Aus allen Augen leuchtete leidenschaftliche Liebe und Verehrung, die ihren höchsten Ausdruck gewann, als der Fürst von den offiziösen Angriffen auf seine Person sprach. Wer in der deutschen Volksseele zu lesen versteht, hatte hier Gelegenheit dazu. Besonders charakteristisch für das Empfinden und die An-

schauung der an der Huldigung Beteiligten waren die zahlreichen Zurufe bei markanten Stellen der Reden. Als der Fürst sich längst zurückgezogen hatte, standen noch Hunderte von Menschen vor der Saline, die nach Gelegenheit suchten, dem an dem Fenster sichtbar werdenden Fürsten und der Frau Fürstin ihre Verehrung und Liebe durch enthusiastische Zurufe zu bethätigen. Dann verloren sich allmälig die Scharen, bei deren Zusammenweilen auf engem Raume es manchmal „drangvoll fürchterlich" gewesen war.

Der Bericht des Württembergers schließt mit folgenden Worten: „Die Größe des deutschen Vaterlandes, dessen blühende Gaue wir durchfuhren, wir hatten sie verkörpert geschaut in dem Einen Mann. Wohlthuend war es, ihn zu sehen in seiner vornehmen Schlichtheit. Da war nichts von Theatralischem, sein Pathos selbst war wie ein Gefüge logischer Gründe, und da war auch nichts von Verbitterung; mit überlegener Bonhomie sprach er von seinen Gegnern. Uns gewährte dieser Tag, was in einem gewöhnlichen Leben selten sich bietet: einen Blick zu thun in eine der geistigen Stätten, in denen die wirkenden Kräfte der Geschichte geboren, gesammelt, von denen aus sie geleitet werden."

* * *

Das Beispiel der treuen Schwaben hatte mächtig gewirkt. Aus dem ganzen Südwesten, Baden, Hessen, Rheinpfalz, sowie aus Thüringen vereinten sich begeisterte Scharen, um ihrem großen Befreier zu huldigen. Die Zeitungen erzählen über den Tag des 24. Juli folgendes:

Die Kundgebung Südwest-Deutschlands für den Fürsten Bismarck in Kissingen hat abermals einen Tag heraufgeführt, der in der deutschen Geschichte fortleben und dauerndes

Zeugnis dafür ablegen wird, wie tief die Verehrung für den Fürsten Bismarck in die Herzen seiner Zeit- und Volksgenossen eingewurzelt ist. Im Laufe des Vormittags hatten sechs Extrazüge 4239 Personen aus Thüringen, Frankfurt, Hessen, Baden und der Pfalz herangeführt, Hunderte waren schon am Abend zuvor gekommen oder trafen mit den fahrplanmäßigen Zügen ein, so daß die Zahl der Teilnehmer wohl auf 5000 bemessen werden darf. Dabei mußten z. B. in Karlsruhe über 500 Teilnehmer zurückgewiesen werden, weil wegen der Kissinger Bahnverhältnisse nur ein Extrazug von dort zugelassen werden konnte. Zieht man die vielen Männer in Betracht, die vom Schwarzwald, dem Breisgau und dem Bodensee gekommen waren und die weite und unbequeme Reise nicht gescheut hatten, um ihren Gesinnungen Ausdruck zu geben, darunter viele, die nicht so leicht für eine Reise und deren Kosten in Bewegung zu setzen sind, so erhält neben dem Empfang in Dresden diese Kissinger Huldigungsfahrt der Badenser und Pfälzer ihre ganz besondere Bedeutung und bleibt in politischer Beziehung hinter jenem gewiß nicht zurück.

Auf dem der Saline gegenüber ansteigenden Gelände waren bereits viele Hunderte von Personen versammelt und viele Hunderte fluteten dem Zuge voran, als dieser unter Vortritt der Kapelle des 9. bayerischen Infanterie-Regiments gegen 2½ Uhr herannahte. Bei den Klängen der Musik erschien Fürst Bismarck, der schon vorher einmal die Anwesenden freundlich begrüßt hatte, am Fenster, von stürmischem Zuruf empfangen, der ihn nun fast eine halbe Stunde lang ununterbrochen umbrauste. Die Männer schwenkten die mit Tannenreisig oder Eichenlaub geschmückten Hüte,

die Damen Blumensträuße und Tücher; aber aus aller Augen leuchtete die Empfindung, welche das Lied in Dresden so tief bewegend ausgesprochen: „Wie könnt ich dein vergessen, ich weiß, was du mir bist!“ So ging der von Jubelbrausen getragene Zug vorüber, Tafeln bezeichneten die einzelnen Städte, bei den Badensern Pforzheim, Heidelberg, Karlsruhe, Offenburg, Bühl, Baden-Baden, Mannheim, Triberg, Lahr, Waldkirch, Freiburg. Den Pfälzern, an deren Spitze der Vizepräsident des Reichstags, Reichsrat Dr. Buhl, einherschritt, ward ihr Wahlspruch: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ vorangetragen. Die Hochschulen von Heidelberg und Freiburg, sowie das Polytechnikum in Karlsruhe hatten Abordnungen entsendet, letztere in Wichs. In vorzüglicher Ordnung umschritt der Zug die Saline und nahm dann auf dem Hofe derselben Aufstellung. Der Fürst erschien noch einmal an einem der nach dem Hofe gelegenen Fenster, stürmisch begrüßt, und nicht endender Zuruf empfing ihn, als er bald darauf den Hof betrat und vor einer von alten Kastanien beschatteten Bank Aufstellung nahm, an welcher prächtige Lorbeerkränze niedergelegt waren. Die Musik spielte „Deutschland, Deutschland über alles“, und von allen Seiten flogen Blumensträuße herbei, die seinen Weg bedeckten. An den Fenstern des Speisesaales nahmen die Damen und die Verwandten des Bismarck'schen Hauses Platz. Die Begrüßungsreden eröffnete Professor Dr. Erdmannsdörfer aus Heidelberg mit folgender Ansprache:

„Aus Baden und aus der alten Rheinischen Pfalz, aus Hessenland, Thüringen, Frankfurt und anderen Orten sind wir heute hieher zu Ihnen gezogen, patriotische Männer an die 6000,

die sich verpflichtet fühlten, dem größten Patrioten Deutschlands ihre bewunderungsvolle Huldigung darzubringen. In Süddeutschland sind die Herzen und Seelen Euer Durchlaucht nicht minder treu ergeben und dankerfüllt wie in den andern deutschen Gauen, dem Manne, dem jeder Einzelne es zu danken hat, daß er wieder frei, groß und kühn bekennt: Ich bin ein Deutscher. Die hier versammelten Männer bringen Euer Durchlaucht den ersten Gruß dar in dem Wahlspruch: Für Kaiser und Reich, dessen Verwirklichung Sie als Ihren Lebenszweck betrachteten, und geloben mit echter deutscher Treue, Euer Durchlaucht Werk zu schützen in Gefahr und Not. In diesem Sinne erheben wir unsere Stimme zu einem jubelnden Hoch auf Kaiser und Reich: Hoch! hoch! hoch!"

Tausendstimmig brausten die Rufe über den weiten Platz dahin. Der Fürst dankte dem Redner mit warmem Händedruck. Nachdem der Jubel sich gelegt, trat Bankdirektor Eckhard aus Mannheim vor und hielt folgende Rede:

„Von meinen Landsleuten in Baden bin ich beauftragt, an Euer Durchlaucht einige herzliche Begrüßungsworte zu richten. Alle, die herbeigezogen, wollen Ihnen aus vollem Herzen ihre Dankbarkeit ausdrücken. Die Thaten Eurer Durchlaucht aufzuzählen, ist zwecklos: sie sind es gerade, die alle heute hieher geführt haben. Mein Heimatland in seiner ganzen Ausdehnung und besonders das badische Oberland erinnert sich bleibend der bangen Stunden, die den Einigungstagen vorausgegangen sind. Sie wissen, daß wir dort einen sehr gefährlichen Nachbar hatten, und eine entzündete Fackel drohte immer über uns einen hellen Brand zu entfachen. Wir hatten offene Thore nach Feindesland. Jene Thore sind, Gott sei Dank, für immer geschlossen. Dieser große Mann hier hat die Schlüssel abgezogen und sie einem mächtigen Kaiser zur treuen Bewachung in die Hand gelegt. Die Wünsche unseres Vaterlandes sind in kaum geahnter Weise in Erfüllung gegangen. Zwanzig Jahre hat der große Heros an der Spitze unseres Reiches gestanden.

Was aber im Jahre 1890 geschah, ist unserm süddeutschen Kopf und Herzen unverständlich gewesen und bis zur Stunde unverständlich geblieben. Der Mann, der vor uns steht, hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, und deshalb ehren und schätzen wir ihn in Deutschland so hoch, weil er das bewiesen hat. Auch wir in Süddeutschland rechnen mit dem Verstand, was man im Norden nicht immer zu wissen scheint, und wir sagen, daß es die Pflicht einer Nation ist, ihre großen Männer zu ehren, und daß es eine Schande ist, dieselben zu verunglimpfen. Gegen diese Art von Volksbelehrung und -Erziehung werden wir heute und immerdar energischen Protest einlegen, den auch blöde Gegner verstehen sollen."

Der Redner schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Bismarck. Darauf sprach Rechtsanwalt Scheel aus Darmstadt für die Hessen. Tausende seien gekommen, den Fürsten zu begrüßen, Hunderttausende aber gedächten heute zu Hause seiner in nie erlöschender Dankbarkeit und Treue. Möge Gott der Herr Seine Durchlaucht uns noch lange erhalten — das sei der Wunsch aller wahren Deutschen in Nord und Süd. Die Pfälzer ließen durch Fabrikbesitzer Knöckel ihre Huldigung ausdrücken, desgleichen feierten Vertreter der Thüringer und der Frankfurter den einzigen Mann in kurzen begeisterten Reden. Rechtsanwalt Wörter aus Karlsruhe brachte in sinniger Weise einen Toast auf die Fürstin aus.

Fürst Bismarck hatte bewegt den Rednern zugehört. Nun richtete er sich hoch empor und sprach:*)

*) Ich gebe die bedeutsame Rede nach den „Hamb. Nachr." wieder, obgleich dieses Blatt durch ein vorangesetztes „etwa" ausspricht, daß es die volle Übereinstimmung ihres Textes mit dem wirklichen Wortlaut nicht verbürgen kann. Dennoch schien mir die Fassung der „Hamb. Nachr." nach Form und Ausdruck den thatsächlich gesprochenen Worten am nächsten zu kommen.

„Ich habe zuvörderſt meinen Dank zu ſagen für die glänzende und großartige Begrüßung, die mir hier von Ihnen zu teil wird, eine Begrüßung von einer Großartigkeit, wie ich glaube, daß ſie niemals einem deutſchen Miniſter in neuerer Zeit zu teil geworden iſt; ich füge hinzu, wie auch mir nicht zu teil geworden iſt, ſo lange ich im Dienſte war. Aber ich habe das Gefühl, daß ich Ihre Anerkennung doch nicht in ihrem ganzen Umfange entgegennehmen kann, ſie gilt natürlich nicht meiner Perſon, ſie gilt dem Werke, an dem ich mitgearbeitet habe. Ich bin der Überlebende von allen meinen Mitarbeitern, jünger ans Werk gegangen als die meiſten von ihnen. Nun wird mir das Verdienſt, das den Verſtorbenen gebührt, mit zu teil. Ich habe mir die Mitarbeiter in langen Jahren geworben, namentlich diejenigen, von deren Mitwirkung das Gelingen des Werkes hauptſächlich abhing.

Bei einem Rückblick auf die Vergangenheit darf man nicht vergeſſen, daß zu Anfang dieſes Jahrhunderts noch die dynaſtiſche Politik geherrſcht hat und die nationale Politik erſt im vorigen und dieſem Menſchenalter ſich zu entwickeln angefangen. Der Einzelne kann den Strom der Zeit nicht herſtellen, nicht einmal lenken, er kann das Steuer des Staatsſchiffes nur nach feſter Überzeugung führen; wenn er dabei Glück hat, ſo hat er ſeinem Lande gedient; thut er es mit Ungeſchick, gerät er in Vergeſſenheit.

Das Drängen der deutſchen Nation entſtand, als ich geboren wurde, in den Freiheitskriegen, es wurde wieder belebt und galvaniſiert 1830 und 1848 bei der Bewegung im weſtlichen Nachbarlande. Es gelangte nur nicht zum Durchbruch beim Volke, es gelang nicht, dieſem Strome

freien Lauf zu gewinnen. Die ersten Versuche brannten von der Pfanne, um mich als Jäger auszudrücken. Wenn wir zurückdenken an die Bestrebungen von 1830, 1833 und 1848 — und gerade die Anwesenden wissen das noch — an den Kampf in Baden und der Pfalz um die Reichsverfassung 1849, so können wir sagen, daß diese Bestrebungen verfrüht und zum Glück nicht siegreich waren. Wären die Preußen von den Aufständischen geschlagen worden, so hätte doch kein haltbarer Zustand geschaffen werden können.

In Gottes Vorsehung lag es, daß auch 1866 die unitarischen Bestrebungen nicht die Oberhand gewannen. Es wäre damals unter dem Eindruck eines Gottesurteils, das man in der Lage der Dinge hat erblicken wollen, die volle Einheit, die man gesucht, nicht so befriedigend und dauernd geworden wie heute. Gott hat es so eingerichtet, daß alle deutschen Völker den Hammer nach dem Ambos geschwungen haben, auf dem die deutsche Einheit geschmiedet wurde.

Wir haben uns das Deutsche Reich und die Kaiserkrone so zu sagen aus den französischen Bataillonen herausgeholt, und daran haben auch Hessen und Badenser ehrenvollen Anteil. Der Krieg war nötig, wir konnten das Verhältnis zum deutschen Bund, das unter der übelwollenden Fürsorge Frankreichs geschlossen war, nur mit dem Schwerte lösen. In diesem Sinne war es eine meiner Aufgaben, dem deutschen Schwerte zum Losschlagen Bahn zu brechen, was mir auch bei meinem alten Herrn gelungen ist.

Schon als Bundestagsabgeordneter in Frankfurt hatte ich das Gefühl, daß die nationale Politik mir gelingen

könne, wenn der König von Preußen und seine Armee dafür gewonnen sei. Im Anfang allerdings habe ich mit Vorsicht darauf hinarbeiten müssen, aber schließlich doch mit Erfolg. Es wurde meinem alten Herrn der Kampf mit Österreich außerordentlich schwer und doch war er nicht zu vermeiden. Er hatte im Jahre 1870 als Dreiundsiebzigjähriger ebenfalls keine große Kriegslust gegen Frankreich, und doch war der Krieg zur Herstellung des Deutschen Reiches notwendig. Solange Frankreich Elsaß und damit Straßburg besaß, hatte es eine große Macht, die ihm über Paris genommen werden mußte. Es war ein Glück, daß wir diesen Krieg allein führen konnten, denn es war damals in Europa keine Macht, der es erwünscht gewesen wäre, eine neue Großmacht erstehen zu sehen. Man mußte in der politischen Thätigkeit auch Koalitionen entgegen gehen, denen unsere militärische Macht nicht gewachsen war. Heute ist das, so hoffen wir zu Gott, nicht mehr der Fall. Der französische Krieg mußte geführt werden, nur mußte abgewartet werden, bis die Franzosen die Geduld verloren, und das haben wir abgewartet.

Ich beabsichtigte, darzulegen, was notwendig für die Herstellung des Deutschen Reiches war, und wie die Einigung herbeigeführt wurde. Es gilt ein alter Spruch, der lautet: wenn man Eierkuchen backen will, muß man Eier zerschlagen. Das geht nicht immer ohne Verstimmung ab, es ist nicht möglich, alle Interessen und alle Wünsche zu schonen, es ist das bedauerlich, aber unvermeidlich. Ich bin infolgedessen in die Notwendigkeit versetzt worden, mir noch mehr, wie das jedem leitenden

Miniſter geſchieht, Feinde zu ſchaffen, im Auslande wie im Vaterlande. Die Intereſſen ſind ſo verſchieden, abgeſehen von der politiſchen Meinungsverſchiedenheit, die dem deutſchen Volke mehr eigen iſt als anderen Nationen. Die notwendige Verletzung der Intereſſen machte die Zahl meiner Gegner notwendigerweiſe noch größer, als bei einem Miniſter, der weniger Eier zu zerſchlagen hat. Dieſe Gegner ſind mir treu geblieben. Es iſt mir das eine befriedigende Quittung für meine Vergangenheit und mein Wirken. Es würde mich beunruhigen in meiner jetzigen bürgerlichen Stellung, die Zuſtimmung von Leuten zu finden, die ich als Reichskanzler unausgeſetzt heftig zu bekämpfen genötigt war.

Ich möchte auf die Geſchichte der Vergangenheit nicht näher eingehen. Ich möchte aber noch auf einige Bemerkungen eingehen, die einer meiner Herren Vorredner über die auswärtige und die innere Politik gemacht hat. Wir Deutſche ſind in der Mitte von Europa gelegen und dabei haben wir Eigenſchaften, die andere Völker nicht haben; die anderen ſind fügſamer, gehen beſſer ins Dutzend. Deshalb ſtößt eine politiſch einheitliche Führung bei uns auf ſehr viel mehr Schwierigkeit als bei den ſlaviſchen und romaniſchen Völkern, die andererſeits günſtiger ſituiert ſind als wir. Rußland iſt gedeckt durch Aſien, es hat nur eine dem Angriff ausgeſetzte Front gegen Weſten; Frankreich hat den Ocean hinter ſich und die Vogeſengrenze iſt die einzige, wo man ihm beikommen kann. Wir ſind dagegen von allen Seiten Angriffen exponiert. Deshalb müſſen wir ſelbſt immer Rücken an Rücken ſtehen, und wenn wir das nicht thun, ſo kann uns nichts helfen.

Die Einheit ist die erste Bedingung unserer nationalen Wohlfahrt, andererseits aber ist das Parteiwesen im deutschen Volke sehr tiefgehend. Einer meiner Vorredner hat die Frauen als Gattinnen und Mütter aufgefordert, gegen diese Eigentümlichkeit anzukämpfen; ich hoffe, daß es gelingen wird, aber ich bin dessen nicht sicher, naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Wir müssen die Gefahren, die uns drohen, stets zu erkennen und zu beseitigen bemüht sein. In der auswärtigen Politik wird das der Fall sein, in der inneren Politik ist die Sache sehr viel schwerer. Die Selbständigkeit der Parteien trägt sehr viel Schuld daran, jede Partei glaubt, daß sie die Alleinherrschaft erwerben kann im Deutschen Reiche, und lehnt es ab, mit der nächststehenden Partei Kompromisse zu schließen. Die extremen Parteien sind in Deutschland nicht regierungsfähig. Das ist weder praktisch noch theoretisch möglich. Wie wir weltlich und nicht nach kirchlichen Gesichtspunkten regiert werden können, so teilt auch jeder gebildete Deutsche den Standpunkt, daß nicht von unten herauf regiert werden darf. Aber bedauerlicherweise ist bei den Wahlen die Begierde nach Stimmen stärker als diese Einsicht und das Nachdenken über das, was zu thun ist.

Ich habe, als ich noch Minister war, versucht, durch eine Verschmelzung der mittleren Parteien diesem Übelstande abzuhelfen. Es gibt doch vieles, worüber man einig werden kann, und da sollte man nicht zögern, einig zu sein. Ich habe mich mit dem Kartell bemüht, dies zu erreichen und eine Einigung zu stiften. Die Sache ist im Reichstag nicht von Dauer gewesen. Nichtsdestoweniger

glaube ich, daß die Befestigung unseres Verfassungslebens nur auf diesem Wege möglich ist. Sobald der Reichstag ohne feste Majorität ist, so können die acht oder neun Fraktionen, die er hat, nicht hindern, daß seine Autorität zurückgeht. Wir brauchen den Reichstag, wir müssen ihn zu stützen und zu fördern suchen, das können wir nur durch eine Verschmelzung der Parteien, die dem gebildeten Bürgertum angehören. Wenn es uns gelingt, neue Bahnen hierfür bei den Wahlen zu finden und auf dieser Basis zu arbeiten, so würde ich das als den größten Vorteil für den Reichstag und das Reich betrachten. Wenn aber der Reichstag in Mißachtung der vorliegenden Notwendigkeiten diesen Weg verläßt und einen Mangel an Selbständigkeit kund giebt, so sehe ich das als eine große nationale Kalamität an.

Ich möchte deshalb an die hier anwesenden Herren die Bitte richten, soviel sie Einfluß haben, in der Heimat dafür zu sorgen, daß die Unterschiede zwischen den verwandten Parteien verschwinden. Es ist überhaupt schwierig, den Unterschied zwischen ihnen mit Worten richtig zu bezeichnen. Es wird, die Theologen ausgenommen, kaum jemand von uns imstande sein, sofort mit Sicherheit zu sagen, was der Unterschied zwischen der reformierten und der evangelischen Konfession ist. So ist es auch mit den politischen Fraktionsunterschieden. Die Fraktionsführer müssen ihrer eigenen politischen Existenz wegen ihre Programme künstlich aufstellen, unterscheiden und vertreten, ohne daß ein wirkliches Bedürfnis hierzu obwaltet. Das ist unser Unglück.

Ich muß um Entschuldigung bitten, in meinem Vor-

trage so weitläufig gewesen zu sein, aber wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Ich kann mich von der Politik, die ich vierzig Jahre getrieben, nicht lossagen, und ich werde mich auch nicht lossagen. Ich werde mir den Mund nicht verbieten lassen und ich werde den Mund nicht halten, wenn man es auch noch so sehr von mir verlangt. Alle meine Gegner finden, ich würde mich in der Geschichte besser ausnehmen und eine vornehmere Erscheinung sein, wenn ich stillschwiege und kein Wort mehr sprechen würde, und mein Widerstreben hiergegen giebt ihnen Veranlassung, die übelsten Urteile über meine Person und meinen Charakter zu fällen; namentlich die officiösen Blätter behandeln mich als einen gefährlichen und verdächtigen Menschen, vor dem gewarnt werden müsse. Wenn sie das schon gethan haben, nachdem ich kurz zuvor erst aus dem Dienst geschieden war, so finde ich, daß damit dem Reiche ein schlechter Dienst erwiesen wird. Es ist unvermeidlich, daß das Amt, welches ich kurz vorher verlassen hatte, mitverdächtigt wird. Es schadet dem Buche, wenn man seinen Verfasser schlecht macht. Sie können mich nicht herunterreißen, wie sie es thun, ohne daß das Gift überspritzt auf das Ergebnis unserer gemeinschaftlichen Arbeit, auf Kaiser und Reich. Wenn sie den thätigsten Mitarbeiter an der Herstellung des Reiches und seiner inneren Einrichtungen in dieser Weise herabsetzen, so vergessen sie, daß sie auch dessen Werk beschimpfen und alle, die an demselben mitgearbeitet haben. Das ist eine bedauerliche Thatsache, die ich aber nicht ändern kann.

Ich möchte meine Wünsche für die Zukunft zusammen-

fassen, indem ich vorschlage, unsere Zusammenkunft damit zu schließen, womit wir sie begonnen haben, mit einem Hoch auf Kaiser und Reich, aber mit dem Zusatz, daß ich unter dem Reich die Gesamtheit der Fürsten und den Reichstag mit inbegriffen habe. In diesem Sinne ersuche ich Sie, nochmals Ihre Stimme zu erheben: Kaiser und Reich, sie leben hoch!

Mächtig stimmte die gewaltige Versammlung in diesen Ruf ein. Nachdem die stürmischen Zurufe verklungen waren, bedeckte der Fürst sein Haupt, Professor Schwenninger reichte ihm, da es inzwischen kühl geworden war, ein Glas Wein. Da ein folgender Redner den Grafen und die Gräfin Herbert Bismarck als Verkörperung des deutsch-österreichischen Bündnisses gefeiert, nahm der Fürst noch einmal das Wort und sagte:

„Ich habe in meinen Ausführungen vorhin das deutsch-österreichische Bündnis vergessen. Man hat neuerdings versucht, auf Grund eines mißverstandenen Zeitungsartikels mich als Gegner dieses Bündnisses hinzustellen; es ist dies eine der größten Unehrlichkeiten. Gerade das Umgekehrte ist der Fall, es war meine Absicht in Wien, dieses Mißverständnis aufzuklären. Wir müssen an dem österreichischen Bündnis unbedingt festhalten. Es ist eine wesentliche Verbesserung des alten Bundes. Im alten Bunde hatten wir im Falle eines Angriffs Anspruch auf das österreichische Kontingent von, ich glaube, fünfundneunzigtausend Mann. Heute haben wir unter Umständen Anspruch auf die ganze österreichische Armee. Aber auch Österreich befindet sich dabei viel besser, der alte Bund deckte nur die Länder bis zur Leitha, heute deckt das Bündnis die ge-

ſamten Gebiete der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, auch jenſeit der Leitha. Deutſchland und Öſterreich, beide ſind defenſive Mächte. Ich habe im Jahre 1879 das Bündnis nicht ohne große Mühe herbeigeführt, und es iſt eine Verlogenheit, wenn verbreitet wird, ich ſei heute ein Gegner desſelben. Wenn ich es wäre, brauchte ich nur auf die Zeit des Krimkrieges zurückzugreifen, wo das lange dünne Gebiet zwiſchen Inn und Straßburg durch franzöſiſche und öſterreichiſche Intereſſen bedroht war und mir der damalige König von Württemberg mit dem Finger auf der Karte erklärte, Straßburg ſei zu nah, er könne am Bunde nicht halten. Der deutſch-öſterreichiſche Block iſt nicht nur ſchwer anzugreifen, ſondern wir ſind dadurch auch geſichert vor Velleitäten einer veränderten öſterreichiſchen Politik, worauf ich ſehr hohen Wert lege. Öſterreich ſollte es in ſeinem eigenen Intereſſe erachten, wenn wir mit Rußland ſo viel Fühlung behalten, daß der Friede zwiſchen Öſterreich und Rußland erhalten bleibt. Daran haben wir jedenfalls das höchſte Intereſſe. Ebenſo verlogen iſt die Behauptung, ich hätte Öſterreich den Handelsvertrag übel genommen und ſei deshalb gegen das Bündnis. So leichtfertig bin ich nie in meinem Leben geweſen und werde es jetzt im hohen Alter nicht ſein, daß ich Größeres dem Kleineren nachwerfe. Meine Äußerungen in Wien über den Handelsvertrag gingen dahin, daß ich Öſterreich zur Geſchicklichkeit ſeiner Unterhändler beglückwünſchte und ſagte, ich würde mich gefreut haben, es im gegebenen Falle ebenſo haben machen zu können. Öſterreich hat durchaus richtig gehandelt, wenn es die geringere Geſchicklichkeit unſrer Unter-

händler zu seinen Gunsten verwertete; es ist eben zu allen Geschäften Verständnis und Geschicklichkeit erforderlich."

Die wohl gegen zwei Stunden währende und in schönster Ordnung verlaufene Feier endete damit, daß der Fürst sich noch einmal dankend an die Damen wandte, dann die Reihen der Tausende durchschritt und schließlich wieder vom Fenster aus den Zug an sich vorübergehen ließ, wiederum mit unaufhörlichem Zuruf begrüßt. Wer die Teilnehmer gesehen hat, die vom Jünglings- bis zum Greisenalter fast alle Jahrgänge repräsentierten, konnte sich der Überzeugung nicht verschließen, daß aus diesem überwältigenden Zuruf der Jugend wie aus dem stolzen enthusiastischen Gruß der Männer im Silberhaar wirklich das Herz des deutschen Volkes sprach.

Später erschien Fürst Bismarck auf der Wiese beim Altenburger Hof, wo gegen 2000 Teilnehmer des Festzuges beim Bier versammelt waren. Der Fürst schritt von Tisch zu Tisch, nahm aus den Händen von Thorbecke (Mannheim) einen Krug mit Bier entgegen und sagte in einer kurzen Ansprache, er komme, seinen Gegenbesuch zu machen. Die Begrüßung war abermals außerordentlich herzlich.*)

* * *

*) Den Wendungen der Rede des Fürsten Bismarck in verschiedenen Blättern entnehmen wir noch folgende bemerkenswerte Sätze: „Bei Romanen und Slaven gehen immer 12 aufs Dutzend, während bei uns die Selbständigkeit der Meinung größer ist und wir bei 12 Köpfen auch 12 Meinungen haben." „Wir müssen Rücken an Rücken stehen, wenn nicht alle Opfer der Vergangenheit für uns verloren sein sollen." „Zu einer ruhigen dauernden Regierung führt

Die Kissinger Tage gingen zu Ende. — In den gewaltigen Kundgebungen vom 10. und 24. Juli waren die übrigen Beweise liebender Verehrung, die dem Fürsten während seiner Anwesenheit in dem freundlichen Kurort entgegengebracht wurden, fast untergegangen. Und doch verließ ihn das Gedenken seiner Mitbürger keine Stunde. Sinnige Aufmerksamkeiten umgaben ihn unausgesetzt, und wo er sich zeigte, umwogte ihn stürmischer Zuruf. Als er die Stadt nach fünfwöchentlichem Aufenthalte verließ, waren 320 Depeschen mit 10000 Worten für ihn eingegangen — gegen ungefähr 150 in früheren Jahren.

Die Abreise des Fürsten Bismarck aus Kissingen erfolgte am 30. Juli Nachmittag 2 Uhr 40 Min. Die Fahrt der fürstlichen Familie durch die Stadt hatte Tausende von Einheimischen und Kurgästen auf die Straßenzüge zum Bahnhof und auf diesen selbst geführt, welche die hohen Herrschaften fortwährend jubelnd aufs herzlichste begrüßten. Rufe aller Art und „Auf frohes Wiedersehen" ertönten. Der Salonwagen des Fürsten war in seiner ganzen Ausdehnung von Kissinger Kurgästen mit Guirlanden, Fahnen und Emblemen geschmückt worden, über dem mittleren Fenster hing ein großer Kornblumenkranz. Am Ausgangsportal des

---

nur der Verzicht auf extreme Meinungen und eine Regierung im Sinne der Durchschnittsanschauungen der gebildeten Deutschen." „Die reichsfeindlichen Parteien machen sich klar, was sie wollen (wenn sie mich herunterreißen), daß aber die heutigen Leiter in diesen Irrtum verfallen, ist sehr bedauerlich." Bemerkenswert ist auch folgender Schlußzusatz zu der richtig gestellten Äußerung über die deutsch-österreichischen Handelsvertragsunterhandlungen: „Zu allen politischen Geschäften ist Verständnis und Geschick erforderlich und wo das fehlt — Achivi plectuntur."

Fürstenzimmers befand sich ein bekränzter Schild mit der Inschrift:

Der in Not uns und Gefahr
Thatenbringer, Führer war,
Bismarck bleibt sich immer gleich
Allezeit und immerdar
Für den Kaiser, für das Reich!

Der ganze Bahnhofsperron und eine große Strecke darüber hinaus waren mit Menschenmassen bedeckt, welche den langsam abfahrenden Zug ununterbrochen mit Hurrahrufen begleiteten. Sie gaben der fürstlichen Familie unter Händedrücken und Blumenwerfen bis etwa zweihundert Meter mitlaufend das Geleit, so daß es des energischen Einschreitens der Polizeigewalt bedurfte, um Schaden zu verhüten. —

Die ganze Reise von Kissingen nach Jena glich in Wahrheit einem Triumphzuge und überbot an Großartigkeit noch die analogen Vorgänge auf der Fahrt nach Dresden, München, Kissingen. Auf jeder Station waren je nach der Größe Hunderte und Tausende von Menschen versammelt, welche ihrem innigsten Bedürfnisse, dem Fürsten Bismarck ihre Treue, Liebe und Anhänglichkeit zu bezeugen, in jeder möglichen Weise Ausdruck zu geben suchten. Besonders geschah dies in Ritschenhausen, Suhl, Oberhof, Plaue, Arnstadt, Neudietendorf, Erfurt und Weimar.

In Ritschenhausen war aus dem nahen Meiningen das Volk zusammengeströmt. Zu Fuß, zu Wagen, mit der Bahn waren sie gekommen, Alt und Jung in festlichen Gewändern. Schulen aus den Nachbarorten standen am Bahnsteig mit Fahnen und Blumensträußen. — Mit brausendem Jubel empfing die Menge den einfahrenden

Zug. Der frühere Vertreter des Meininger Wahlkreises im Reichstage begrüßte den Fürsten mit einer Ansprache, in der er neben der Versicherung unauslöschlicher Dankbarkeit, Treue und Hingebung u. a. sagte: „Nicht in Worten allein wollen wir unsern Dank bringen, durch die That auch sind wir in ernstem Streben gewillt, unverbrüchlich festzuhalten an dem herrlichen Werke, welches Ew. Durchlaucht für unser Vaterland geschaffen, an der Einheit des Reichs!“ Fürst Bismarck dankte herzlich und fuhr dann fort:

„Seit 5 Wochen hatte ich, so zuletzt wieder in Bayern, den wärmsten und herzlichsten Empfang gefunden, und ich kann sagen, es hat dies meinem Herzen wohlgethan. So darf ich denn auch glauben, daß das, was ich im Dienste des Vaterlandes geleistet, im deutschen Volke Anerkennung gefunden, daß es Wurzel geschlagen hat im Herzen des deutschen Volkes. So darf ich denn wohl auch hoffen, daß diese Wurzeln so festen Boden gefaßt, daß aller Neid, aller Haß und alle Verleumdung und Verhetzung, welche sich in letzter Zeit so vielfach gegen mich gerichtet, nicht hinreichen, um dies aus dem Herzen des deutschen Volkes zu verdrängen.“

Stürmische Zurufe der Näherstehenden: Nein, nimmermehr! Treue für immer! und stürmisches Hoch der Entferntesten unterbrachen hier den Fürsten und hinderten ihn, weiter zu reden. Unter donnernden Hochrufen fuhr der Zug davon.

Nach dem Bahnhofe von Plaue i. Th. war die Bevölkerung aus meilenweiter Ferne herbeigeeilt, und die benachbarten Badeorte Ilmenau und Elgersburg hatten dorthin fast alle ihre Kurgäste entsandt. Als der Schnellzug

mit dem Fürsten sichtbar wurde, war die Erregung des Publikums nicht mehr zu meistern. „Hoch“ und „Hurrah“ erscholl es aus aller Munde, und erwartungsvoll richteten sich aller Augen nach dem fürstlichen Salonwagen, ob der Alt-Reichskanzler sich zeigen werde. Und jetzt wurde ein Fenster herabgelassen, in dessen Rahmen Fürst Bismarck erschien. Der Jubel, der da die Menge ergriff, läßt sich nicht beschreiben. Alle Welt war an den Wagen herangedrängt; jeder suchte dem Fürsten die Hand zu drücken, und eine nicht mehr zählbare Menge kostbarer Blumenbouquets wurden ihm zugereicht. Nun trat der jugendliche evangelische Pfarrer von Plaue heran, um an den Fürsten eine Ansprache zu halten. „Durchlaucht“, sagte er unter völliger Stille der immer mehr herandrängenden Menge, auf dieselbe zeigend, „das ist das Denkmal, das Ew. Durchlaucht sich durch Thaten gesetzt haben, die einzig in der Geschichte sein werden, die uns das Deutsche Reich gebracht haben. Ew. Durchlaucht Wort hat es geschmiedet“. Bewegt dankte der Fürst.

„Meine sechswöchentliche Reise“, sagte er ungefähr, „gleicht einem Triumphzuge, wie ich ihn so erhebend nicht zu träumen gewagt hatte. Ich bin durch Sachsen, durch Bayern, Franken gekommen, und überall hat mich das Volk jubelnd begrüßt. Und besonders freue ich mich, auch in Thüringen, dem Wohnsitz echt deutscher Männer, mein Wirken anerkannt zu sehen. Ich werde mich nicht mehr ändern, meine Gesinnungen bleiben dieselben.“ Kaum hatte der Fürst die kurze Rede geschlossen, die auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, so brach das Hoch- und Hurrahrufen von neuem los.

In Weimar waren mindestens 15000 Menschen an der Bahn versammelt. Bei der Ankunft des Fürsten Bismarck fand eine Begrüßung durch den Bürgermeister an der Spitze des Gemeinderats und einer Deputation, welche Blumen überreichte, statt. Der Fürst antwortete mit herzlichem Dank für den Empfang; er habe Weimar als dem geistigen Mittelpunkt Deutschlands stets lebhaftes Interesse dargebracht, zumal auch die Regierung ihn in seiner amtlichen Thätigkeit stets unterstützt und der Großherzog ihm stets sein Wohlwollen bekundet habe. Der Fürst schloß mit einem Hoch auf den Großherzog. Nach wiederholten Hochrufen auf Fürst Bismarck erfolgte die Weiterfahrt nach Jena.

2. Jena.

An jenem selben 10. Juli, der dem Fürsten Bismarck in Kissingen die Huldigungsfahrt der 700 Schwaben brachte, war auch eine Abordnung aus Jena bei ihm erschienen, die den Helden Deutschlands im Namen der Einwohnerschaft und der Hochschule einlud, auf der Rückreise ihre Stadt mit einem Besuche zu erfreuen. „Die Begeisterung" — sagt der ‚Bericht des Zentralkomitees' in seiner, zur Erinnerung an diesen Besuch herausgegebenen Festschrift, der wir im Nachstehenden mehrfach folgen dürfen — „die den Fürsten Bismarck in Dresden, München und Augsburg empfangen hatte, trieb ihre Wellen auch an das stille Gestade unserer kleinen Musenstadt. Auch hier wurde mit Spannung verfolgt, wie deutsche Treue und dankbarer Sinn vor aller Welt Widerspruch erhoben gegen die erbärmliche Schmähsucht einer verbissenen oder verschüchterten Presse,

und bei Manchem wurde der längst im Stillen gehegte Wunsch ernstlicher erwogen, gegenüber solch ungerechter Verunglimpfung unseres größten Staatsmannes auch öffentlich nicht länger zu schweigen."

Ein anderer Bericht aus Jena schildert die freudige Erregung, die sich aller Kreise bemächtigte, als aus Kissingen die sichere Kunde von dem bevorstehenden Besuche des Alt-Reichskanzlers eintraf. Beamte, Professoren, Bürger und Studenten wetteiferten, an den Vorbereitungen teilzunehmen und dazu beizutragen, den Empfang und Aufenthalt des hohen Gastes so festlich als möglich zu gestalten. Die Empfindungen, von denen die Bevölkerung sich leiten ließ, sind in folgenden Sätzen niedergelegt: „Wohl ist Jena ein kleines Gemeinwesen, groß steht sein Name aber in der Geschichte da. Überall wird die Hochschule Jena, die stets einem freien Geiste gehuldigt hat, von jedem denkenden Deutschen mit Stolz genannt. Man braucht nur jene Männer zu nennen, deren Namen für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens so bedeutsam geworden sind, Hufeland, Oken, Reinhold, Fichte, Schelling, Jahn, Hegel, Luden, Schlegel, Tieck, v. Humboldt und vor allen Schiller und Goethe, die hier gelebt und gewirkt. Von dem kleinen Jena ging die Bewegung nach einem „einigen deutschen Vaterlande" aus, hier war es, wo die deutsche Burschenschaft gegründet wurde, die den Einheitsgedanken zuerst auf ihre Fahnen schrieb. Was die Burschenschaft erstrebt, wofür sie gekämpft und gelitten, das hat der gewaltige märkische Junker vollbracht mit Einsetzung aller Kräfte seines Geistes in anstrengender, aufreibender Arbeit. Ist es deshalb nicht Jena, welches dem Schöpfer des Reiches doppelt zujubeln und

dem Gefühle tiefempfundenen Dankes lauten und kräftigen Ausdruck geben muß, wenn Bismarck in der Stadt weilt, an deren Namen sich die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands knüpft, wenn der Mann im Schwarzen Bären einkehrt, wo einst ein ebenso gewaltiger Kämpfer, ein Luther, gewohnt? Und Jena hat dieser Pflicht genügt, es hat dem Dank und der Verehrung kräftigen Ausdruck gegeben, doch nicht die Bevölkerung der Stadt ist es allein, die dem großen Manne gehuldigt, ganz Thüringen hat heute die Pflicht nationaler Dankbarkeit dem Alt-Reichskanzler gegenüber erfüllt."

Fürst Bismarck selbst hatte in seiner Erwiderung auf die Ansprache der Herren aus Jena geäußert, eine Einladung aus Thüringen sei ihm ganz besonders sympathisch; dieses Land habe in der vergangenen Zeit unter der Zerrissenheit am meisten zu leiden gehabt, darum habe auch hier der Einheitsgedanke früh starke Wurzeln geschlagen. Seinen Ausdruck habe er bereits in der Gründung der deutschen Burschenschaft gefunden, einer edlen, wenn auch damals noch verfrühten Bestrebung für die deutsche Einheit. Gerade in Jena sei dieser Gedanke immer lebendig geblieben, dieser Gedanke, dessen Verwirklichung er Zeit seines Lebens seine ganze Kraft geweiht habe. Er habe als Student Thüringen mehrfach kennen gelernt und sich an seiner schönen Natur erfreut; er denke namentlich gern an die Tage zurück, wo er als Göttinger Student — vor 60 Jahren — nach Jena gekommen sei. Als Mitglied des Erfurter Parlaments habe er sodann wiederum Gelegenheit gehabt, mit den thüringischen Abgeordneten in nähere Berührung zu treten, und ebenso habe er später als

Gesandter zum Bundestag in seinen auf Einigung der deutschen Stämme abzielenden Bestrebungen gerade von seiten der mitteldeutschen Diplomaten vielfache Unterstützung erfahren. In höheren Ton übergehend, gedachte er der großen Bedeutung, welche vor allem Weimar, dann aber auch Jena in der deutschen Kulturentwicklung eingenommen haben. In der zweiten Hälfte des vorigen und in der ersten dieses Jahrhunderts bildete Weimars Litteratur das einzige Band nationaler Einigkeit für Deutschland. — —

„Fürst Bismarck kommt!" Der Jubelruf verbreitete sich durch die Musenstadt nach dem Eintreffen der endgiltigen Zusage aus Kissingen, und tausend Hände regten sich, die Stadt zu schmücken. Laub, Tannenreis und Fichten wurden aus den Wäldern herbeigeholt, auf den Straßen Kränze und Guirlanden gewunden und der Marktplatz zur Festhalle umgewandelt. Auf den Bergen wurden mächtige Holzstöße geschichtet, deren Flammen zu Bismarcks Ehren leuchten sollten. Reiche Mittel, lediglich aus freiwilligen Beiträgen gespendet, und unentgeltlich gelieferte Arbeit vereinten sich zu einem Werke voll sinniger, herzlichster Verehrung.

Das Bild, welches die festlich geschmückte Musenstadt in den Stunden vor Bismarcks Ankunft gewährte, schildert die erwähnte Festschrift anschaulich wie folgt:

„Wer am Sonnabend Morgen die Stadt durchwanderte, sah mit freudigem Staunen, welch ein anderes Gesicht unsre alten Straßen und Häuser trugen. Der Jenaer Bürger versteht es ja meisterlich, wie jeder weiß, der hier einmal ein größeres Fest mitgefeiert hat, seine Stadt herauszuputzen; glänzender ist es ihm aber noch niemals gelungen als am 30. Juli. Es gab fast kein Haus, das nicht Kränze, bunte Wappenschilder, Fahnen in den deutschen, weimarischen oder städtischen Farben schmückten. Über die Straßen zogen sich Laubgewinde, an den Straßenkreuzungen

erhoben sich mächtige grünumwundene Flaggenmasten; besonders malerisch war in dieser Hinsicht das Achteck auf dem Johannisplatz gruppiert und das „Kreuz“ mit den vielen von einem Haus zum andern herüberreichenden Guirlanden geschmückt. Der Schmuck einzelner Gebäude war geradezu hervorragend schön, so um nur einige zu nennen: der Bär mit seinem reichen Flaggenschmuck und dem Aufbau exotischer Topfgewächse mit dem in blau-weiß-gelben Farben drapierten Baldachin über dem Balkon, gespannt über zwei riesige Architekturstangen, darunter Bismarcks Wappen, das silberne Kleeblatt mit goldenen Eicheln auf blauem Grunde und sein Wahlspruch: In trinitate robur! — ferner die dem Bären zugewandte Seite des Ballhauses, auf welche der Blick der hohen Gäste vom Balkon aus fallen mußte: die Fenster waren mit Stoffen in den deutschen und weimarischen Farben verhangen, auf drei Konsolen ragten aus den von dem Dache lang herabwallenden Fahnen und den grünen Kränzen und Gewinden die Kolossalbüsten Kaiser Wilhelms I. und seiner beiden Helfer an der Begründung des Reiches, Bismarck und Moltke, über gewaltigen heraldisch verzierten Gipsmedaillons hervor; ferner der Burgkeller, die Häuser der Burschenschaften Teutonia und Germania, die Rose, die Frühkneipe der Jenenser Corps, auf der vor sechzig Jahren der Studiosus v. Bismarck als Gast geweilt; die langen reichgeschmückten Fronten des anatomischen, physiologischen und chemischen Instituts, das landwirtschaftliche Institut, wo über der vor wenig Jahren gestifteten Schillertafel eine Büste des großen Dichters aus frischem Grün hervorleuchtete; das Gymnasium, das Pfeiffer'sche Institut mit der sinnigen Idee der großen deutschen Landkarte und der Unterschrift: „Dem Baumeister!“ Wollte man vollends die Privathäuser aufzählen, die in hervorragendem, zumteil originellem Schmuck prangten, so müßte man beinahe alle erwähnen. Viele derselben trugen Sinnsprüche, von denen wir folgenden verzeichnen, der für die Stimmung der Stadt, in der man sich zum Empfang gerüstet, charakteristisch ist:

Mit Gott für Kaiser und Reich,
Aber auch für den großen Mann,
Der des Reiches Wohl ersann!

Auch im Bären, wo dem Fürsten und seiner hohen Familie die Zimmer des ersten Stockwerks hergerichtet waren, wurden die letzten Anordnungen getroffen. Wer so glücklich war, einen Blick in diese Räume werfen zu dürfen, mußte die geschmackvolle und

gediegene Ausstattung derselben bewundern. Einige Familien der Stadt hatten ihren kostbarsten und schönsten Besitz an Möbeln, Teppichen, Gemälden, Kunstwerken zur Verfügung gestellt. Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. zierten den Salon des Fürsten; Blumenspenden waren in reicher Fülle vorhanden, unter ihnen wohl die prächtigste ein großer Triumphwagen aus wundervollen Rosen, Nelken und Levkoyen. Jeder Blick zeigte, wie Liebe und Verehrung darauf gesonnen hatten, den Gästen ein behagliches Heim zu schaffen."

* * *

Voll Ungeduld wartete man am 30. Juli abends auf dem Bahnhof zu Jena auf die Anmeldung des Zuges, der den hohen Gast bringen sollte. Denn dunkle Wolkenmassen bedeckten den Himmel immer mehr, das Gewitter, das bereits den ganzen Nachmittag über gedroht hatte, zog näher und näher, und schon wurden die fernen Berge von niederströmendem Regen verhüllt. Die Verspätung des Zuges um 18 Minuten wurde verhängnisvoll. Gerade als der durch Blumen- und Guirlandenschmuck vor allen kenntliche Wagen des Fürsten langsam in den Bahnhof einlief, entlud sich unter fortwährendem Donnern und Blitzen ein heftiger Platzregen: das einfache, aber durchaus auf gutes Wetter eingerichtete Programm wurde dadurch zwar leicht gestört, nicht aber die Freude und die Begeisterung, den großen Reichskanzler endlich in Jena's Mauern zu wissen. Ein stürmisches Willkommen begrüßte die Gäste, die Musik spielte die „Wacht am Rhein", brausende Hochrufe erschollen von den Straßen herüber, und unaufhaltsam drängte sich alles an den Wagen heran. Der Fürst stand am Fenster und verneigte sich grüßend. Wegen des heftigen Regengusses zögerte man, die Thür zu öffnen, und auch der Fürst schien durch eine kurze Handbewegung anzudeuten,

daß er die für das Empfangs-Komitee nicht gerade angenehme Lage wohl begreife. Doch im nächsten Augenblicke nahm er seinen Überrock fester um sich und verließ den Wagen. Ihm folgten die Fürstin und das gräfliche Paar in das Fürstenzimmer des Bahnhofes. Hier fand eine kurze Vorstellung statt.

Der Gemeinderatsvorsitzende Geh. Justizrat Krieger hieß zunächst in kurzen Worten den Fürsten und seine Familie herzlich in Jena willkommen und dankte im Namen der Bürgerschaft Jena's, daß er es nicht verschmäht habe, die kleine Stadt zu besuchen. Was Jena bieten könne, sei nach Maßgabe der Mittel bescheiden, aber in der Wärme der Begeisterung stehe es hinter niemand zurück.

Nun hielt Geh. Kirchenrat Dr. Lipsius eine Ansprache, an deren Schluß er den hohen Gast im Namen der Universität Jena also feierte:

„Das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze kann heute Eurer Durchlaucht zurufen: Was wär' ich ohne dich geworden, was würd' ich ohne dich wohl sein! Es geht durch das ganze deutsche Volk mit elementarer Gewalt das Verlangen, Eurer Durchlaucht zu zeigen, daß es Ihrer nie und nimmer vergessen kann. Aus hohem Munde vernahmen wir kürzlich das Wort: Das ist kein kleines Volk, das seine großen Männer ehrt! Mit diesen Worten will das deutsche Volk heute Ernst machen, mag dazu scheel sehen, wer mag. Die Huldigung, die wir Eurer Durchlaucht darbringen, ist zugleich eine Huldigung den Manen unsres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. Das Gefühl der Pietät, das uns beseelt, ist aus patriotischer, gut monarchischer Gesinnung hervorgegangen. Die Kreise, welche heute Eurer Durchlaucht entgegenjauchzen, sind monarchisch gesinnt bis auf die Knochen. Sie alle stehen in guten und bösen Tagen fest zu Kaiser und Reich.

Sie sind ihrem Landesherrn in Treue ergeben. In ihrem Namen heiße ich Sie willkommen, willkommen."

Der Fürst dankte sich verbeugend und erwiderte ungefähr folgendes:

„Es ist für mich ein erhebendes Gefühl, diesen Ausdruck nationalen Dankes auf klassischem Boden zu empfangen. Warum ich diesen Boden einen klassischen nenne, geht aus Ihren Reden hervor. Die Universität Jena ist klein, aber berühmt, berühmter und auch im Auslande bekannter, als manche andere Universität. Der Ruhm Jena's und Thüringens beruht auf ihren deutschen Herzen. Thüringen selbst im Herzen Deutschlands hat stets ein warmes nationales Empfinden bewiesen trotz seiner verschiedenen Territorien. Auch diese Spaltung ist eine echt deutsche Eigentümlichkeit, aber sie hat die Thüringer nie dem Gefühl für das große Allgemeine entfremdet. Thüringens Lande sind umrankt von Gesängen und Sagen aus ursprünglicher Zeit; vor und nach Luther können sie auf ein reiches dichterisches Leben zurückblicken. Ohne Poesie und Romantik zentralisiert würde der Deutsche zum Franzosen herabsinken. Es ist erfreulich, daß die Bildungsstätten in Deutschland nicht wie in manchen zentralisierten Ländern in einer Stadt vereinigt sind. So verbreiten sie überall Aufklärung im Volke und sind Pflegerinnen urdeutscher Eigenschaften in seiner Mitte. Auch dafür muß man dankbar sein und der deutschen Eigenheit Rechnung tragen, das Vaterland in der nächsten Umgebung zu suchen. Ich könnte hier noch viel sagen, aber ich weiß nicht, ob Sie nicht über uns ein anderes Tagewerk beschlossen haben, weshalb ich Sie

nicht länger aufhalten will. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Worte und bitte noch um Entschuldigung, daß ich das schlechte Wetter mitgebracht habe."

Während drinnen in dem engen Zimmer diese Bewillkommnung stattfand, durchbrausten die Hurrahrufe der außerhalb des Bahnhofs harrenden Menge, die trotz des Unwetters tapfer ausgehalten, die Lüfte so unaufhörlich, daß sie zuweilen die Reden übertönten. Als der Fürst das Fenster öffnete, erhob sich ein Jubel, der aller Beschreibung spottet und ihn sichtlich ergriff; die „Wacht am Rhein" ward angestimmt und von Tausenden mitgesungen.

* * *

Wer könnte all die Szenen schildern, welche sich auf dem Wege vom Bahnhof zum Gasthof zum Bären, dem Quartier des Fürsten Bismarck, abspielten! Die Kopf an Kopf stehende Menge brach in tausendfältige Rufe aus, sobald die Wagen des Fürsten und seiner Familie sichtbar wurden; aus allen Fenstern winkten Tücher Willkommen, selbst von den Dächern herab grüßten begeisterte Zurufe. Der Fürst saß entblößten Hauptes in seinem Wagen und dankte unaufhörlich für die vom Herzen kommenden, zum Herzen gehenden Huldigungen. Im Bären konnte der Fürst nur kurze Rast halten, denn die auf dem Platze versammelten Menschenmassen erneuten ihre stürmischen Hochrufe. So erschien er auf dem Balkon und winkte mit dem großen schwarzen Schlapphut: Im Nu trat lautlose Stille ein, als der Fürst mit kräftiger Stimme zu sprechen begann:

„Meine Herren! Ich bin stolz auf den Empfang, den Sie mir in der thüringischen Universitätsstadt bereitet haben. Er ist ebenbürtig der wohlwollenden Aufnahme, die

ich in der letzten Zeit im Süden des Vaterlandes gefunden habe. Er liefert mir den Beweis, daß auch nördlich vom Thüringer Wald meine Beziehungen zum deutschen Volke nicht erschüttert sind, so daß ich über Verdächtigungen, die meine Person betreffen, hinwegsehen kann. In solcher Anhänglichkeit finde ich den schönsten Lohn meines Lebens. Ich bin dankbar für die Liebe, die mir bis zu meinem letzten Tage bleibt."

Bei diesen Worten erhob sich ein Hoch und ein Hurrah, das den Fürsten am Weiterreden hinderte. Doch veranlaßten ihn die wiederholten Kundgebungen, später nochmals am Fenster zu erscheinen und aufs neue das Wort zu ergreifen, indem er sagte:

„Ich danke Ihnen für den freundlichen ehrenden Empfang, den mir die Stadt Jena bereitet hat, und ich freue mich, daß in Thüringen, also auch nördlich des Mains, so viele Herzrn für mich schlagen trotz der Verdächtigungen und Erschütterungen, denen ich ausgesetzt gewesen bin. Ich hoffe, daß ich morgen einen Teil von Ihnen hier wiedersehen werde. Für heute entschuldigen Sie mich wohl."

Inzwischen hatte sich im untern Saale die Deputation des akademischen Senats der Universität Jena versammelt, der Prorektor und die Dekane der vier Fakultäten im Ornat, um den Fürsten namens der Universität zu begrüßen. Der Deputation hatten sich fast alle Lehrer der Hochschule angeschlossen. Die Frau Fürstin, Graf und Gräfin Herbert Bismarck nahmen in einem Kreise von Damen Platz und waren Zeugen des feierlichen Aktes. Se. Magnificenz der Prorektor Professor Dr. Brockhaus richtete nunmehr folgende Ansprache an den Fürsten:

„Durchlauchtigſter Fürſt!

Die Univerſität Jena hat dem Prorektor und den Dekanen den ehrenvollen Auftrag erteilt, die hohe Verehrung auszudrücken, die, wie dieſe Stadt und dieſes Land, ſo auch die Mitglieder unſerer Hochſchule Eurer Durchlaucht entgegenbringen.

Und mehr als unſere Verehrung, auch die tiefe, niemals erlöſchende Dankbarkeit ſind wir beauftragt auszuſprechen, von der die Lehrer dieſer Univerſität durchdrungen ſind. In begeiſterter Bewunderung blicken wir zu dem Manne auf, der das Richtewerk der Einigung Deutſchlands vollbracht hat.

Die Univerſität Jena hat ein gutes Recht, Eurer Durchlaucht ihre ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen; denn an dieſer Univerſität hat der patriotiſche Gedanke ſeit den Freiheitskriegen niemals geſchlummert. Studenten und Profeſſoren haben das leuchtende Ziel der nationalen Einheit niemals aus den Augen verloren. Auch in trauriger Zeit, als die leidenſchaftlichen Wünſche der Patrioten in ſchmerzlicher Reſignation verſtummten, lebte hier die Hoffnung unerſchüttert fort: das zerſtoßene Rohr wird nicht zerbrochen, der glimmende Docht nicht ausgelöſcht werden!

Und unſere Hoffnung wurde nicht getäuſcht: Wie ein glänzender Stern ſtiegen Euer Durchlaucht an dem umwölkten Himmel unſeres Vaterlandes auf. Licht, Glanz, Freudigkeit verbreiteten ſich über unſer Volk. Der lange gedemütigte Nationalſtolz erwachte, als wir von der Höhe herabblickten, auf welche Euer Durchlaucht im Dienſte eines großen Fürſten und im Bunde mit einem großen Feldherrn das deutſche Volk gehoben hatten. Was vor einem halben Jahrtauſend die Deutſchen geträumt, was ſeit einem halben Jahrtauſend die Deutſchen erſehnt hatten, Euer Durchlaucht hatte es uns gegeben! In den Aufruhr der Meinungen, in das Chaos vieltauſendköpfigen Streites war die Heroengeſtalt Eurer Durchlaucht getreten, und Ihre Thaten hatten gerufen: Ihr aber ſollet die Läden nicht verſchließen; denn ſiehe! der Tag iſt angebrochen!

Als das gewaltige Drama der Einigung Deutſchlands an

unsern erstaunten und geblendeten Augen vorübergezogen war und die gleichmäßige politische Tagesarbeit begann, als die Erhaltung, die Festigung, der Ausbau des Geschaffenen die Aufgabe der Politik geworden war, da haben wir alle die Kunst und die gedankenreiche Arbeit bewundert, mit welcher Euer Durchlaucht das junge Reich einer alten Nation erhalten, befestigt, ausgebaut haben.

Jetzt dürfen Euer Durchlaucht mit freudigem Stolze die reiche Frucht ernten, die Sie gesäet haben. Sie sehen vor sich ein Volk voll begeisterter Erinnerung an Ihre weltgeschichtliche Wirksamkeit. Wir aber sehen in warmer Freude Euer Durchlaucht heute vor uns in voller Kraft, ungebrochen durch die Arbeit zweier Menschenalter, voll schweren Kampfes und ruhmreichen Sieges.

In dem Hause, in welchem einst der reformator ecclesiae gewohnt, dürfen wir heute den reformator Germaniae begrüßen. Die Jahrhunderte reichen sich die Hand, und die leuchtende Fackel der Vaterlandsliebe, die vor drei Jahrhunderten ein Deutscher entzündete, ist unverlöscht in die Hand des Deutschen übergegangen, dem wir heute die Versicherung unserer treuen Verehrung darbringen.

Möge die Fackel der Begeisterung für unser Volk und seine Zukunft niemals erlöschen, und möge die starke Hand, welche in rastloser opfervoller Arbeit das deutsche Reich zu errichten vermochte, sie uns noch viele Jahre vorantragen! Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck lebe hoch!"

Fürst Bismarck antwortete darauf, mit beiden Händen auf seinen Stock gestützt, leicht vornüber geneigt, folgendes:

„Meine Herren! Dieses Hoch, das mir soeben von so autoritativer Stelle und mit so erhebenden Worten gebracht worden ist, könnte mich nach allen Ovationen, die ich in den letzten Wochen erfahren habe, stolz machen, wenn ich es für meine Person mir allein anziehen dürfte.

Ich habe schon neulich bei einer ähnlichen Begrüßung gesagt, ich bin der Erbe des Verdienstes meiner Mitarbeiter geworden, weil sie vor mir gestorben sind, in erster Linie mein alter Herr, Kaiser Wilhelm I., der nicht für den deutschnationalen Gedanken erzogen und nicht in diesem aufgewachsen war, den aber das angeborene deutsche Gefühl nie verlassen hat und dem man nur allmälig und langsam den Weg zeigen durfte, den er zu gehen hatte, um zu der Stelle zu gelangen, in der er gestorben ist und gegen deren Annahme er sich in seiner Bescheidenheit lange gewehrt hat, obschon er das Ziel wollte, das erreicht worden ist. Ich habe Mühe gehabt, ihm klar zu machen, welcher Zauber in dem Titel des Kaisers liegt, in der ganzen Repräsentation des Kaisertums und der historischen Beziehung, welche im deutschen Geiste mit dem Kaisertitel und der Stellung des Kaisers verbunden war. Es ist mir gelungen, ihn davon zu überzeugen. Diese Arbeit hinter den Kulissen, so zu sagen, ist schwieriger für mich gewesen und die Diplomatie im eigenen Hause fast komplizierter als die mit dem Auslande, dem gegenüber ich von Haus aus wußte, was ich zu thun hatte. Ich kann in dem ganzen Gange, den uns Gottes Vorsehung geführt hat, doch nur eine besondere Vorherbestimmung erkennen. Selbst die Schlacht, die für ein preußisches Herz mit dem Namen Jena schmerzliche Erinnerungen weckt, war notwendig, wenn die geistige Reaktion in Preußen erfolgen sollte, wenn das in Preußen überhaupt möglich sein sollte, was ich erstrebte, das heißt, ein königlich preußisches Heer in den Dienst der nationalen Idee zu stellen. Das alte

friedericianische Heer wäre schwerlich ein Pfleger des heutigen verfassungsmäßigen und nationalen Staatslebens gewesen.

Wir haben nachher erlebt, daß die unzeitigen Anfänge von der Leitung, die hoch über uns schwebt, immer rechtzeitig zurückgeschlagen worden sind, die nur zu unvollkommenen Gebilden hätten führen können, bis der Moment kam, wo wir unsere Streitigkeiten in einem bedauerlichen Bruderkrieg, wenn ich den von 1866 erwähnen darf, erledigen mußten. Es ging aber nicht anders. Auch der französische Krieg war notwendig; ohne Frankreich geschlagen zu haben, konnten wir nie ein deutsches Reich mitten in Europa errichten und zu der Macht, die es heute besitzt, erheben. Frankreich würde vielleicht später Bundesgenossen gefunden haben, um uns daran zu hindern. Auch der französische Krieg war ein notwendiger Abschluß. Diese ganze Entwicklung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre eine Überhebung von mir zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen und vorbereitet hätte. *Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen.* Man kann die Politik eines großen Staates, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung entsprechend leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Überhebung, und zwar dies in höherem Grade als eine überlegene Intelligenz, die alles voraussieht und beherrscht.

Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen,

und das Abwarten des rechten Moments ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam. Ich möchte von mir nur den Verdacht abwehren, daß ich unbescheiden gewesen bin, daß ich Verdienste in Anspruch nehme, die mir nicht beiwohnen. Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in strenger Selbstprüfung darüber nachgedacht, was ich zu thun habe, um meinem Vaterland, und ich muß auch sagen meinem verstorbenen Herrn, König Wilhelm I., richtig und nützlich zu dienen. Das ist nicht in jedem Augenblick dasselbe gewesen, es haben Schwankungen und Windungen in der Politik stattgefunden; aber Politik ist eben an sich keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern es ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer gelungen, aber überwiegend doch in den meisten Fällen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig, aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es Kanzler und Minister haben möge, die immer Glück haben. Es hat das eben nicht Jeder. Meine Vorgänger im Amte, im Dienste des preußischen Staates, haben es nicht so gehabt. Ich glaube nicht, daß irgend einer von ihnen, wenn er nach Jena gekommen wäre, den Empfang gehabt hätte, wie er mir heute zuteil geworden ist. Ich will wünschen, daß ihn mein Nachfolger

hat, daß Sie ihm in derselben freudigen und spontanen Begeisterung dermaleinst entgegenjauchzen mögen, wie ich es heute, nachdem ich nichts mehr in der Politik zu thun habe, als Quittung erlebt habe. Es ist das für mich ein erhebendes und freudiges Gefühl gewesen, und ich wüßte nicht, was man mir in diesem Leben mehr anthun könnte, was irgendwie ins Gewicht fiele neben dem Wohlwollen und der freudigen Liebe meiner Mitbürger, wie sie mir heute entgegengetreten ist. Daß Sie mir dieses Gefühl hinterlassen, und daß Sie, nachdem es in Dresden, München, Augsburg angeregt worden ist, es verstärkt und vertieft haben, dafür bin ich Ihnen von Herzen dankbar. In meinem Herzen lebt dieselbe Liebe zum Vaterlande wie vor zehn Jahren, wo ich den entscheidenden Einfluß auf die Politik hatte. Meine Ansichten über die Zweckmäßigkeit und Nichtzweckmäßigkeit dessen, was wir zu thun haben, sind heute noch dieselben. Warum ich sie nicht aussprechen sollte, sehe ich nicht ein. Das Wesen der konstitutionellen Monarchie, unter der wir leben, ist eben das Zusammenwirken des monarchischen Willens mit den Überzeugungen des regierten Volkes. Die gegenseitige Verständigung ist notwendig, um unsere Gesetze zu ändern, sonst verfallen wir dem Regiment der Büreaukratie. Allerdings kann ja, was der Geheimrat vom grünen Tisch aus entwirft, die Presse korrigieren, wenn sie frei ist — aber sie bleibt nicht immer frei. Es ist das ein gefährliches Experiment, heutzutage im Zentrum von Europa absolutistischen Velleitäten zuzustreben, mögen sie priesterlich unterstützt sein oder nicht. Die Gefahr ist immer die gleich große und im ersteren Falle eine noch größere, weil

man sich täuscht über die einfache Situation der Sache, und glaubt Gott zu gehorchen, wenn man dem Geheimen Rat gehorcht. Wir haben ja die Ansicht gehört, daß ein Unteroffizier den Soldaten gegenüber an Gottes Stelle stehe, warum also nicht auch ein gebildeter Geheimrat? Ich bin nie ein Absolutist gewesen und werde es am allerwenigsten auf meine alten Tage werden.

Was wir für die Zukunft erstreben müssen, ist eine Kräftigung der politischen Überzeugung in der öffentlichen Meinung und im Parlament. Dazu ist notwendig, wie ich mir neulich zu sagen erlaubt habe, daß namentlich im Parlament die Meinung des Volkes einheitlicher zum Ausdruck komme, als sie bisher sich darstellte. Wenn verschiedene Meinungen der Regierung gegenübertreten, und sie hat die Auswahl, welche sie sich aneignen, welcher Partei sie Versprechungen machen will, so kann von keiner parlamentarischen und verfassungsmäßigen Beeinflussung mehr die Rede sein. Wollen wir ein Parlament haben, in dem sich unser nationales Empfinden und unsere öffentliche Meinung zum richtigen Ausdruck bringt, so müssen wir in Bezug auf die einzelnen Unterschiede, die die Fraktionen von einander trennen, nachsichtiger sein als bisher. Jetzt strebt jede Fraktion allein zu herrschen, ohne an den nächsten Nachbarn zu denken. Außerdem ist das Unglück, daß die Parteiführer, die zum großen Teil ihre persönlichen Ziele und Zwecke haben, die Fraktionen fast absoluter beherrschen als ein absoluter Monarch seine Unterthanen, und daß der Wähler außerordentlich wenig davon erfährt, wie sein Abgeordneter stimmt. Ich bin ein Parlamentarier seit 45 Jahren, vom Provinziallandtage her gerechnet.

Ich glaube, der Wähler hat beinahe immer eine unrichtige Ansicht von der Thätigkeit seines Abgeordneten, und die unrichtige Ansicht beruht in der Regel auf den Mitteilungen, die der Abgeordnete im Wahlkreise macht. Kommt er in denselben zurück, so glaubt man ihm gern, seine Freunde wollen ihn gern behalten, er hütet sich, den Wählern Klarheit über alle Dinge zu verschaffen. Das war nicht im Anfang unseres parlamentarischen Lebens. Der Wähler war mißtrauischer, er that sich zusammen, kontrollierte und brachte ein Mißtrauensvotum ein. Um ein solches zu geben, muß man wissen, was der Abgeordnete thut. Das wissen jetzt die wenigsten Wähler. Ich möchte wünschen, daß das Parlament, dessen Gewicht vielleicht in der Vergangenheit zu sehr heruntergedrückt war, nicht auf demselben Niveau bleiben möge. Ich möchte, daß das Parlament zu einer konstanten Majorität gelangt; ohne diese wird es nicht die Autorität haben, die es braucht.

Aber, meine Herren, ich komme mehr und mehr in den Nimbus der Akademie und habe die Einbildung, als wenn ich hier auf dem Katheder stehe. Ich halte mich aber für verpflichtet, da ich glaube, in der größeren Politik unter unseren Landsleuten derjenige zu sein, der die meiste Erfahrung — haben sollte, über die Eindrücke nicht zu schweigen, die Maßregeln, die ich für irrtümlich halte, auf mich machen. Das wäre gegen mein Gewissen. Ich habe als Reichskanzler nach meinem Gewissen gehandelt, bin auch fest entschlossen, als Privatmann nach meinem Gewissen und meinem politischen Pflichtgefühl zu handeln, was auch immer die Folgen für mich sein könnten. Diese sind mir

völlig gleichgiltig. — Aber ich fürchte, es wird hier für uns in diesen Räumen zu warm, wir wollen ja noch eine Fahrt zur Besichtigung der Bergfeuer machen."

Nach dieser vielfach durch lauten Beifall und lebhafte Heiterkeit unterbrochenen Rede, deren Wirkung auf alle Anwesenden eine gleichermaßen mächtige war, unterhielt sich der Fürst mit den einzelnen Mitgliedern der Deputation, wobei ihm auch der Senior der Universität, Geheimrat Stickel, vorgestellt wurde. Dieser redete Se. Durchlaucht mit wenigen, aber inhaltschweren Worten an, die das Verdienst des Fürsten in scharfer Beleuchtung zeigen: „Ich habe Napoleon I. noch gesehen, Deutschland im Zustande tiefster Erniedrigung. Ich habe Goethe gekannt und damit Deutschland auf der Höhe der litterarischen Entwickelung. Nun sehe ich in Ew. Durchlaucht den, der unser Vaterland auf den Gipfel politischer Entwickelung gehoben hat!"

* * *

Wie am Sedanstag und am Johannisabend leuchteten auch an diesem Freudenabende Jenas die Feuer auf den umliegenden Bergen von Dornburg bis nach der Leuchtenburg hin. Von den Höhen herab bewegten sich in Schlangenlinien fackeltragende Züge, auf dem Forst glänzte das Kriegerdenkmal in Rotfeuer, die Lobedaburg, der Fuchsturm und die Leuchtenburg strahlten vom Wiederschein. Fürst Bismarck und seine Familie konnten erst gegen ½10 Uhr zur Besichtigung der Feuer und der Illumination der Straßen aufbrechen. Überall bildeten die Studenten Spaliere, hinter denen Unmassen von Menschen standen. Wo man des Fürsten und der andern hohen Gäste ansichtig wurde, wiederholten sich dieselben mächtigen Huldigungen wie zwei Stun-

den zuvor, und die Hochrufe pflanzten sich die Straßen entlang fort.

An die Beleuchtung schloß sich, nach der Rückkehr des Fürsten in den Bären, der Fackelzug, an dem ungefähr 3000 Personen teilnahmen. Der Fürst betrachtete ihn vom Balkon im Bären aus; jeder neuen Gruppe, die unter Hochrufen, unter dem Gesang patriotischer Lieder vorüberzog, dankte er mit unermüdlicher Geduld; als die letzten Fackeln nahten, rief der Fürst den Studenten zu: „Ich danke Ihnen von Herzen". Man bemerkte, wie Professor Schweninger mehrfach mahnte, daß der Fürst sich zur Ruhe begeben möchte. Noch einmal trat der Gefeierte auf den Balkon heraus und verabschiedete sich für heute mit diesen Worten: „Ich danke Ihnen nochmals; wenn sie erst einmal 78 Jahre alt sind, werden Sie nach einem so aufregenden Tage auch das Bedürfnis nach Ruhe haben. Ich wünsche Ihnen eine gute Nachtruhe!" Der Abschiedsgruß ward mit dem herzlichen Rufe: „Gute Nacht, Durchlaucht!" von der Menge beantwortet; mit der Losung: Ruhe für Bismarck! zogen die Fackelträger ab, und in wenig Minuten war der weite Platz menschenleer.

* * *

Der folgende Tag, es war der 31. Juli, war ein Sonntag. Schon am frühen Morgen wartete eine zahlreiche Menge vor dem Bären auf das Erscheinen des Fürsten. Es verbreitete sich die frohe Kunde, daß der Fürst trotz aller Anstrengungen und trotz des starken Gewitters, das in der Nacht getobt hatte, vortrefflich geschlafen habe. Noch vor 10 Uhr begrüßte er selbst vom Balkon aus die Versammelten mit einem heitern: Guten Morgen! dem der

Gegengruß nicht fehlte. Gleich darauf sang die Currende vor dem Lutherzimmer das alte Protestantenlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!" (Vers 1 u. 3.) Unter Leitung des Professors Naumann folgte nun seitens der vereinigten Gesangvereine von Jena und Umgebung der Vortrag der Lieder: „Wie könnt' ich Dein vergessen" und „Auf den Bergen die Burgen, im Thale die Saale". Der Fürst dankte den Sängern mit folgenden Worten:

„Ich freue mich, daß man in Jena über der Pflege der Wissenschaft die Pflege der Kunst nicht vergißt. Die thüringischen Fürsten und das thüringische Volk haben Kunst und Wissenschaft von jeher gepflegt und deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst und deutschen Sang hochgehalten und geschützt, ich erinnere nur an die Wartburg und die Meistersinger. Was Korinth für das Altertum war, das bedeutete für das Mittelalter die Wartburg. Ihre Ovation ist mir ein Beweis hierfür, daß in dem Lande der Sagen und Burgen auch heute noch der edle Gesang gepflegt wird. Ich danke Ihnen!"

Darnach erfolgte die Umfahrt durch die Stadt. Den Gästen sollte Gelegenheit gegeben werden, einen Blick zu thun in die festlich geschmückten Straßen der innern Stadt, die eine einzige Via triumphalis bildeten. Da könnte der gewissenhafte Chronist von mancher durch die Wucht der Begeisterung überwältigenden Scene berichten, wie Männer und Frauen dem Manne zujubelten, dessen Thatkraft Deutschland seine Einigkeit dankt, wie Väter und Mütter ihre Kinder hoch hoben, damit sie ihr Lebelang der großen Stunde nicht vergäßen, da sie einst dem eisernen Kanzler

Kaiser Wilhelms I. ins Auge gesehen. Am Hause der Burschenschaft Teutonia wurde dem Fürsten als Erinnerungsgabe der Jenenser Burschenschaft eine Lichtenhainer Kanne überreicht, an der „Rose" eine lange Pfeife mit den Wappen der vier Jenenser Korps, am Burgkeller hatten die Mitglieder der Burschenschaft Arminia sich aufgestellt, ihr Führer begrüßte den Fürsten mit den Worten:

„Euer Durchlaucht! Die älteste Burschenschaft, sind wir hier vor dem alten Burgkeller erschienen, Euer Durchlaucht festlich zu begrüßen. Was in unserem Bunde unsere Väter und Großväter erstrebt, das haben Sie erstritten und errungen. Seien Sie von uns in Dankbarkeit begrüßt. Wir bieten Ihnen als Labetrunk ‚die Blume des Elsterthals'."

Der Fürst ergriff den Humpen und entgegnete:

„Meine Herren, ich trinke Ihnen gerne zu, doch nicht aus. Ich wünsche der Burschenschaft ein fröhliches Gedeihen; sie hat eine Vorahnung gehabt, doch zu früh. Schließlich haben Sie doch Recht bekommen. Prosit! meine Herren!"

Unmittelbar darauf lenkte der Wagen des Fürsten nach dem Markte ein, wo alsbald das große Fest begann, welches hier die Stadt ihrem Gaste bereitet hatte.

* * *

Auf dem zur Festhalle umgewandelten Marktplatz wurde dem Fürsten Bismarck ein Kommers dargeboten. Das altehrwürdige, sonst ernst aussehende Rathaus hatte seine verwetterten Mauern in das fröhliche Gewand frischen Grüns und bunter Flaggen gekleidet und alle Häuser ringsum, verjüngte und altersgraue, so mannigfaltig in ihren Formen, die gleichsam wie die Wände eines Festsaales den Marktplatz einrahmen, prangten doch gleichmäßig im reichsten

Schmuck. Hoch über ihnen ragte der Turm der Stadtkirche hervor, von dessen Helme herab zahlreiche Fahnen lustig im Winde flatterten. Am Brunnen war ein Zelt errichtet, dem Einblick von allen Seiten geöffnet, die Säulen und das Dach mit duftigen, weißen und blauen Stoffen verkleidet, während das Innere in den Jenaischen Farben drapiert und mit Gewächsen zierlich geschmückt war.

Gegen ½12 Uhr verkündete eine Hörnerfanfare das Nahen des Fürsten. Langsam nur konnte der Wagen durch die dichtgedrängte, Kopf an Kopf stehende Menge bis zum Ziele kommen; ein brausendes, schier überwältigendes Rufen hallte im Echo an den Häusern wieder, aus allen Fenstern, von den Dächern herab wehten Tücher dem Fürsten zum Gruß. Aus diesem von einer elementaren Wucht der Begeisterung getragenen, stürmischen Willkommen klang erst nach Minuten die von der Musik begleitete Melodie der „Wacht am Rhein" deutlich heraus, die nun von wohl 15000 Stimmen mit einer Ursprünglichkeit und Mächtigkeit des Gefühls wie noch nie von den Teilnehmern gesungen wurde.

Als der Fürst und die Seinigen auf der Tribüne, umgeben von den Ehrendamen und den Mitgliedern des Zentralkomitees, Platz genommen hatte, hielt der Bürgermeister Singer folgende Ansprache:

„Durchlauchtigster Fürst! Durchlauchtigste Fürstin!

Der unbeschreibliche Jubel, die immer von neuem hochauflodernde Begeisterung der ungezählten Volksmenge, die am gestrigen Abend und in den heutigen Vormittagstunden Euer Durchlaucht bei der Rundfahrt in den Straßen unserer Stadt begleitet haben, sprechen eine laute Sprache von der ungeteilten, aufrichtigen und

herzlichen Freude unserer Mitbürger und all der zahlreichen Gäste von nah und fern und den freudigstolzen Gefühlen aller Festgenossen: In. Jenas Mauern weilt der gewaltigste Mitbegründer des Deutschen Reiches, unser Bismarck.

Wenn es mithin einer besonderen Kundgebung seitens der Stadt nicht noch bedurft hätte, so mochten es sich doch die beiden städtischen Behörden nicht nehmen lassen, in ihrer Gesamtheit vor Eurer Durchlaucht zu erscheinen, um auch ihrerseits frei und öffentlich den Gefühlen der Freude und Dankbarkeit lebhaften Ausdruck zu verleihen, daß Euer Durchlaucht vor vielen anderen deutschen Städten gerade unser Jena mit der hohen Ehre eines längeren Aufenthaltes beglückt haben.

Mag auch unsere beinahe tausendjährige Stadt mit ihren festen Türmen und Thüren, den ehrwürdigen Kirchen und Klöstern, dem altersgrauen Rathause, den zahlreichen mächtigen Burgen auf den Bergen, in der früheſten Zeit nicht ohne Bedeutung für das Thüringer Land gewesen sein, wir wissen doch, daß seit dem Zeitalter der Reformation der politische Einfluß unserer Stadt geschwunden ist, und wir uns nur freuen konnten an dem Glanze, der mit der Universität und ihren Sternen über uns aufgegangen war.

Euer Durchlaucht haben gestern Abend in Bezug auf unsere Hochschule ausgesprochen, wir befänden uns auf klassischem Boden; gestatten Sie mir hinzuzufügen, auch auf historischem. Freilich sind die weltgeschichtlichen Ereignisse, die sich an unsere Stadt knüpfen, nur ein treues Spiegelbild der Jämmerlichkeit des alten deutschen Kaiserreiches.

Wenn alte Pergamente uns Kunde geben, wie Jena eine Zeit lang zur Hälfte thüringisch, zur Hälfte hessisch gewesen, so wissen Euer Durchlaucht, wie ich mit billigem Staunen gestern von Ihnen selbst gehört habe, daß Jena einst einen eigenen Herzog gehabt, der drüben schlummert in der Kirche zu St. Michael.

Im Burgkeller weilte vor drei und einem halben Jahrhundert ein deutscher Kaiser, der einen deutschen Fürsten gefangen

durch unsere Stadt führte, hundert Jahre später plünderten und brandschatzten die Stadt und das Rathaus kaiserlich deutsche Truppen, während schwedisch Fußvolk die Brücke über die Saale in die Luft sprengen durfte. Und hier auf dem Marktplatze loderten vor beinahe 90 Jahren französische Wachtfeuer zum Himmel in jener entsetzlichen Oktobernacht, die der unseligen Schlacht von Jena vorauf ging.

Wahrlich, unsere Stadt ein Bild im kleinen von deutscher Zerrissenheit, von deutscher Ohnmacht, deutscher Schmach!

Und heute! Auf unserm Marktplatz steht der gewaltige deutsche Mann, der mit Meisterhand des Reiches Einheit, des Reiches Größe schuf!

Heil uns zu dieser glücklichen Stunde! Dem Enkelsohne wirds mit stolzer Freude der Vater künden: Hier weilte Bismarck.

Heil uns, die wir den größten Sohn unseres Vaterlandes einen Tag lang beherbergen und aus seinen prophetischen Worten die zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft unseres neu geeinten Reiches schöpfen durften: Nach Bismarck kein Jena!

All unsere Verehrung, unsere Liebe und Dankbarkeit für diesen teuren Mann wollen wir in den Ruf zusammenfassen: Allzeit und immerdar lebe Fürst Bismarck hoch! hoch! hoch!"

Nachdem der Jubel, der diesen Worten folgte, verrauscht war, erschienen die Vertreter der Studentenschaft, in deren Namen der Sprecher der Burschenschaft Teutonia das Wort nahm:

„Durchlauchtigster Fürst!

Beseelt von dem Gefühle tiefster Dankbarkeit und erfüllt von stolzer Freude begrüßt Jena's Studentenschaft Euer Durchlaucht hier in der alten Musenstadt am Saalestrand. Uns kümmert nicht der Parteien Hader; über das Erhabene kleinlich zu nörgeln, überlassen wir anderen; wir, die akademische Jugend, wählen uns selbst unsere Ideale und halten sie hoch immerdar; und so stehen

wir fest in immerwährender Treue, Liebe und Bewunderung zum Fürsten Bismarck. Mit unbegrenzter Verehrung schauen wir auf zu dem deutschen Recken, der unserer Väter Träume vom geeinten großen Deutschland verwirklichte, der uns schuf das einige Vaterland, der das Bruderband schlang um Nord und Süd, um Ost und West.

Nie werden wir diese Stunde vergessen, nie vergessen, dem Altreichskanzler ins Auge geblickt zu haben. Die Hoffnungen, die Euer Durchlaucht auf Deutschlands akademische Jugend setzt, sollen nicht zu schanden werden. Hier vor Euch, Durchlaucht, erneuern wir den heiligen Schwur: Dein im Leben, Dein im Sterben, ruhmgekröntes Vaterland! Dies Gelübde folgt Euer Durchlaucht in die ferne Heimat; Gott schütze und segne auch ferner Euch und Euer Durchlaucht ganzes Haus!

Kommilitonen! ich fordere Euch auf, auf Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck, den Mitbegründer des deutschen Reiches, und auf ein ewiges Vivat Crescat Floreat das Haus Bismarck! einen donnernden Salamander zu reiben. Ad exercitium Salamandri, sind die Stoffe präpariert, Salamander 1, 2, 3!"

Diese Huldigung der Jenenser Studentenschaft erfreute den Fürsten überaus; er reichte dem Redner die Hand und ersuchte ihn, seinen Dank den Kommilitonen auszusprechen. Die Jenenser Finkenschaft ließ einen Ziegenhainer überreichen mit der eingeschnitzten Widmung: „Die Finkenschaft Jena's Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck in tiefster Ehrfurcht gewidmet: S. S. 1892." Der Fürst nahm denselben sofort in Gebrauch.

Nach dem Gemeindevorstand und Gemeinderat und der Studentenschaft erschienen Vertreter der aus Erfurt, Weimar, Gera, Rudolstadt, Leipzig, Werdau, Crimmitzschau, Amsterdam gekommenen Deputationen.

Nach einiger Zeit erhob sich Fürst Bismarck und nahm das Wort zu der nachfolgenden, über eine halbe Stunde währenden Rede:

„Meine verehrten Mitbürger vom Thüringer Lande!

Ich danke Ihnen zuvörderst herzlich für den überaus freudigen Empfang, den ich bei Ihnen gefunden habe, und kann die Gedanken, die mich bewegen, nicht besser bethätigen, als indem ich meine Beziehungen zu diesem schönen Lande aus früheren Zeiten her Ihnen schildere. In Thüringen habe ich als Kind zuerst — das nordische Flachland in Brandenburg und Pommern sieht ja ganz anders aus — Felsen, Berge und Burgen mit ihren geschichtlichen Erinnerungen kennen gelernt. Diese ersten Eindrücke der Kindheit haben um den Begriff Thüringen in meinen Empfindungen einen Nimbus der Romantik gewebt, der getragen wurde namentlich durch die Erinnerungen an die Wartburg, an ihre Vorzeit, an Luther, an die Reformation und auch an die Entwickelung unserer deutschen Sprache. Die lutherische Bibelübersetzung ist der erste Anfang einer Einigung unserer Schriftsprache, die bis dahin in Dialekte zersplittert war. In reiferer Jugend mußte ich lernen, welche Bedeutung für unsere geistige und nationale Entwickelung das Thüringer Land in Gestalt von Weimar und Jena gehabt hat, einer Universität, an der Schiller Professor war, und welche unter der Leitung Goethes lange Zeit gestanden hat.

Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in

der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwickelung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. Die friedericianische preußische Monarchie war eine großartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir in einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwickelung geleitet sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer ältesten und achtbarsten Generäle aus jener Zeit bewiesen haben — schuf einen freien Platz zum Neubau, und das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte. Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre das Erwachen des deutschen nationalen Gefühles im preußischen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, kaum möglich gewesen. Warum es tot discrimina rerum durchzumachen hatte, kann ich Ihnen nicht weiter entwickeln, ohne mich von neuem dem Vorwurf der greisenhaften Geschwätzigkeit auszusetzen. Ich will nur erwähnen, daß ich 1832 die Universität bezogen habe mit mehr burschenschaftlichen als landsmannschaftlichen Empfindungen, daß es äußere Umstände waren, die mich davor bewahrt haben, in die späteren Gefahren der burschenschaftlichen Thätigkeit verflochten zu werden. Es war doch

damals auf dem märkiſchen Sandboden das Gefühl der deutſchen Nationalität nicht ſo abſolut fremd, daß nicht ein irgendwie lebendiger Geiſt in ſeinem Sinne empfunden und gewirkt hätte.

Ich bin einigermaßen gehindert worden in der Entwickelung dieſer Empfindung durch die Ereigniſſe vom Jahre 1848. Der Kampf gegen unſere eigenen Landsleute in den Berliner Straßen, gegen die Farben, die ich als Offizier mit Stolz trug, hatte einen erbitternden Rückſchlag auf meine Gefühle, der noch nicht vollſtändig überwunden war, als wir zum Erfurter Parlament vereinigt waren; da habe ich Thüringen zum erſtenmale auf längere Zeit wiedergeſehen, wenn ich einen kurzen Aufenthalt in Jena, den der damalige Senat noch abzukürzen das Bedürfnis hatte, abrechne. In Erfurt war die Frucht der deutſchen Einheit noch nicht reif. Solange wir im Dualismus mit Öſterreich lebten, konnte die Entwickelung dieſes Dualismus doch höchſtens zu einer Trennung zwiſchen dem Norden und Süden Deutſchlands führen. Das wäre das Ende vom Liede geweſen, wenn das Band des Dualismus nicht durch das Schwert gelöſt worden wäre. Ich erwähne dieſes, um daran die Behauptung zu knüpfen, daß der Bruderkrieg, den wir 1866 geführt haben, ganz unvermeidlich war. Wir mußten uns nach deutſcher Art und Geſinnung einmal im Gottesurteil ſchlagen, um zu wiſſen, auf welche Seite ſich die Entſcheidung der höheren Gewalt ſtellen würde. Das iſt geſchehen und mit der Zurückhaltung geſchehen, die Landsleute einander ſchuldig ſind.

Wir haben bei unſerm damaligen Gegner keine unverſöhnliche Stimmung hinterlaſſen. Es iſt uns gelungen,

mit Österreich in ähnliche Beziehungen zu kommen, wie diejenigen waren, die von den Frankfurter Verfassungsentwürfen vergebens erstrebt wurden. Wir haben sie heute reifer, vollständiger und wirksamer, als sie damals erstrebt wurden. Man muß also nur dem lieben Gott Zeit lassen, seine deutsche Nation durch die Wüste zu führen, und die Ankunft in dem gelobten Lande, in dem wir uns zu befinden glauben, abwarten.

Wir haben außer dem österreichischen Kriege den französischen absolut führen müssen, denn wir brauchten nicht bloß die Zustimmung Österreichs, sondern wir brauchten die Zustimmung des europäischen Seniorenkonvents zu unsern neuen Einrichtungen. Es war deshalb ein Bedürfnis, den französischen Krieg isoliert führen zu können. Gegen eine Koalition von ganz Europa, eine Koalition, wie sie der siebenjährige Krieg kannte, wäre unsere Aufgabe eine viel schwierigere und mißlichere gewesen. Es gehörte zu der göttlichen Führung der deutschen Nation, auf die ich für die Zukunft Vertrauen habe, daß politische Zufälle, die niemand voraussehen konnte, den engen Zusammenhang zwischen Österreich und Rußland, der uns zur Zeit von Olmütz gegenüberstand, sprengten, und zwar in einer Weise, daß wir die Trennung der Olmützer Verbindung für unsere nationalen Zwecke politisch benutzen konnten. Hätten uns 1866 Österreich und Rußland in derselben Geschlossenheit gegenübergestanden, wie zur Zeit von Olmütz — Gott weiß allein, ob der Erfolg derselbe gewesen wäre und ob wir heute auf derselben Stufe ständen. Wir hätten im Kampfe mit Frankreich, der so wie so notwendig war, wie er ja in jedem Jahrhundert zwei- bis dreimal vorkam, in

wesentlich minderer Macht gegenübergestanden und vielleicht nicht glücklich.

Diese Kriege waren notwendig; nachdem sie aber geführt sind, halte ich es für nicht nötig, daß wir weitere Kriege führen. Wir haben in ihnen nichts zu erstreben. Ich halte es für frivol oder ungeschickt, wenn wir uns in weitere Kriege hineinziehen lassen, ohne durch fremde Angriffe dazu gezwungen zu werden. Dann allerdings werden wir auch in der Mitte von Europa unsern Nachbarn, auch wenn sie sich verbinden, gewachsen sein, aber nur defensiv. Aggressive Kabinetskriege können wir nicht führen. Jede Nation, die in der Lage ist, sich zu einem Kabinetskrieg zwingen zu lassen, hat nicht die richtige Verfassung. Ein Krieg, auch ein siegreicher, hat für die Nation keine wohlthuenden Folgen. Wir haben uns seit 1870 angelegen sein lassen, weitere Kriege zu vermeiden, vor allem dem neuen deutschen Reiche den Frieden zu erhalten, weil der innere Ausbau unsere Thätigkeit voll in Anspruch nahm, ja sogar eine gewisse diktatorische Thätigkeit verlangt wurde, die ich als dauernde Institution eines großen Reiches nicht betrachten möchte.

Wir haben unsere ganze Aufmerksamkeit im Innern der Konsolidierung der Reichseinrichtungen zugewendet, in dem Sinne, daß alle Deutschen in ihnen sich wohlbefinden sollten, daß die Reichseinrichtungen ihnen wohlgefallen sollten als ein Besitztum, was zu verteidigen und zu vertreten sie alle bereit sein würden. Fertig ist die Aufgabe vielleicht noch nicht. Aber sie kann nur fertig werden, wenn wir ein starkes Parlament als Brennpunkt des nationalen Einheitsgefühls haben. Ein Parlament kann nicht

ſtark ſein, wenn es von Parteien zerriſſen iſt. Es wird dann in der Hand jedes Miniſters ſtehen, aus den Fraktionen und Fraktiönchen diejenigen herauszupflücken, deren Überzeugung und Votum für irgend welche Fraktionsvorteile zu haben ſind, und das iſt das Unglück, wenn wir in das Fraktionswettkriechen, in den Fraktionshandel — do ut des-Tendenz — verfallen. Ohne einen Reichstag, der vermöge einer konſtanten Majorität, die er in ſeinem Schoße birgt, imſtande iſt, die Pflicht einer Volksvertretung dahin zu erfüllen, daß ſie die Regierung kritiſiert, kontroliert, warnt, unter Umſtänden führt, der imſtande iſt, dasjenige Gleichgewicht zu verwirklichen, was unſere Verfaſſung zwiſchen Regierung und Volksvertretung hat ſchaffen wollen, ohne einen ſolchen Reichstag bin ich in Sorge für die Dauer und die Solidität unſerer nationalen Inſtitutionen. Wir können heutzutage nicht mehr einer rein dynaſtiſchen Politik leben, wir müſſen nationale Politik treiben, wenn wir beſtehen wollen. Es iſt das das Ergebnis der politiſchen Entwickelung, die in dem letzten halben Jahrhundert in Europa ſtattgefunden hat.

Um nationale Politik treiben zu können, müſſen wir aber eine nationale Volksvertretung haben, die in erſter Linie die Bedürfniſſe und Wünſche der Nation zu berückſichtigen hat. Wir können nicht regiert werden unter der Leitung einer einzelnen der beſtehenden Fraktionen, am allerwenigſten unter der des Zentrums. Ich glaube, daß ſelbſt unſere katholiſchen Landsleute in ihrer Mehrzahl das Bedürfnis haben, unabhängig von der Doktrin der Zentrumsleitung in Berlin regiert zu werden. Ich glaube, daß wir mit unſeren katholiſchen Fragen leichter fertig werden würden, wenn wir

mit der römischen Kurie durch Vermittelung eines Nuntius in Berlin zu verhandeln hätten, als wenn die Stelle des Nuntius bei Beeinflussung des Papstes durch das Zentrum in Fühlung mit der Regierung eingenommen wird. Ich halte das letztere für gefährlicher für unsere nationalen Ziele, als uns ein Nuntius sein könnte. Ich will damit nicht die Berufung eines Nuntius befürworten. Ich sage diese Worte nur als Ausdruck des Urteils, das ich über die heutige Leitung des Zentrums mit mir herumtrage. Ich halte sie für gefährlich, nicht bloß in konfessionellen Fragen, sondern hauptsächlich in nationalen Fragen. Sie bröckelt uns alles ab, was wir im Osten unserer Grenzen in Polen germanisch angebaut haben und anbauen haben wollen. Den ganzen Kulturkampf konnten wir entbehren, wenn die polnische Frage nicht daran hing. Sie hing daran. Damals, in der Zeit der sogenannten katholischen Abteilung, hatten wir den Nuntius nicht als fremden Diplomaten, sondern inmitten des preußischen Ministeriums — eine Abteilung, die ursprünglich gestiftet war, die Rechte des Königs der Kirche gegenüber zu vertreten, und die schließlich dahin gekommen ist, thatsächlich die Rechte der Kirche und der Polen dem Könige gegenüber zu vertreten.

Das ist ein Rückblick. Manche von Ihnen werden Geschichte studieren. Dieses Licht zurückzuwerfen konnte ich nicht unterlassen. Aber eins können wir vom Zentrum lernen, das ist die Disziplin und die Aufopferung aller Neben- und aller Parteizwecke für einen großen Zweck. Wir sehen im Zentrum die heterogensten politischen Elemente vereinigt. In allen Zeiten meiner Erinnerung waren reaktionäre Edelleute, Absolutisten, Konservative und

Freisinnige bis zu den Sozialdemokraten darunter, und sie alle stimmen wie ein Mann über Dinge, von denen ihr Verstand sagt, das Interesse der Kirche erfordere es. Könnten wir nun nicht, da wir eine nationale Kirche nicht besitzen, eine ähnliche dominierende Überzeugung über eine Parteiregierung hinaus bei uns festhalten, daß wir entschlossen sind für alles zu stimmen, was unsere nationale Festigkeit und Sicherheit fördert, und gegen alles, was sie untergräbt und hindert, so daß darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfindet, die überhaupt das deutsche Reich fördern und erhalten wollen? — Wir wollen die Interessen des Vaterlandes zu oberst stellen und jede Frage unter diesen Gesichtspunkt stellen analog der Prüfung des Zentrums aus dem römisch-kirchlichen Gesichtspunkt, für den der größte Widerspruch und die größte Inkonsequenz vom Zentrum verlangt werden kann, wenn die Autorität, die dazu berufen ist, erklärt: die kirchlichen Interessen verlangen es; dann zaudern sie keinen Augenblick: sese subjiciunt. Warum sollten wir nicht unsern nationalen Überzeugungen mit derselben Energie und ausschließlich Folge leisten und, wie die Mitglieder des Zentrums von Lieber und Hitze bis zum Herrn v. Schorlemer hinauf, alles über den nationalen Kamm scheeren? Es ist das von den Selbständigen unter unseren Freunden nicht in demselben vollen Maße zu erwarten, aber man muß sich das immer vorhalten. Vom Feinde soll man lernen, und das Zentrum halte ich nach wie vor für einen Gegner des Reichs in seiner Tendenz, nicht in allen seinen Mitgliedern. Es giebt ehrliche Deutsche in Masse unter ihnen, aber die leitende Tendenz ist eine solche, daß ich es als ein Unglück und eine Gefahr

für das Reich betrachte, wenn die Regierung ihre leitenden Ratgeber der Zentrumsrichtung entnimmt und ihre Tendenz hauptsächlich darauf zuspitzt, dem Zentrum zu gefallen. Es ist das keine dauerhafte Stütze. Ich will in Frieden mit unseren katholischen Mitbürgern leben, aber will mich nicht einer solchen Leitung unterziehen.

Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hänge ich treu an, und wenn man mir in jedem Falle, wo ich nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik glaube, daß die Ratgeber meines Monarchen besser andere Wege einschlagen würden, den Vorwurf macht, ich treibe antimonarchische Politik, so möchte ich doch einmal auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regierungsmaßregeln nicht bei dem Monarchen, sondern bei dem Reichskanzler und den Ministern ruht. Ich möchte außerdem darauf aufmerksam machen, daß diese Auffassung — ich will nicht sagen eine altgermanische — aber eine uns in Fleisch und Blut liegende, lange ehe wir Verfassungen hatten, gewesen ist. Ich will Sie nur an ein Beispiel aus den Werken des großen Geistes, dessen Manen hier auf dieser Stätte uns umschweben, erinnern. Goethe stellt uns in seinem Götz von Berlichingen einen kaisertreuen Ritter dar, der für seinen Kaiser eine solche Verehrung und Anhänglichkeit hat, daß er einen Kaiserlichen Rat mit den Worten bedrohte: Trügest du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudelsten Konterfei verehre! ..... Dieser Ritter trug kein Bedenken, als ihn der Hauptmann zur Übergabe auffordern ließ, diesem eine scharfe Kritik

aus dem Fenster entgegenzurufen. Es zeigt das klar, daß Götz von Berlichingen und Goethe beide Sachen nicht zusammengeworfen und identifiziert haben. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, des Königs und des Kaisers sein, ohne von der Weisheit der Maßregeln seiner Kommissare — wie es im Götz heißt — überzeugt zu sein. Ich bin letzteres nicht und werde diese meine Überzeugung auch nicht zurückhalten."

Kaum hatte der Fürst geendet, so brach ein gewaltiger Beifallssturm los. Rührend war das Bild, wie die Frau Fürstin besorgt ihrem Gemahl die Stirne trocknete und ihm Erholung zu schaffen suchte; dann nahm der Fürst einen Krug Bier entgegen und trank, gegen die Menge sich verneigend, mit tiefem Zuge. Jetzt wurde das erste Lied, E. M. Arndt's herrliches: „Sind wir vereint zur guten Stunde", gesungen. Nachdem noch ein zweites Lied: „Und in Jene lebt sichs bene" verklungen war, äußerte der Fürst den Wunsch, einen Rundgang durch die Festversammlung zu machen. Die Chargierten der Korporationen und einzelne Komiteemitglieder gingen zur Seite, um durch die Menschenmassen den Weg zu bahnen, die trotz des begreiflichen Wunsches, den Fürsten möglichst nahe zu sehen und ihm die Hand zu drücken, in der zartfühlenden Art des Thüringer Volkes sich nicht unbescheiden herandrängten. Es war der Höhepunkt des Festes. Man muß es sich erzählen lassen, wie der Fürst für jede Bewillkommnung freundliche Worte fand, mit welcher Liebenswürdigkeit er bald an diesem, bald an jenem Tische Begrüßungen entgegen nahm, wie er bald ernste, bald heitere Worte an seine Begleitung richtete, die in Jena von Mund zu Munde gehen. Am Denkmal des

Kurfürſten Johann Friedrich, der während ſeiner Gefangenſchaft die Gründung der Univerſität beſchloß, bemerkte der Fürſt: „Das iſt eine große That geweſen.“ Nach der Rückkehr ins Zelt wurde als drittes Lied: „Frei und unerſchütterlich ſtehen unſre Eichen“ geſungen, dann erhoben ſich der Fürſt und die Seinen zur Abfahrt nach dem Bären.

* * *

Vor der Abreiſe wurde den hohen Gäſten noch ein Frühſtück im Bären dargeboten. In heiterer, ungezwungener Weiſe unterhielt ſich der Fürſt mit ſeinen Tiſchnachbarn; ſcherzhaft bemerkte er unter anderem, wenn er alles ſagen wolle, was er auf dem Herzen habe, müſſe er in Jena Privatdozent werden. Während des Mahles brachte Profeſſor Delbrück den Toaſt auf die fürſtliche Familie aus, auf welchen der Gefeierte folgendes erwiderte:

„Ich bin dem Herrn Vorredner ſehr dankbar für den Geſamtinhalt ſeines Toaſtes bis auf das Zitat von dem weiblichen Gepäck. Ich glaube, das iſt ein Mißverſtändnis. Wenn ich den vorerwähnten Ausſpruch gethan habe, ſo konnte ich mit demſelben immerhin doch nur die „Überfracht“ gemeint haben, die man zu fürchten hat, wenn man mit Damen reiſt. Das „Freigepäck“ wird ſtets ſehr angenehm ſein. Im übrigen bin ich keineswegs geſonnen, das Cölibat zu empfehlen, da ich ein zu großer Verehrer des weiblichen Geſchlechts bin, ſchon aus ſtaatlichen, militäriſchen und privatrechtlichen Gründen nicht. Um mich von ſolchem Verdachte um ſo mehr zu reinigen, bitte ich, mit mir anzuſtoßen auf das Wohl der anweſenden Damen, ſowohl der verheirateten, als der unverheirateten. Mögen dieſe dazu beitragen, die Erinnerung an

den heutigen Tag in ihre Häuser, in ihr Heim zu verpflanzen und sie den Kindern einzuprägen! Die heutigen Beweise der Sympathie wären ohne die Beteiligung der Frauen unvollkommen gewesen. Die Thatsache, daß die mir von Dresden bis Jena gespendete Anerkennung Anklang bei den Frauen findet, giebt mir die Sicherheit für die Dauer des deutschen Reiches. Was unsere Frauen sich angeeignet haben, das werden unsere Kinder verteidigen, — wenn sie Mädchen sind, durch das Familienband, wenn sie Männer sind, wenn es Not thut, auf dem Schlachtfelde. In dem Sinne dieser Tradition trinke ich als Politiker und Verehrer des weiblichen Geschlechts auf das Wohl der Damen."

Nachdem noch Professor Häckel in launigen Worten den Fürsten Otto von Bismarck zum „Doktor der Stammesgeschichte" ausgerufen hatte, erhob sich der Fürst, verabschiedete sich mit freundlichem Verneigen und schritt, auf seinen Stock gestützt, zum Wagen.

Am Bären verkündet nun eine Tafel, jener gleich, die Luthers Aufenthalt meldet, in goldenen Lettern: Hier wohnte Fürst Bismarck den 30. und 31. Juli 1892.

* * *

Als der Fürst den Wagen bestieg, riefen Tausende von Stimmen ihm ein herzliches: Auf Wiedersehen! entgegen. Langsam ging die Fahrt zum Saalbahnhof, dem die Direktion ebenfalls schönen festlichen Schmuck gegeben hatte; auf beiden Seiten des Weges bildeten die Schulkinder Jena's und der umliegenden Ortschaften Spalier, die Knaben in weißen Mützen mit Fähnchen in deutschen Farben, die Mädchen in weißen Kleidern mit der deutschen Schärpe,

Epheukränze im Haar. Am Bahnhof erfolgte noch eine Huldigung der jungen Frauen und Jungfrauen der Stadt Jena. Eine Dame sprach folgendes Gedicht:

Zuletzt, doch glaube mir, an treuem Lieben
Die letzten nicht, so nah'n sich deutsche Frauen,
Noch einmal in das Auge Dir zu schauen.
Hast Du doch selbst es ihnen vorgeschrieben,
Daß in des Reiches Haus, was Du erbauet,
Ein heilig Pfand auch uns ward anvertrauet.

Laß diesen Lorbeer um das Haupt sich schmiegen
Und so Dein Bild sich tief ins Herz uns graben,
Auf daß wirs deuten können unsern Knaben,
Daß sie in diesem Zeichen kämpfen, siegen,
Und wenn es gilt für Deutschlands Ruhm und Ehre,
Auch sterben können, in der Hand die Wehre.

Gegrüßt auch Du, die Du manch bange Stunde
Geharret sein mit sehnlichem Verlangen
Und liebend ihn am trauten Herd empfangen!
Laß diese Blumen unsrer Liebe Kunde
Der Fraue bringen, die zum Sieg ihn schmückte
Und ihn für uns, für Deutschlands Glück beglückte!

Der Fürst und seine Familie hatten den Salonwagen bestiegen, alles drängte heran, um noch einen Blick, noch ein Wort zu erhaschen. Zurufe: „Hoch Bismarck! Wiederkommen! Wir vergessen Dich nie! Auf Wiedersehen!", der Gesang von Liedern hallten durcheinander, der Fürst dankte und grüßte vom Fenster aus, bis der festlich geschmückte Sonderzug sich in Bewegung setzte. Sein letzter Gruß galt den Kindern: „Grüßen Sie mir die Kleinen, namentlich die Mädchen mit den grünen Kränzen: sie sollen mich nicht vergessen!"

* * *

„Der Festjubel ist verrauscht", so schließt der Bericht des Zentralkomitees. „Die goldenen Worte und ernsten

Mahnungen, die Fürst Bismarck in Jena gesprochen, haben sich jedem Deutschen, der sein Vaterland mit ganzer Seele liebt, tief in das Herz gegraben. Ein gnädiges Geschick hat uns aus der an Erfolgen und Ruhm fast überreichen Zeit Kaiser Wilhelms I. seinen großen Kanzler noch erhalten. Die Liebe des deutschen Volkes, einst so spröde, überschüttet ihn jetzt mit von Jahr zu Jahr sich steigernden Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit. Von Dresden bis Jena ein Triumphzug ohne Gleichen! Die mittel- und süddeutschen Stämme haben in ergreifender Weise kundgethan, „daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei". So reden auch die vorstehenden Blätter, die in gedrängter Kürze die Jenaer Bismarckfeier, ihre Veranlassung und ihren über alle Erwartung glänzenden, in jeder Hinsicht ungetrübten Verlauf schildern, für sich schon eine beredte Sprache. Die Erinnerung an den größten Tag, den Jena je gesehen, um den uns künftige Geschlechter beneiden werden, wird fortleben und, Gott füge es, fortwirken zum Heile für Kaiser und Reich, zum Segen unseres geeinten deutschen Vaterlandes!"

3. Heim.

Die Reise des Fürsten Bismarck nahte ihrem Ende. Der Weg, der ihn den heimatlichen Fluren zutrug, überschritt wieder die Grenzen des engeren Vaterlandes. Es waren eigentümliche Erfahrungen, die dem großen Preußen im Staat der Hohenzollern bevorstanden. Schon in Weimar hatte man den Arm des mächtigen Nachbarn empfunden. Wie von verschiedenen Seiten erzählt wurde, war auf die großherzogliche Regierung ein Druck dahin ausgeübt worden,

bei Gelegenheit der Rückreise des Fürsten Bismarck „größere Ovationen nach Möglichkeit zu verhindern" — ein Versuch, der zum Leidwesen der Bismarck-Feinde allerdings gänzlich fehlschlug, da die Antwort der Weimar'schen Behörden nur in einem vieldeutigen Achselzucken bestand. — Freilich leugneten die amtlichen Blätter Berlins irgendwelche Bemühungen in genannter Richtung rundweg ab; aber sie stimmten auffallend mit anderen Maßnahmen, die — unseres Wissens — von niemand bestritten worden sind, nämlich mit den Hindernissen, die seitens der kgl. preuß. Eisenbahn-Direktionen denjenigen bereitet wurden, die die Bahnhöfe von Halle und Magdeburg zum Empfange des Alt-Reichskanzlers schmücken und freigeben wollten. In der That! Zusammengehalten mit den Einwirkuugen in Wien geben diese Vorgänge ein seltsam Bild von der Art, wie eine große Staatsmaschinerie in Bewegung gesetzt wird, um einem auf Reisen befindlichen „Privatmann" das Vergnügen zu stören.

Glücklicherweise hatte auch in Preußen das Volk mehr Verständnis für nationale Pflicht und Ehre, für das Benehmen einem Manne gegenüber, ohne den wir heute noch die Fußtritte derer einstecken müßten, die uns den Großmachtskitzel austreiben wollten. Das preußische Volk stand an Begeisterung keinem seiner Bruderstämme nach, und wie durchs weite „Reich", so gestaltete sich auch in der Heimat die Reise des Fürsten Bismarck zu einem ununterbrochenen Triumphzuge. Schon in Großheeringen stürmte die Menge förmlich den Salonwagen des Fürsten, der in Anknüpfung an den Gesang der „Wacht am Rhein" äußerte: „Ja, ich glaube selbst, daß sie fest steht und das Reich auch!" In Weißenfels wurden dem

Fürsten Blumen gereicht und nicht endende Hochs gebracht. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich auf der nächsten kleinen Station Corbetha, woselbst die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften zusammengeströmt war. Geradezu überwältigend waren aber die Huldigungen, die dem Fürsten in Merseburg dargebracht wurden. Nach stürmischen Hochrufen stimmte ein älterer Herr das „Deutschland, Deutschland über Alles" an, welches die Anwesenden entblößten Hauptes mitsangen. Der Fürst dankte, nachdem einige Ruhe eingetreten war, mit wenigen schlichten Worten für sich und seinen Sohn. Er fügte hinzu, daß er einen solchen freundlichen Empfang in einer Stadt, deren Ehrenbürger er sei, auch erwartet hätte. Jubelnde Hochs folgten wieder diesen Worten, und während sich der Zug in Bewegung setzte, begleiteten ihn die immer wiederholten Zurufe: „Auf Wiedersehen! Wiederkommen!" Es wäre vergebliches Bemühen, die Auftritte zu beschreiben, die alsdann auf den Bahnhöfen von Halle, Cöthen und Magdeburg, wo unberechenbare Menschenmassen den Zug erwarteten, vor sich gingen. In Stendal in der Altmark nahm der Fürst auf die begeisterten Huldigungen der zahlreich versammelten Menge noch einmal das Wort, indem er sagte:

„Ich freue mich, daß ich in meiner alten Heimat, deren Mitbürger zu sein ich die Ehre habe, so freundschaftlich willkommen geheißen werde. Es giebt zwar ein altes Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande", aber es freut mich, daß der Satz diesmal nicht zutrifft. Es ist mir dies umso lieber, als die Meinung der Altmark, meiner alten Heimat, einen höheren Wert für mich haben muß als jede andere. Ich danke Ihnen!"

Die Ankunft in Schönhausen erfolgte Sonntag 9½ Uhr Abends. Etwa zweitausend Personen waren auf dem Bahnhofe. Die Gemeindevertretung begrüßte den Fürsten unter jubelnden Kundgebungen. Der Einzug des Fürstenpaares und des jungen gräflichen Paares in das Dorf erfolgte unter dem Läuten aller Glocken, Beleuchtung und Feuerwerk.

* * *

In Berlin waren seit einer vollen Woche die Leute zu Tausenden zu jedem Zuge des Lehrter und Stettiner Bahnhofs hinausgepilgert, um des Kanzlers ansichtig zu werden. Erst kurz vor dem wirklichen Eintreffen desselben, am Sonnabend den 6. August, war die Stunde der Ankunft bekannt geworden. Bereits in Spandau wurde der Fürst von den Spitzen der Spandauer bürgerlichen wie militärischen Gesellschaft, durch zahlreiche Zuzügler aus Berlin und den benachbarten Vororten verstärkt, jubelnd begrüßt. Donnernde Hurrahs und Hochrufe riefen den Fürsten an das Fenster seines Salonwagens. Wiederholt verneigte er sich entblößten Hauptes dankend für die ihm dargebrachten, immer wieder aufs neue anhebenden Ovationen. Sobald der Zug stillstand, drängte alles dem Wagen des Fürsten zu, voran ein reizender Damenflor, der den greisen Kanzler mit Blumenspenden prachtvollster Art überschüttete. Unter dem tausendstimmigen Rufe: „Auf Wiedersehen!“ fuhr der Zug von dannen.

Über Ankunft und Aufenthalt in Berlin wird in den Zeitungen berichtet: Auf dem Stettiner Bahnhof war schon vor 11 Uhr alles Leben und Bewegung. Das ganze akademische Jung-Berlin hatte sich daselbst ein Rendezvous gegeben,

und immer neue Volksmassen strömten herzu. Die Billetschalter wurden gestürmt auf die Kunde, daß Bahnsteigkarten nicht geachtet würden, und im Nu waren sämtliche Vorräte an Vorortsbillets nach Bernau, Biesenthal, Eberswalde ausverkauft an Nachfrager, die nicht entfernt eine Eisenbahnfahrt beabsichtigten, sondern nur sicher sein wollten, auf den Perron gelassen zu werden. Kurz nach 12¼ Uhr lief der von Spandau kommende Extrazug mit dem fürstlichen Salonwagen ein. Ein förmlicher Blumenregen ergoß sich auf den langsam vorgeschobenen Wagen, an dessen zweitem Fenster die imponierende Gestalt des Fürsten, mit dem Schlapphut auf dem mächtigen Haupte, sichtbar wurde. Sobald der Wagen zum Stehen gebracht war, erhob sich der Fürst und trat entblößten Hauptes an das Mittelfenster, von neuem mit Hochrufen und dem Gesang „Deutschland, Deutschland über Alles" begrüßt. Kaum hatte sich der Jubel gelegt, als eine junge Dame sich an den Fürsten mit der Bitte wandte: „Ein Wort zum Andenken!" Sofort wurde überall der stürmische Wunsch laut, daß der Fürst ein Abschiedswort rede. Bismarck entgegnete lächelnd: „Ich soll schon jetzt reden?" „Ja, Ja!" ertönte es von allen Seiten und energisch wurde Silentium geboten. Der Fürst hatte sich während dem vorgebeugt und begann nunmehr wie folgt:

„Ich möchte Ihnen meinen herzlichsten Dank für den freundlichen Empfang sagen, den Sie mir hier in der Reichshauptstadt bereitet, und der sich anschließt an die wohlwollenden Begrüßungen, die ich in allen übrigen Teilen Deutschlands in den sieben Wochen erfahren, seit ich in Berlin war. Ja, es sind heute gerade sieben Wochen, als ich durch

Berlin nach Wien fuhr, und ich kehre zurück von dieser Reise in wesentlich befriedigter Stimmung und freudiger als ich hinfuhr. Ich bringe ein neues und liebenswürdiges Mitglied meiner Familie nach Hause. Und ich bringe auch den erfreulichen Eindruck mit, daß wir in dem, was man früher das Reich nannte, im ganzen außerpreußischen Deutschland, über ein mächtiges Reservekapital von Reichstreue gebieten in einer Stärke und Ausdehnung, an die man kaum geglaubt hat. Alle haben die Gemeinschaft mit uns lieb gewonnen und halten fest an ihr unter allen Umständen, davon kann ich Zeugnis ablegen nach den Erlebnissen auf meiner Reise, auch von dem Wohlwollen unserer österreichischen Bundesgenossen. Als ich vor sieben Wochen hier durchfuhr, da wußte ich noch nicht, wie gut ich in Wien empfohlen war."

Hier unterbrach den Redner eine stürmische Heiterkeit. Fürst Bismarck fuhr fort:

„.... Ich fürchte, ich bin mißverstanden, ich meine, empfohlen durch die Erinnerung an meine letzte Reise vor dreizehn Jahren, als ich behufs Herstellung des heute noch giltigen und hoffentlich lange noch geltenden Bündnisses zwischen uns nach Wien kam. Die Erinnerung daran ist nicht erstorben, wie denn überhaupt in Österreich und im übrigen Deutschland die Erinnerung an 1866 verblaßt ist, die aber an 70 und an unsere gemeinschaftlichen Kämpfe in voller Stärke auf unsere politischen Beziehungen noch einwirkt und das feste Band bietet, was uns mit unseren Bundesgenossen zusammenhält und dauernd zusammenhalten wird. Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Be-

grüßung, die für mich ein wohlthuender Abschluß meiner Reise ist, meiner Reise, die lediglich aus Familienrücksichten und zu meiner Gesundheit unternommen wurde, aber die mir auch als Politiker — ich kann doch immer mich nicht ganz lossagen von dem Interesse, das ich an dem Reich genommen, das wird auch nie geschehen — die also mir auch als Politiker zu großer Freude gereicht. Ich danke Ihnen nochmals herzlichst."

Als nach und nach die Wogen der diese Rede begleitenden Begeisterung sich ein wenig gesänftigt hatten, ergriff einer der dem Fürsten Nächststehenden zu einer vom Augenblick eingegebenen kernhaften Erwiderung das Wort. Dann wurde: „Deutschland, Deutschland über Alles" und die „Wacht am Rhein", gesungen. Als man dem Fürsten die Hand reichen wollte, wehrte er im Interesse der Ordnung ab. Es traten nunmehr fünf Chargierte des Vereins deutscher Studenten in vollem Wichs vor, und der Sprecher derselben begrüßte den Fürsten mit der Versicherung unverbrüchlicher Treue. Gerührt dankte der Fürst.

„Meine Universitätsjahre zählen zu den angenehmsten meines Lebens, und ich freue mich, wenn ich junge Herren sehe, die mir ihre Sympathieen bewahrt haben. Ihre Kommilitionen in Halle und Jena und auch die süddeutschen Studenten haben mich begrüßt, ich freue mich, daß Sie ihrem Beispiel gefolgt sind."

Der Fürst erkundigte sich noch eingehend nach dem Verein. Es erfolgte dann aus der Menge heraus die Verlesung zweier Gedichte; der Schluß des einen lautete: „O Herr und Held komm wieder nach Berlin", das andere verherrlichte die deutsche Treue. Der Fürst nahm nunmehr

nochmals das Wort, um auf die Wendung eines der Gedichte über die Presse sich zu äußern:

„Sie sprachen vorher in Ihrem Gedicht von der Presse; die ist so besonders schlecht jetzt nicht, vor dreißig Jahren bin ich von einem Teile der Presse genau so behandelt wie heute. (Zuruf: Leider!) Sagen Sie nicht „leider"; das hat mich so abgehärtet, daß mir die Druckerschwärze nicht mehr durchkommt. Wenn ich die Presse heute ansehe, die vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren erschien, da finde ich fast noch viel schlimmere Dinge darin wie heute. Daher ist es eine unberechtigte Meinung, von der besonderen Schlechtigkeit der heutigen Presse im Vergleich mit der vor dreißig Jahren zu sprechen, sondern ich nehme die heutige Presse in Schutz. Sie ist jetzt nicht schlechter wie früher, es sind jetzt dieselben Worte, Redensarten, oft auch dieselben Verfasser. Sie brauchen sich darüber aber keine Sorgen zu machen; im Gegenteil, ich lese Artikel, die mich kritisieren, mit Vorliebe, aber das stört weder Schlaf noch Appetit."

Wieder ertönten stürmische Hochrufe. Auf eine Frage, ob Fürst Bismarck wieder durch Berlin komme, antwortete er launig: „Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht." Dann ergriff der Fürst ein Glas Wein:

„Erlauben Sie mir, daß ich zum Dank für Ihre freundlichen Wünsche dieses Glas deutschen Weines trinke. Auf die Gesundheit meiner Berliner Mitbürger, denn ich bin heute noch Bürger von Berlin und bin in keiner Stadt so lange gewesen wie gerade in Berlin. Ich würde auch gern wieder einmal eine Zeit lang hier wohnen, wenn ich nur gewiß wäre, daß ich mich ruhig auf der Straße bewegen — (Zuruf: Jeder Berliner schützt Ihr Haupt!). . . .

Gewiß ja, aber ich bin schon, als ich noch Minister war, oft „gewrangelt" worden. Ich glaubte, ich würde, nachdem ich Privatmann bin, etwas in Vergessenheit kommen (Nie! Nie!), aber nach der Begrüßung heute fürchte ich mich doch, die Linden entlang zu gehen."

In einem Zuge leerte er dann das Glas, das er auf Bitten dem Verein deutscher Studenten zum Andenken verehrte. Als die Zeit der Abfahrt herannahte, wuchs die Sehnsucht der mehr rückwärts aufgestauten Menschenmassen, dem Gefeierten auch ihrerseits aus der Nähe Auge in Auge zu schauen, derart, daß die polizeilichen Absperrungsmaßregeln versagten. Man versuchte, durch Dazwischenschieben von Postkarren eine Art Barrière zu improvisieren — umsonst. Da verfiel der kommandierende Polizeioffizier auf einen rettenden Ausweg. Er ersuchte die herandrängenden Massen ebenso höflich als bestimmt, sich des Drängens zu enthalten, dafür wolle er gestatten, daß man, drei Mann hoch, in geordnetem Zuge vor dem Fürsten defiliere. Begierig griff das Publikum diesen praktischen, allseit befriedigenden Vorschlag auf. Der Fürst selbst gab das Kommando zur Eröffnung des sektionsweisen Rechtsabmarsches, bis auch der letzte Bismarck-Verehrer seinen Herzenswunsch erfüllt sah. Dann setzte sich unter den Ausbrüchen eines elementaren Volksjubels der Zug in Bewegung und eilte dem nächsten Reiseziele des Fürsten entgegen.

* * *

In Stettin wurden dem Fürsten Bismarck bei seiner Durchreise nach Naugard während eines viertelstündigen Aufenthalts begeisterte Huldigungen dargebracht. Die Stadt Naugard, wo das Fürstenpaar abends 8 Uhr ein-

traf, war festlich geschmückt. Am Bahnhofe waren die städtischen Behörden, sämtliche Vereine der Stadt und die Schuljugend. Ein zahlreiches Publikum aus Stadt und Umgegend war versammelt. Nachdem der Fürst seinen Salonwagen verlassen, wurde er als neuer Ehrenbürger von dem Bürgermeister in den Kreis, der sich gebildet, geführt und namens der Stadt mit einer Ansprache begrüßt. Fürst Bismarck erwiederte mit Worten wärmsten Dankes und, setzte dann unter stürmischem Jubel die Fahrt zu seinem Bruder in Külz fort.

Am Montag den 8. August legte der Fürst das letzte Stück seines Weges zurück, von Külz nach Varzin. Der Abschied auf dem Bahnhof in Naugard war ergreifend; ebenso die Begrüßung in den Orten Plathe, Greifenberg, Treptow und Kolberg. Trotz Wochentag und Erntezeit waren die Landleute zu Hunderten zusammengeströmt. Sie wollten nicht bloß dem Einiger Deutschlands, sondern auch, wie die Inschrift auf der Schleife des einen Blumenstraußes besagte: „Dem wahren Freunde der Landwirtschaft" danken.

In Treptow ward der Zug mit donnerndem Hurrah empfangen. Der Sprecher der Versammlung hob hervor, der Fürst werde sehen, daß die Pommern ihn nicht minder warm, nein, wenn es möglich wäre, noch inniger verehrten als die Süddeutschen, und die tausendfache Menschenmenge, die er auf dem sonst so stillen Bahnhofe vor sich sähe, sei einzig gekommen, ihm ihre Liebe zu beweisen; die pommerschen Landsleute würden zu ihm halten bis zu ihrem letzten Atemzuge, — worauf der Fürst etwa folgendes sprach: Er könne nach seiner jetzt vollendeten Reise, die ihn durch viele Gegenden Deutschlands und jetzt bis dicht vor die Dünen

der Ostsee geführt, wohl sagen, daß vom Fels zum Meere, von Bayern bis Pommern, dieselbe dankbare Stimmung herrsche über die nationale Einigung, sowohl wegen der inneren Sicherung wie auch der würdigen Stellung dem Auslande gegenüber, die dadurch erreicht worden sei, und er glaube, daß die Bande, die uns vereinigen, unzerreißbar geworden seien, am allerwenigsten strebe die Bevölkerung selbst danach, sie zu zerstören. Mit lauterer Stimme wiederholte er:

„Ich bin sicher, wir halten fest zusammen, und bitte Sie, dies fest im Herzen zu bewahren und auch Ihren Kindern zur Lehre einzuprägen, daß der Deutsche, sobald er seine Grenzpfähle verläßt, an Ansehen verliert, wenn er nicht sagen kann: 50 Millionen meiner Landsleute stehen geeint hinter mir. Mir bleibt am Abende meines Lebens nur übrig zu sagen: Halten wir unzertrennlich zusammen, vom Fels bis zum Meer."

Die letzten Sätze hatte der Fürst mit erhöhter Stimme gesprochen, und sie klangen der lautlos harrenden Menge wie eine letzte Mahnung des greisen Helden an das deutsche Volk.

Aus Kolberg den 9. August wird geschrieben: Gestern nachmittag berührte der Fürst Bismarck unsere Stadt, und war der Aufenthalt auch nur ein solcher von kaum 1/4 Stunde, so bot er doch des interessanten und auch vielleicht symptomatischen außerordentlich viel. Erst gegen den Vormittag hin war die Ankunft des Fürsten bekannt geworden, und doch genügten kaum zwei Stunden, um fast die ganze Stadt und alles, was mit ihr zusammenhängt, zu einer einzigen Ovation um den Fürsten zu scharen. Der Zug war mit

Guirlanden und Fahnen geschmückt und selbst auf den kleinen Stationen Hinterpommers überall mit Jubel empfangen worden. Ein mehrtausendköpfiges Publikum hatte sich auf dem Bahnhofe eingefunden, wie es bunter und mannigfaltiger zusammengesetzt nicht gedacht werden kann. Da waren die schlichten Bürger, die ihre Arbeitsstube verlassen hatten, um ihren Ehrenbürger von Angesicht zu Angesicht zu schauen, Hunderte und aber Hunderte von Badegästen, darunter zahlreiche Repräsentanten des pommerschen Adels, das königliche Domgymnasium mit sämtlichen — Kornblumen tragenden — Lehrern und Schülern, der Kriegerverein, der Bürgermeister (ehemaliger deutschfreisinniger Abgeordneter), das Offizierkorps mit seinen Damen u. s. w. u. s. w. Bei der Einfahrt saß der Fürst, der augenscheinlich einen solchen Empfang nicht erwartet hatte, am offenen Wagenfenster, ihm gegenüber die Fürstin: sofort jedoch stand er auf, als das Publikum seiner ansichtig wurde, und winkte grüßend und dankend mit Hut und Hand. Und nun begannen Szenen, für die die Feder fast zu schwach ist: die übrigen Geleise wurden im Augenblick besetzt, und ein Hoch löste das andere ab, wo immer sich das freundliche Antlitz des großen Mannes zeigte. Dutzende von Bouquets wurden in den Wagen hineingereicht, man legte sie ihm zu Füßen, und eine vollständige Cour begann: wer immer dem Wagen nahe war, trat heran, und manches junge Mädchen suchte dem Fürsten die Hand zu küssen, was er fast stets, wenn das Gedränge in dem engen Raum nicht gar zu groß war, mit einem Kuß auf die Wange erwiderte. Der Fürst wollte augenscheinlich zu seinem Bewillkommen einige Worte des Dankes sprechen, aber vergebens; sodald er nur sich zeigte, begann

ein Jubel, der jeden derartigen Versuch von vornherein illusorisch machte. Mit einem bedeutungsvollen Beugen des Hauptes ließ der Fürst sein in wunderbarem Glanze leuchtendes Auge über die versammelten Tausende gleiten. Die Begeisterung war eine so große, daß man das Fehlen der bereits erschienen gewesenen und plötzlich wie in eine Versenkung verschwundenen Kapelle des Infanterie-Regiments Nr. 54 kaum bemerkte, — eine Maßregel, die erst später einem nicht gerade sehr schmeichelhaften Kommentar unterzogen wurde, zumal die Offiziere selbst fast vollzählig in Helm und Waffenrock erschienen waren und einige von ihnen selbst noch einige Stationen mitfuhren. Als dann endlich das Abschiedssignal gegeben wurde, durchschallten abermals brausende Hochrufe die Luft, und unter diesem Jubel und Blumenwerfen verließ der Fürst Kolberg.

Um 6 Uhr am Abend des 8. August traf Fürst Bismarck in Varzin ein.

Dort endete die Reise.

V.

Schluß.

„Es ist ein großartiges und in seiner Art einziges Schauspiel, das sich in diesen Tagen vor unsern Augen entrollt hat" — so schrieb ein süddeutsches Blatt am 22. Juni 1892, also bevor noch der berühmte Reisende die Hauptstadt Bayerns erreicht hatte. „Der Altreichskanzler des deutschen Reichs, Fürst Bismarck, ein Mann, auf dem die kaiserliche Ungnade seit Jahr und Tag in der allerschwersten Form der gänzlichen Nichtbeachtung und Nichtachtung ruht, der von der offiziellen Welt gemieden und geächtet ist, den seine treuesten politischen Freunde von ehedem auf das schnödeste zu verleugnen geflissentlich bemüht sind; ein Mann, der nach einem Leben voll weltbewegender Thaten verurteilt ist, als Privatmann von seinem abgelegenen Landsitze aus zuzuschauen, wie der Gang der europäischen Geschichte in anderen als in den von ihm eingeschlagenen Bahnen weitergeht, und seine „letzte Aufgabe" darin erkennen muß, „zu schweigen", der seine politische Rolle also nach eigenem Bekenntnis vollständig ausgespielt hat — dieser Mann unternimmt eine Reise zur Vermählungsfeier seines ältesten Sohnes quer durch Deutschland hindurch nach der Hauptstadt des

verbündeten Österreich, und diese Reise des „Privatmannes“ gestaltet sich zu einem Triumphzug sondergleichen; in der Metropole Deutschlands, in der Residenz König Alberts von Sachsen, in der Kaiserstadt am Strand der Donau, auf zahllosen Zwischenstationen, welche der Fürst berührt, sind festliche Veranstaltungen getroffen, drängen sich die Volksmassen zu Tausenden und Abertausenden an ihn heran, um ihn, der weder Gnaden auszuteilen noch Titel und Orden zu verleihen noch Ämter zu vergeben hat, zu begrüßen, ihm ihre Sympathieen kundzugeben, ihn mit Blumen zu überschütten und seine Hand zu küssen; überall umbrausen ihn patriotische Gesänge, werden Ansprachen an ihn gehalten, die überströmen von ungekünstelter Liebe und Verehrung, wird er zu Antworten genötigt, denen ganz Europa mit teilnahmsvoller Spannung lauscht, und die der Telegraph unmittelbar nachdem sie gesprochen, nach allen Windrichtungen hinausträgt. —

Woher diese merkwürdige, hochinteressante Erscheinung?“ fragt das Blatt weiter und fährt dann fort:

„Bismarck hat gewiß, als er noch im Vollbesitze der Macht war, die Regierung mit eiserner Faust geführt, er hat, weil er mit einer Energie ohnegleichen die einmal für richtig erkannten Bahnen wandelte, ohne danach zu fragen, wer rechts oder links unter seine Füße geriet, sich mehr Bewunderung als Liebe erworben und hat bis in die letzten Tage seiner Kanzlerschaft mit mächtigen Antipathieen zu kämpfen gehabt, ja er war lange genug der „bestgehaßte“ Mann in deutschen Landen. Allein — und darin liegt die Lösung des Rätsels — der Fürst ist seit zwei Jahren dem Mittelpunkt der Politik entrückt, er hat sich mehr und mehr,

nur noch von Zeit zu Zeit als getreuer Eckart seine warnende und ratende Stimme erschallen lassend, aus dem Kampf der Parteien zurückgezogen; das beobachtende Auge sieht ihn in weiterer Entfernung und schaut seine Gestalt in viel objektiverem Licht als ehedem. Die Geschichte beginnt in ruhigerem Urteil das Fazit seines Lebens zu ziehen und sie findet, daß, wenn auch manches von dieser fast übermenschlichen Größe in Abzug gebracht werden muß, doch soviel übrig bleibt, daß sie ihn zum größten Manne des Jahrhunderts stempeln muß. Jetzt erst tritt sein welthistorisches Werk, die Neuschöpfung des deutschen Kaisertums in das hellste und ungetrübteste Licht, nachdem der Schöpfer dieses Werkes hinter dasselbe zurückgetreten, jetzt erst empfindet und anerkennt man allgemein die Pflicht der Dankbarkeit für zwei Jahrzehnte des Friedens, unter dem die Industrie und namentlich der Handel einen ungeahnten Aufschwung nehmen konnte, jetzt erst überschaut man völlig, wie die Neugestaltung der Dinge im Jahre 1870/71 sich bis in die kleinsten Verhältnisse hinein fördernd bemerkbar macht, und in erster Linie die deutsche Reichshauptstadt muß sich dem Fürsten als ihrem eigentlichen Schöpfer für immer verpflichtet wissen. Nun, da die Größe dieses Gewaltigen milder beleuchtet wird von der herniedersteigenden Sonne seines Lebensabends, nun erst ist sie allen recht erkennbar, und nimmt man noch die wehmütige Ahnung hinzu, daß es wohl das letzte Mal gewesen ist, daß der alte Herr Gelegenheit findet, sich in so ungesuchter Weise dem Volke zu zeigen, er, der letzte Vertreter einer großen Zeit, der letzte Paladin Kaiser Wilhelms I., so wird man es nur begreiflich finden, daß das Herz des Volkes ihm in so

enthusiastischen Schlägen entgegenwallt und daß man ihn mit fast königlichen Ehren überschüttet."

Die Lösung des Rätsels ist in der That nicht schwer. Es ist der letzte — und mehr — es ist der gewaltigste Vertreter einer Zeit, wie sie Deutschland nie zuvor erlebt hat, der unter sein Volk tritt. Es ist der Schöpfer des ruhmvollsten Abschnitts der deutschen Geschichte. Muß nicht, wer einen Funken deutschen Gefühls in seiner Brust trägt, diesem einzigen Manne zujubeln, wo er sich zeigt? — Wann wieder wird ein Bismarck kommen, der uns erlöst in dunklen Tagen? Wann wieder wird der deutsche Bürger so sicher sein Haupt zur Ruhe legen, weil er weiß, da ist Einer, der wacht über seinen Schlaf, der schirmt und schützt ihm Hab und Gut, Weib und Kind, der hütet seinen deutschen Namen und seine deutsche Ehre? — Wird je die Zeit wiederkehren, da in dem Namen Deutschland alles beschlossen lag, was Macht und Glanz und Kriegsruhm heißt, und alles, was Wohlfahrt und Gedeihen und schöner, goldener, segensreicher Friede? — Und wenn es uns beschieden ist, in stiller Arbeit fortzubauen und weiter zu schaffen, in der Umschnürung eifersüchtiger Nachbarn unsere Güter zu bewahren, unser Ansehen unerschüttert zu erhalten und unser Wort im Rat der Völker — wem anders haben wirs zu danken als ihm, dem großen Einiger? — Was waren wir denn, ehe er das Steuer unseres Schiffes faßte? — Wo war damals das deutsche Vaterland? — Die Dichter und die Träumer, die sahen es in den Wolken schweben, ein unfaßbar, zerrinnend Ding! Die Sängervereine und die Schützengilden, die Turner und Burschenschaftler, sie priesen es beim Becherklang und sanken sich

gerührt in die Arme, wenn sie sein gedachten. Wohl gab es edle Patrioten, die in Schrift und Rede, unverdrossen und opferwillig, dem Werke Bismarcks vorarbeiteten; aber auch sie schufen uns kein Vaterland. — Das Ausland kannte nur Preußen, Baiern, Sachsen und es wußte, wenn es einem dieser Staaten am Zeuge flicken wollte, fand es unter den anderen willige und schadenfrohe Helfer. Wenn damals jemand den Weg zurücklegte, den jetzt Fürst Bismarck zu seiner Reise gewählt hat, der kam durch viele Vaterländer! Deutschland war ein geographischer Begriff und der Deutsche draußen in der Welt mißachtet, dem Heimatlosen vergleichbar, dem man halb mitleidig, halb verächtlich einen Sitz unten an dem fremden Tische gönnt.

Man braucht nicht weit zurückzublättern im Buch der deutschen Geschichte, um dies blühende Land, die Gefilde der teuren Heimat, zerwühlt zu sehen von Krieg und Bürgerkrieg, das Vaterhaus zerstört und blutbefleckt, die Auen, die vom Erntesegen strotzten, von übermütigen Feinden zerstampft, ein Tummelplatz roher Horden, die durch Mord und Brand und Plünderung das Soldatenhandwerk besudelten; um freche Eroberer als die Herren deutscher Erde und die Brüder im Frohn der Unterjocher zu erblicken, willenlos und machtlos an die Schlachtbänke fremden Ehrgeizes geschleppt, auf ferner Walstatt elend endend oder von den Unholden gezwungen, sich untereinander zu zerfleischen. Und wars nicht Krieg und Raubzug, was uns vernichtete, so wars die Ohnmacht der Zerissenheit, das Elend der Kleinstaaterei, die gegenseitige Eifersucht der deutschen Stämme und der deutschen Fürsten. O, eine lange schwere Kette von Schmach und Schuld, von erduldetem Hohn und un-

gerochenen Kränkungen — das war unsere deutsche Geschichte in den letzten zwei Jahrhunderten! Und um so schwerer schleppten wir an dieser Kette, als wir wohl wußten, daß es nur eines gemeinsamen Entschlusses bedurfte, um sie zu sprengen, daß wir stärker waren, als die uns banden, daß der deutsche Adler höher flog als das Gevögel seiner Feinde, sonnenhoch und sturmgewaltig, und doch am Boden lag und ächzte und nicht zur Freiheit kam!

Da, wie in alter Sage Siegfried licht und hehr den Drachen schlug und den Hort des Rheines hob, trat ein Held unter uns und zerhieb das Eisen und warf mit blutigem Stahle nieder, was uns den Weg bedrängte; jauchzend schwang er sich in das Gewühl und machte Bahn, freie fröhliche Bahn dem deutschen Geiste und dem deutschen Herzen. Und wie weitum die Fluren leuchteten, die Thäler grünten und zu den Höhen Siegeslieder emporstiegen, da stellte er sich mit gezücktem Schwerte vor dies neue Land und wehrte den Eingang, ein Recke, wie in Erz gegossen. Da hatten wir ein Vaterland, ein Reich, einen Kaiser — da war der Traum erfüllt. Der Deutsche war des Deutschen Bruder; er war nicht mehr verspottet, denn sie alle schützte ein Banner, das gefürchtet war auf Erden. Da zogen deutsche Schiffe über das Weltmeer und trugen deutsche Blüte zu fernen, dunkeln Völkern. Da durfte der Deutsche fröhlich hinauswandern und unter anderm Zepter sein Tagewerk thun. Man grüßte in ihm den Starken, dessen Ruhm die Welt erfüllte.

Und dieser Zauberer, dieser Gewaltige lebt unter uns, lebt noch, ein Greis im Silberhaar, und zieht durch Deutsch-

land, und wir hätten ihm nicht Blumen ſtreuen ſollen auf ſeinen Pfad? Wir haben Kaiſer Wilhelm den Erſten begraben und ſeinen edlen Sohn, die Prinzen und die Feldherrn, die uns zum Siege führten, Moltke und Roon, — wen haben wir denn noch aus jener unvergeßlichen Zeit? — Die Jahre rollen und der Sturm bricht unſre Eichen und der Eine, Eine ſteht noch aufrecht, er, der unter den Großen der Größte war, er, auf den immer wieder alles zurückführt, was Herrliches geſchehen und geworden iſt. Dank iſt es, tiefer überſtrömender Dank, der den alten Helden überſchütten möchte mit allem, was das Volk ihm geben kann. Eine Stimme, die gewaltig predigt, die aus den Herzen hervorbricht und die Herzen drängt und treibt, die iſt es, welche ſagt: Gehet hin, bringt ihm, was ihr habt, Liebe und Begeiſterung und inniges Gedenken; verſchönt ihm den Lebensabend nach viel durchkämpften Jahren; bringt den Frieden ihm, den Sturm und Streit umtoſten bis auf dieſe Tage!

Dank wars und Treue, was dem Fürſten aus dem Jubel der Bevölkerung widerklang. Die Redner in ihren Anſprachen haben es erklärt, das Volk in jubelnder Zuſtimmung hat es beſtätigt: Dank und Treue! „Seid einig, einig!“ rief der große Kanzler den Bürgern von Dresden zu, und ein tauſendfaches Gelöbnis antwortete aus dem Heilruf der erregten Hörer. „Haltet mit eiſernen Klammern feſt am Reiche“ — ermahnte er in München die Jugend der Hochſchulen. Wir wollen es! ſchallte es ihm zurück. Und als der Greis, wie ein Vater, der ſeine Söhne ſegnet und von dem Ernſt der Stunde ſelbſt ergriffen, ſprach: „Erinnern Sie ſich ſtets der natio-

nalen Gelübde, erinnern Sie sich daran, darum bitte ich Sie!" — da wird er wohl im Rauschen heiliger Rührung den Schwur vernommen haben, ewig treu zu sein den Gütern, die dieser Einzige seinem Volk errungen hat.

Ja, das wars! Kommen und versichern: Wir bleiben treu, wir sind ein Volk und bleiben es; wir sind aneinander gekettet mit Herzblut, unlöslich, unzerreißbar; niemand wird je uns trennen, wir halten zusammen, Nord und Süd, zusammen „vom Fels zum Meer!" — das wollten die Hunderttausende, die sich um den Alten drängten. In dem Flammen der Augen, im Druck der Hand, im Schrei, der von den Lippen brauste, klang es ihm entgegen: Sei ruhig, großer Sieger, dein Werk steht unerschütterlich, wir schirmen es, wir, das deutsche Volk! Ziehe heim mit dem Troste, daß du nicht umsonst gearbeitet hast! Und die wir hier „ins Antlitz der Geschichte" sahen, wir sind gefeit. Wenn du schon lange nicht mehr bist, und wenn die Not kommt und die Versuchung, dann werden wir dieser Stunde gedenken. Dann werden wir daheim dein Bild bekränzen und unsern Schwur erneuern und die Feinde niederschlagen! —

Ach, in den Dank und in das Treugelübde mischte sich eine schmerzliche Empfindung: der Mann, der das Unvergleichliche gethan, der in staunensvoller Rüstigkeit von Ort zu Ort zog und jünglingsfrisch alle Beschwerden der Huldigungsreise ertrug, der Worte sprach voll tiefster Weisheit und hinreißendem Feuer, der wie von hoher Warte die Summe seines Lebens zog, und was er dort geschaut hatte mit Blicken wie kein anderer, hineingoß in die Seelen, die ihm lauschten, — dieser herrliche, weltumfassende, herz-

ergründende, dieser noch ungebeugte, kraftgefüllte Mann war nicht mehr der Lenker unserer Thaten, der Rater unsers Kaisers. Er war uns genommen und sollte nichts mehr gelten, sollte ausgelöscht sein am Himmel unserer Obrigkeit, wo jetzt andere Sterne kreisten.

Wir wollen nicht bitter werden, die Maßnahmen der neuen Männer dem Urteil anderer überlassen. Aber ist es nicht unabweisbar, daß wir im Geiste fort und fort vergleichen? Daß uns die Thaten des gewaltigen Regierers vor Augen stehen, wenn die seiner Nachfolger kund werden? Wo sind die Erfolge geblieben, die sie so siegessicher uns in Aussicht stellten? — Die glänzenden Verheißungen, wer hat sie erfüllt? — Der Alp von Sorge und banger Vorahnung, das Schwanken und Tasten, das heftige Beginnen und jähe Abbrechen des Begonnenen, die dumpfe Gärung und der Überdruß an allem, was geschieht — ist das die goldne Zeit? — Männer wenden sich von den öffentlichen Dingen, die tüchtigsten und die treusten; kleine Seelen, die der Straßenwitz belächelt, schwimmen oben auf. Freunde behandeln uns mit kühlem Mißtrauen, nützen unsere „Güte“ aus, Feinde reichen sich frohlockend über uns hinweg die Hände. Das Ansehen Deutschlands in der Welt, das Bismarck durch seine Reden schädigen soll, — fragt doch bei unsern Landsleuten draußen an, wie es jetzt damit steht und wie es war unter ihm? —. Und das alles sollte das Volk nicht fühlen? Die Volksseele, die wie die Kindesseele fein empfindet und sich von schönen Worten nicht täuschen läßt? — Sie haben viel auf ihn gescholten in früheren Tagen, als er noch die Macht besaß; sie haben geseufzt unter dem Druck der Eisenfaust. Jetzt wissen sie, was sie besessen und

was sie verloren haben! Jetzt kommen sie, die starke Hand zu küssen, die Hand, die ohne Zittern und Zagen und ohne Ruck das Steuer lenkte, jetzt blicken sie bewundernd in das strahlende Auge, das immer voraussah in die glänzende Ferne, jetzt wissen sie, warum es nötig war, die Zwerge zur Seite zu schieben oder die gar zu frechen zu zermalmen, die ihm den Weg zum Ziel bedrängten! O, in den Jubel, der über dem herrlichen Greise hoch zusammenschlug, mag mancher Tropfen Reue geflossen sein, daß die Erkenntnis zu spät gekommen ist, daß mancher vielleicht durch seine Lauheit oder sein unzufriedenes Meistern zum Sturz des Titanen beigetragen hat. Aber dazu war es nicht zu spät, gottlob, dem einst Gefürchteten die Umkehr der Gesinnungen zu zeigen und das bezwungene Herz ihm darzubringen; was er gethan und gewesen und was der Meinungshochmut nicht hatte zugeben wollen, jetzt am späten Abend seines Lebens ihm mit Liebe zu vergelten. Die Huldigung des deutschen Volkes war, wie er selbst es scherzend nannte, die Quittung für sein Wohlverhalten. —

Und nicht allein was er gewesen, nein, was er ihm noch war, was er bis zu seinem letzten Atemzug bleiben würde, das auch wollte das deutsche Volk zum Ausdruck bringen! Die neuen Machthaber hatten den fremden Staaten verkünden lassen, „den Anschauungen des Fürsten Bismarck sei ein aktueller Wert nicht beizulegen". Die von ihnen bezahlte Presse hatte mit „Schrecken" wahrgenommen, daß die Erinnerungen des Fürsten bereits anfingen, sich völlig zu verwirren, und Arm in Arm mit ihr bemitleidete Herr Richter den armen Mann, den das Alter schwatzhaft mache. Nur schade, daß die Haltung der Regie-

rung dem also Gekennzeichneten gegenüber so wenig zu ihren Worten stimmte! Einen kindisch gewordenen Greis läßt man gemeiniglich ungehindert reden und poltern; er ist unschädlich und wird sich selbst zum Spott. Wie erklärt sich da die zügellose Wut, mit der man den bedeutungslos Gewordenen anfiel? Droht man auch Narren mit dem Staatsanwalt? — Warum wog man ängstlich jedes Wort, das er sprach? Warum verfolgte man jeden seiner Schritte? — Es war eben eitel Heuchelei, die uns einreden wollte, er sei nun eine Null! Man wußte es besser, nur zu gut! „Jedermann ist von der Überzeugung erfüllt", sagt eine süddeutsche Zeitung, „daß dieser „Privatmann" durch den Zauber staatsmännischer Größe, der erst mit seinem Leben weichen wird, ein leitender Faktor im politischen Getriebe Europas ist und bleibt. Wenn auch die Machthaber sich den Anschein geben, als ob sie das nicht wüßten und bemerkten, messen sie doch jeden ihrer Schritte, jedes ihrer Worte in der Beziehung zu dem ehemaligen deutschen Kanzler so sorgfältig ab, als ob es eine eigene Sprache diplomatischen Verkehrs gerade mit diesem Manne gebe. Ihre Befangenheit giebt Zeugnis für seine unverringerte Bedeutung."

Und an anderer Stelle sagt das Blatt: „Alle Versuche, den Fürsten zu einem Privatmann zu stempeln, werden kläglich scheitern. Solange er lebt, wird er nie ohne Einfluß auf unsere öffentlichen Angelegenheiten sein, ja, dieser Einfluß wird auch noch über das Grab hinaus andauern."

Das fühlte das deutsche Volk und das sagte es seinem Helden im Sturme der Begeisterung. Es war auch in der

That das unglücklichste Rezept, das Angst und Ratlosigkeit den Herren vom grünen Tisch verschreiben konnte. Der Mann, der in Reden, wie sie nie gehört waren, die tausendköpfige Menge entflammte, der in hohem, begeisterten Fluge die leuchtenden Ideale wies, die über die tägliche Sorge und den kleinen Streit ewig unverlöschlich strahlen sollen, der sein Volk gewaltig mit emporriß zu den Zinnen der Weisheit, der Tugend, der echten deutschen Mannestreue und Mannentreue; von diesem außerordentlichen Greise zu sagen: Hört nicht auf ihn, er ist ganz bedeutungslos! — das war wirklich ein erheiternder Einfall in dem trüben Schauspiel, das sich vor uns entrollte! Er hatte natürlich die entgegengesetzte Wirkung. Man verglich wieder die geistige Ebene auf beiden Seiten und man gewann den Eindruck, daß — wie sich ein schwäbischer Geistlicher in der Zuschrift an ein süddeutsches Blatt vernehmen läßt — in den Verstand, der Bismarck in seinem hohen Alter geblieben ist, mehrere Minister sich noch reichlich teilen können.

Das deutsche Volk aber wußte es ohne Zeitungen, wer unter den Lebenden sein treuester Freund und Helfer sei. Der große, alte Mann, der dort sprach, der kannte das deutsche Herz, der kannte seine Not und sein Hoffen, die kleinen Sorgen und die Lieblingswünsche, die Schwächen dieses Herzens und die großen herrlichen Schätze, die in seiner Tiefe ruhen. Er hatte sich herumgeschlagen mit diesem Volke schwere, heiße Jahre lang, er hatte es überwunden und zum Glück gezwungen; nun verband sie unlösliche Waffenbrüderschaft. Er hatte ihm in die geheimsten Falten seines Wesens geblickt, hatte unerbittlich seine Sünden aufgedeckt: Er war der Arzt, der heilen konnte, er hats

bewiesen. Er war auch das Gewissen seines Volks, die unbestechliche Stimme der Wahrheit, und der Genius, in dessen Bild dies Volk sich selbst erschaute — o er war ihm alles, alles, jetzt wie früher und immerdar, über „das Grab hinaus!“ — Die kleinen Feinde hatten ihn herabdrücken wollen, vernichten mit dem Hauche ihres Mundes — und er war eine Macht geworden, mit der man rechnen muß!

Das deutsche Volk hat auch gerichtet, — nicht die Politik des Kaisers, wie hämische Angeber behauptet haben; aber das Unrecht hat es verdammt, das seinem großen Führer widerfahren ist. Als die Einwohner von Berlin, Dresden und Wien, die Bayern in allen Orten, die er auf seiner Fahrt berührte, ihn jubelnd umdrängten, da konnten die eben entwickelten Gründe noch zur Erklärung der beispiellosen Volkstümlichkeit des einst Gehaßten genügen. Seit Kissingen ist ein Mehr dazu gekommen. In die ersten Wochen des Kissinger Aufenthalts fallen die Geschehnisse, die wir als „Ächtung Bismarcks“ bezeichnet haben. Am 10. Juli sammelten sich schwäbische Verehrer aus allen Gauen, um den Fürsten ihrer unwandelbaren Liebe zu versichern. Es war die erste und unmittelbare Antwort deutscher Männer auf die Caprivi'schen Erlasse. — Wie eine dem deutschen Namen angethane Schmach wirkte die Behandlung seines größten Trägers. Eine tiefe Empörung der Gemüter wallte auf. Jetzt, jetzt erst recht galt es zu zeigen, was der Verwehmte dem deutschen Volke war! Man reißt einen solchen Mann nicht aus dem Herzen mit brandmarkenden Depeschen. „Bismarck“, schrieb eine Zeitung, „ist ein Element des deutsch-nationalen Empfindens

geworden. Bedenken die gegenwärtigen Machthaber, daß durch die Kränkungen, die jenem zugefügt werden, Millionen deutscher Herzen mitgetroffen werden?" — Millionen fühlten in bitterer Pein nicht nur die Kränkung, sondern die Demütigung des deutschen National-Bewußtseins. Der Stolz des Deutschen auf sein Vaterland, das zarte Pflänzlein, das der Gewaltige mit unsäglicher Mühe zu kräftiger Blüte großgezogen hatte, er wurde zertreten, in den Staub gezerrt von „bedauerlich schlechten Psychologen". Wieder frohlockte das Ausland, wieder stieg um viele Grade die Hoffnung auf nahe Vergeltung seitens derer, die wir durch zwei Jahrzehnte zur Ohnmacht verurteilt hatten; denn mit einem Volk, das sich selbst erniedrigt, wird man bald fertig! — Aber da standen die deutschen Männer auf: Ihr sollt uns nicht verderben, die ihr uns regiert! Ihr sollt den Feinden nicht das Recht geben, uns zu verachten! Wer diesen Mann antastet, der vergreift sich an einem unserer Heiligtümer! Wir erheben Einspruch, lauten, feierlichen, hunderttausendfältigen Einspruch gegen das, was ihr ihm thut und thun wollt!

Da kamen sie aus Württemberg und Baden, Hessen und der Pfalz und deckten mit ihrer Liebe das ehrwürdige Haupt und schwuren seinem Andenken Treue. Da holten sie ihn in Jena im Triumphe ein und feierten ein Fest, wie es die Musenstadt noch nicht gesehen. Und er stand mitten in dem Volke, dessen monarchisches Gefühl zu heben früher sein ganzes Bestreben gewesen war und das ihn dafür hatte steinigen wollen; das ihn heute jubelnd feierte, während die Höfe ihn ängstlich mieden. — Mit sinnendem Zurückschauen dachte er dieser „Ironie des Schicksals" und

schaute auf die Tausende um ihn — da mag wohl eine seltsame Bewegung ihn ergriffen haben. Jetzt, nach dem ungeheuren Ringen seines Lebens, nach den einsamen Höhen, die er gewandelt war, ein Gegenstand bangender Bewunderung, ein Rätselmensch, des Riesenschritte dröhnend, Furcht weckend über die Erde gingen, dessen Brust, mit Erz gepanzert, die warme Liebe schreckte und ihrer nicht zu bedürfen schien — jetzt endlich rinnen um ihn die Wogen heißer Herzensgluten. Das Volk, sein deutsches Volk, hat ihn verstanden, hat ihn herabgeholt in seinen Schoß, und schirmt und segnet ihn. Das erst, das fühlt er in diesen Stunden, die Liebe des Volkes ist der wahre, schönste Lohn seiner Thaten, die goldene Krone, die ihn unvergänglich schmückt. Am Herzen dieses Volks erwarmt sein eignes Herz und von den Lippen quillt ihm der volle, lautere Strom, — da tönen wie herrliche Lieder die schönen Worte, die sich eingraben werden ins Gedächtnis von Kind und Kindeskind. Da fliegt der Geist des Greises noch einmal hoch empor, der Mann, „der seinen Namen in die deutsche Eiche ritzte", wächst zum heiligen Propheten und schreibt mit dem Griffel der Begeisterung dem deutschen Volk ins Herz, was es litt und kämpfte, was es war und werden soll und wie es siegen wird. —

* * *

Die Reden von Kissingen und Jena haben Vielen die Augen geöffnet. Mancher, der den eisernen Mann nicht wollte, hat ihn anerkennen müssen. Mancher hat an die Brust geschlagen und sich dem Größeren gebeugt.

„Wären überhaupt noch für unbefangene Beurteiler Zweifel an der Bedeutung des Fürsten Bismarck für unser

nationales Leben möglich gewesen, die Reisen des Altkanzlers müßten sie endgültig behoben haben. Mag er den einen als harter Stein des Anstoßes gelten, die andern in ihm einen Denkstein vaterländischen Stolzes erblicken, aber daß er als ein Felsen in unserer Mitte emporragt, um eines Hauptes Länge über alles Volk hinaus, das kann nur bezweifeln, wer nicht sehen will."

Ehrliche Katholiken sprachen sich in gleichem Sinne aus. Sogar der „Freisinn" mußte es erleben, daß Stimmen aus dem eignen Lager für den Geschmähten eintraten, und den Gesinnungsgenossen das Lächerliche ihrer blinden Bismarckwut zu zeigen suchten. So schrieb Fritz Mauthner folgendes: „Bismarck ist der große Sündenbock. Wenn Bismarck nicht gelebt hätte, oder wenigstens in früher Jugend gestorben wäre, so hätten wir zwar kein Deutsches Reich, aber im übrigen wäre das goldene Zeitalter endlich angebrochen. So ungefähr zu lesen in den Zeitungen großer Parteien und neuerdings auch in den Blättchen der katholischen und protestantischen Pfaffen. Die Pfaffenblättchen kommen hier nicht in Betracht. Aber für die Journale der bismarckfeindlichen Parteien schreiben im ganzen und großen die meisten und die talentvollsten Schriftsteller Deutschlands ... So lange aber das allgemeine Gerücht nicht widerlegt ist, Bismarck habe das neue Deutsche Reich geschaffen, so lange werden sich hoffentlich immer noch Leute finden, welche sonst keine Hurrahrufer zu sein brauchen, die ohne Götzendienst und ohne Preisgebung ihrer Anschauungen von Gott und Welt froh werden bei dem Gedanken, daß so ein Monumentmensch gelebt und gewirkt hat und noch immer dasteht, machtlos zwar und nicht einmal immer Herr

seiner selbst, aber doch auch ohne jede Herrschaft immer er selbst. Wäre er gelassen, er wäre nicht der Bismarck geworden. Die große deutsche Presse sollte endlich aufhören, den Fürsten Bismarck als einen Verbrecher zu behandeln. Es schafft innerhalb des Volkes einen neuen und überflüssigen Gegensatz. Denn nicht darum handelt es sich, ob die einzelnen Bismarckschen Gesetze gut waren — über Sozialistengesetz, Schutzzoll und Schulfrage können wir getrost weiter uneinig bleiben — sondern darum, ob wir ihm die Einigung zu danken haben oder nicht."

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß heute das gesamte deutsche Volk — soweit es nicht bloß aus deutschen Unterthanen, sondern aus wirklich innerlich deutsch fühlenden Bürgern besteht, — dem großen Einiger anhängt, daß eine ungeheure, echte, aus dem Herzen strömende Volkstümlichkeit ihn trägt, und er dem deutschen Bewußtsein als einer der größten nationalen Helden auch der glühendsten Begeisterung und Verehrung wert erscheint.

An der mächtigen, einzigartigen Bewegung, die dieses Ergebnis als schöne Frucht uns schenkte, sehen wir Einen nicht teilnehmen, der vor allen anderen berufen wäre, Mitempfinder, Lenker aller Regungen der Volksseele zu sein. Einer steht abseits der großen Kundgebungen des deutschen Volks — sein Kaiser! Der erste Kanzler des jungen geeinten Reiches ist bei seinem Kaiser in Ungnade gefallen und muß ihre Folgen tragen. Der Kaiser ist dadurch in einen Gegensatz mit seinem Volk gekommen, der dieses in die tiefste Bekümmernis versetzt. Es giebt ja Kreise, große einflußreiche Kreise, die leider selbst vor dem Verbrechen nicht zurückscheuen, die Kluft zwischen beiden Männern ab-

sichtlich zu erweitern, den Groll, der sich zwischen ihnen aufgehäuft, zu schüren. Es sollen sogar unter den vertrauten Ratgebern des Kaisers solche sein, die um persönlicher Zwecke willen jede mögliche Annäherung zu vereiteln suchen, die milderen Stimmungen des Monarchen, die zu einer Versöhnung führen könnten, im Keime zu ersticken wissen. Wir wollen hoffen, daß die Gerüchte lügen. Wenn sie aber wahr sind, so dürfen wir nicht anstehen, zu erklären, daß dann diese Männer einer That sich schuldig machen, die sie vor dem Richterstuhle der Geschichte mit dem denkbar schwersten Makel, ja mit dem Abscheu aller kommenden Geschlechter belasten würde.

Die Entfremdung beider Männer, des Kaisers, der unser Herr und Führer ist, und des Kanzlers, dem unsere Liebe unvergleichliche Thaten dankt, drückt auf Deutschland wie ein schwerer Fluch. Es droht eine förmliche Vergiftung des deutschen Gemütes. Begriffe, die uns klar erschienen, wie Königstreue, Vaterlandsgefühl, werden verwirrt, verdunkelt, untergraben! Heilige Empfindungen, die zusammengehören, werden auseinander gerissen und wir vor eine Wahl gestellt, die, wie sie ausfallen mag, gleich unheilvolle Folgen haben kann. Der Zwiespalt, der in die Seele des schlichten Mannes geworfen ist, muß verwüstend um sich fressen.

„Die gegenwärtigen Machthaber", sagt eine süddeutsche Zeitung, „waschen freilich bei dem Unheil, das sie angerichtet haben und das sie, wie es scheint, ins Ungemessene noch zu vermehren gedenken, ihre Hände in Unschuld. Das bitterböse Verhalten Bismarcks seit seiner Entlassung soll an allem schuld sein! Sie können es nicht begreifen, daß

der Mann, der groß, übergroß geworden ist, nicht auf Kommando klein werden will, daß der Meister der Staatskunst sich nicht plötzlich in einen Knaben verwandelt, der hübsch artig und still auf der Schulbank sitzt. Sie sind vor Entrüstung außer sich, daß Bismarck mit seiner Entlassung nicht sofort aus seiner eigenen Haut gefahren ist, um eine andere Natur anzuziehen. Sie schlagen die Hände über den Kopf zusammen, daß auch der aus allen seinen Ämtern Entlassene noch fortfährt, Eigenschaften zu offenbaren, ohne die sich seine Größe und seine Erfolge gar nicht denken lassen, z. B. einen unbeugsamen Starrsinn im Festhalten dessen, was er als heilsam für das Reich erkannt hat, einen rücksichtslosen Drang, das auch geltend zu machen, die temperament- und phantasievolle Art der Aussprache ꝛc. Sie nehmen es ihm schwer übel, wenn der Mann, der Jahrzehnte lang die Fäden der Weltpolitik in seinen Händen gehalten hat, auch nach seinem Abgang noch das Bedürfnis fühlt, vor dem Forum Europas zu sprechen." — „Es muß aber ausgesprochen werden", fährt das Blatt fort — „und es darf von denen, die das Ohr Sr. Majestät des Kaisers haben, auch dem Kaiser nicht verschwiegen werden: die Wunde, die der deutschen Volksseele durch die Behandlung des Fürsten Bismarck geschlagen worden ist, darf nicht noch weiter aufgerissen werden . . . Das kann man nicht mehr Tragik nennen, wie es mit Bismarck gegangen ist. Das ist eine fratzenhafte Verzerrung der deutschen Geschichte! Es ist Pflicht zu begreifen, daß es so nicht weiter gehen kann."

Es darf dem Kaiser nicht verschwiegen werden! Das ist es ja! Wo sind treue Männer, die aus Liebe zu ihm,

zum Vaterlande, alle Rücksichten, alle Ängstlichkeit, alles Zaudern und Abwarten bei Seite setzen, freimütig, wie es dem deutschen Manne ziemt, und ehrfurchtsvoll, wie es die heilige Person des Herrschers erheischt, vor ihren König treten und ihm die Wahrheit sagen? — Wo ist heute die gerühmte Furchtlosigkeit der Germanen? An den Biertischen und in Zeitungsartikeln eifern sie wohl über Byzantinismus und knechtischen Sinn; da reißen sie die Regierenden herunter und richten ihre Spitzen nach dem gesalbten Haupt. Im Dunkel thun sie es, ohne sich zu nennen, hinter der Deckung des Redaktionspultes; aber wenn es heißt: Zeigt euch, wer seid ihr? Kommt doch näher und bringt eure Wünsche und Ansichten vor den Thron, mit offenem Helmsturz, unbeirrt auch durch das Stirnrunzeln der Majestät — wo sind sie dann, die edlen Entrüsteten? Wiegt auch der Zorn des Allermächtigsten das Bewußtsein auf, eine gute That gethan zu haben? Und eine mutige That? —

Das gesamte Volk sieht heute auf seinen Kaiser. Millionen haben den einen Wunsch auf den Lippen: Den wir lieben, o Herr, liebe ihn auch! Vergiß, was dich gekränkt hat; vergiß nicht, o vergiß es nimmer, was er dem deutschen Volke war und ist und bleiben wird in alle Zeit!

Die Geschichte ist eine unerbittliche Richterin. —

Wer hoch steht, wer ein großes Volk führt, wer ihm glänzend voranschreitet, dessen Haupt ist ihr verfallen. Sie kränzt es mit Lorbeer oder sie spricht ihm einen dunklen Spruch. Sie wägt das Große und das Kleine. Sie verkettet miteinander Schuld und Unglück. Sie verschweigt neben

herrlichen Thaten auch nicht den Flecken, der am Gewande des Helden haftet.

Unser Kaiser ist hochbegabt, Sproß erlauchter Ahnen, Erbe unvergleichlichen Ruhms. Er will der Väter würdig sein, will strahlen gleich den Größten unter ihnen, er will Hüter, Wohlthäter, Retter seines Volkes werden, und er soll es! Er ist ausgestattet mit allem, was Glück verbürgen und Heil bringen kann. Sein Geist strebt hoch, seine Ziele sind erhaben. Wir wollen ihm vertrauen, ihm folgen, auch wo wir noch nicht verstehen. Das Königsbanner sei unser leuchtendes Panier; unter ihm sammle sich, wer deutsch und treu ist!

Aber wir haben eine heilige Pflicht. Das geweihte Haupt unsres Kaisers, der für uns sich in die Brandung einer schweren Zeit stürzt, haben wir, sein Volk, zu schirmen vor allen Gefahren. Wir müssen wachen über ihm als über unserm teuersten Gut. Kein Hauch soll uns das Bild des Mannes trüben, der so großartig seinen Lauf begonnen hat; so tapfer und so edel!

Wir, die ihn lieben, bangen für ihn. Wir sehen die Zeit verrinnen. Der Alte, der tief in unsere Herzen eingegraben ist, dem unser ewiger Dank gebührt, und an unserer Spitze der Dank des Ersten unter uns — wird sterben. Ach, wird er sterben, ohne daß die Hand seines Königs einmal noch die seine gedrückt hat? — Soll wirklich einst die Geschichte melden, daß der Held, dessen Thaten mit Flammenschrift in ihrem goldnen Buche leuchten, den Freund und Feind bewunderte, den das deutsche Volk im Triumphe durch das Land geleitete, — daß er heimgegangen sei, und Wilhelm II. habe sich von ihm gekehrt

und abseits gestanden, und zu einer Versöhnung sei es nicht gekommen? — Verhüte es der gnädige Gott! — Noch ist es nicht zu spät! —

Den Kaiser würde die Geschichte belasten, — auch mit der Schuld, von der er nichts weiß. Was seine Räte, seine Diener gethan oder geduldet haben, das wird einst ihm aufgebürdet werden. Denn er ist der Herr, in dessen Namen alles geschieht, was von oben kommt. Wenn die Namen jener, ihre Pläne, Absichten und Einflüsterungen längst vergessen sind, das Spiel der kleinen Ränke und Eitelkeiten derer, die um des Kaisers Gunst buhlen, nicht mehr aufzudecken ist, dann wird er selbst einstehen müssen, unser Kaiser.....

Eine Schuld ist vorhanden, ein Unrecht ist geschehen. — Das fühlt das Volk, das sagen uns die andern Völker, das kann niemand mehr von uns wälzen. Die Schuld heischt Sühne, und diese ist so leicht! Ein Wort kann allen Zwiespalt lösen, ein Zeichen, daß der Kaiser des Mannes, dem er einst hold war, wieder freundlich gedenkt. Es wäre eine große That, denn sie würde Deutschland von einer großen Sorge befreien; sie würde den Druck von vielen treuen Herzen nehmen, Mut und Hoffnung neu beleben. O, wenn es geschehen könnte, welch ein Jubel würde zu des Kaisers Thron steigen!

Vielleicht aber glaubt der Kaiser nicht, daß es die Treuen im Volke sind, die um Versöhnung flehn! Es giebt ja andere, die wollen nicht, daß der erste deutsche Reichskanzler in Gnaden bei dem deutschen Kaiser stehe, die frohlocken über den Fall des Starken. Wer aber sind diese? Die Nachkommen derer sind's, die einst das unsterbliche Werk

Wilhelms des Siegreichen bekämpften, das Werk, durch welches das preußische Heer zum Werkzeug wurde, um uns das Reich und jenem die Kaiserkrone zu erobern; die Nachkommen derer, die den edlen König bis zum Entschluß der Abdankung getrieben hatten; die sind's, die jedem Schritt zu Preußens Größe, jedem Gesetz zu Deutschlands Festigung hindernd in den Weg traten. Die andern sind es, die Zöglinge der Jesuiten, der alten Feinde des deutschen Geistes, die das geeinte Vaterland und das evangelische Kaisertum stets mit unversöhnlichem Haß verfolgen werden. Die dunklen Mächte sind's, die vom Zusammensturze aller Dinge das Heil erhoffen und die an diesem Sturze arbeiten mit zäher, unausgesetzter, planvoller Emsigkeit, die vor allem die Throne brechen müssen, um ihre Lehren zu verwirklichen. Die vielen endlich sind's, die Opfer bringen mußten für das Allgemeine und die sie nicht verschmerzen können; die an Deutschlands Grenzen wohnen und nicht Deutsche werden wollen. Die Feinde des ersten Kanzlers also, das sind auch des Kaisers und des Reiches Feinde. Sie freuen sich über die Kluft, die beide Männer voneinander entfernt, weil sie wissen, daß damit dem Kaiser und dem Reiche Schaden geschieht, und ihre eigenen Hoffnungen steigen. — —

Unzählige treue Herzen schlagen für den Helden der Nation. Viele Tausende haben ihn jubelnd umringt. Wird dem Jubel die Weihe fehlen, die allein des Kaisers Mund erteilen kann? — Unauslöschlich stehen die Tage der Bismarck-Begeisterung im Buche der deutschen Geschichte. Ein Blatt ist bei ihnen noch offen. Möchte bald der hohe Name sich darin einzeichnen, den wir so schmerzlich noch vermissen! Möchte, wenn wieder einer vom Fürsten Bismarck zu er-

zählen hat und von den letzten Jahren, die ihm beschieden waren, möchte der sagen dürfen: Ihn ehrte bis an sein Ende in Dankbarkeit und Liebe

Kaiser Wilhelm II. und das deutsche Volk!

Nachwort.

Daß ich in dieser Schrift, die ein Denkmal der Treue sein soll — der gegenseitigen Treue zwischen dem großen Deutschen und dem deutschen Volke — wiederum das „heikle Thema" der Versöhnung berührt habe, werden viele tadeln. Sie werden sagen, das gehört nicht hierher und nützt auch nichts.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so bin ich anderer Ansicht. Ich kann nicht an den Fürsten Bismarck denken, ohne daß sich mir mit schmerzlicher Gewalt die unselige Entfremdung aufdrängt, die dem Vaterlande so bittere Stunden bereitet, dem Kaiser eine dunkle Wolke zu werden droht, die seinen Ruhm beschattet.

Der Kaiser hat einmal das schöne Wort gesprochen, er erwarte von jedem treuen Manne ein Mitarbeiten an dem großen Werk, sein Volk glücklich zu machen. Nun wohl! Thue das ein jeder nach dem Maße und in dem Rahmen seiner Kräfte und Gaben! Halte sich ein jeder vor, was seinem geliebten Kaiser und seinem teuren Lande zum Frieden dient und handle er darnach!

Wem aber dies Ziel vor Augen steht, der wird auch unbeirrt den Weg gehen, den er nach innerster Überzeugung für den rechten hält.

Mit Gott für König und Vaterland! Wer diese hohe Dreiheit wahrhaft liebt, der fürchtet sich nicht. Er fürchtet nicht das Gift der Feinde, nicht die gleichgültige Kälte der Massen, nicht den billigen Spott derjenigen, die ihn einen Narren schelten. Er fürchtet auch nicht den Zorn des Königs!

Frei und offen und voll Ehrfurcht seinem Könige in die Augen sehen, sein Haupt beugen, aber nicht seine Meinung, sich selbst auch opfern können zum Heil des Vaterlandes, — das ist mein Begriff von Patriotismus.

„Ich handle in allem nur nach meiner Pflicht und meinem Gewissen. Die Folgen sind mir ganz gleichgültig" — jenes Wort des Fürsten Bismarck ist auch mir Leit- und Wahrspruch. --

Ob die Bitte um Versöhnung Erfolg hat, das steht in Gottes Hand. Er kann einem guten Wort auch eine gute Statt bereiten. Die Entscheidung liegt beim Kaiser. Ihr haben wir uns zu fügen. Aber wir sind von der Mitverantwortung für dieselbe erst dann entlastet, wenn wir das Unsere gethan haben, um das Herz des Kaisers für das Flehen seines Volkes zu gewinnen.

Möchten sich nur Männer finden von Gewicht und Ansehen, die den Herrscher von der wahren Stimmung des Volkes unterrichten!

Möchten sie des Kaisers Augen auch auf diese Blätter lenken!

Anhang.

Kernsprüche aus den Reden des Fürsten Bismarck.

In Dresden:

Es war eine schwere Arbeit, uns zusammen zu bringen; schwerer aber noch dürfte es sein, uns zu trennen.

In Wien:

Die Kunst und die Wissenschaft sind das, was uns Deutsche verschiedener Länder zusammenhält.

In München:

Ich kann Sie nur bitten, meinem Worte sich anzuschließen, daß wir das Deutsche Reich mit eisernen Klammern festhalten.

Erinnern Sie sich stets der nationalen Gelübde; darum bitte ich Sie!

In Kissingen:

In der nationalen Politik ist das Herz immer stärker als der Verstand.

Bleiben wir einig, so bilden wir einen harten und schweren Klotz in der Mitte von Europa, den keiner anfaßt, ohne sich die Finger zu zerquetschen.

Das Gesamtergebnis unseres siebziger Krieges und unseres ganzen Weges durch die Wüste, den wir vorher geführt worden sind, wird uns keine Macht wieder entreißen.

Gott hat es so eingerichtet, daß alle deutschen Völker den Hammer nach dem Ambos geschwungen haben, auf dem die deutsche Einheit geschmiedet wurde.

Wenn man Eierkuchen backt, muß man Eier zerschlagen.

Wir müssen Rücken an Rücken stehen, wenn nicht alle Opfer der Vergangenheit für uns verloren sein sollen.

Die extremen Parteien sind in Deutschland nicht regierungsfähig.

Es giebt vieles, worüber man einig werden kann, und da sollte man nicht zögern, einig zu sein.

Es schadet dem Buche, wenn man seinen Verfasser schlecht macht.

In Jena:

Man kann die Geschichte nicht machen, aber man kann aus ihr lernen.

Die Politik ist keine logische, exakte Wissenschaft, sondern es ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen.

Es ist ein gefährliches Experiment, heutzutage im Zentrum von Europa absolutistischen Velleitäten zuzustreben, mögen sie priesterlich unterstützt sein oder nicht.

Mancher glaubt Gott zu gehorchen, wenn er dem Geheimrat gehorcht.

Wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen.

Ein Parlament kann nicht stark sein, wenn es von Parteien zerrissen ist.

Das ist das Unglück, wenn wir in das Fraktionswettkriechen verfallen.

Wir müssen nationale Politik betreiben, wenn wir bestehen wollen.

Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hänge ich treu an.

Was unsere Frauen sich angeeignet haben, das werden unsere Kinder verteidigen!

In Treptow a/R.

Ich bitte Sie, dies fest im Herzen zu bewahren, daß der Deutsche, sobald er seine Grenzpfähle verläßt, an Ansehen verliert, wenn er nicht sagen kann: 50 Millionen meiner Landsleute stehen geeinigt hinter mir.

Halten wir unzertrennlich zusammen, vom Fels zum Meer!

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.

Neuigkeiten (Fortsetzung):

K. L. Roth: Griechische Geschichte nach den Quellen erzählt. Vierte Auflage in neuer Bearbeitung von Dr. Adolf Westermayer, Studienrektor. Mit 40 Holzschnitttafeln in Tondruck, 1 Farbendruck und 2 Karten. 34 Bog. Geh. 6 *M.* 50 ₰. Eleg. kart. 7 *M.* In Halbfranz geb. 8 *M.*

K. L. Roth: Römische Geschichte nach den Quellen erzählt. Zweite Auflage in neuer Bearbeitung von Dr. Adolf Westermayer, Studienrektor. Mit 34 Tondruckbildern. 2 Teile à 4 *M.* geh. und 4 *M.* 50 ₰ eleg. kart. In 1 Halbfranzband geb. 9 *M.*

Die beiden Halbfranzbände von Roth-Westermayer's Griech. u. Röm. Geschichte bilden ein selten schönes Festgeschenk für die reifere Jugend, von den Gymnasiallehrern aufs wärmste empfohlen.

Karl Canera, Hauptmann z. D.: **Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz.** Eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer. **Bd. I. Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig** XIV. (1672—1714.) 17 Bog. m[it] Karten u. 3 Schlachtenplänen. **Bd. II. III. Die Kriege Friedrichs des G[r.]** 1. Mit 1 Uebersichtskarte und 18 Schlachtenplänen. **Bd. V u. VI. Die deu[tschen] Befreiungskriege** (1813—1815). Mit 4 Karten. Geh. à 2 *M.*; eleg. kart. à 2 *M.* 50 ₰.

Dieses neue Werk des beliebten Autors [ist] dringend; obige bisher erschienenen 5 Bände eignen sich [vorzüg]lich **Weihnachtsgeschenke** für **jüngere Militärs** sowie für die **reifere Jugend,** das in nächsten Jahre ergänzt werden kann, und sind unent[behr]lich für Volks-, Schul- und Militärbibliotheken. — Im Jahr 1893 erscheinen die Schlußbände 4/5: Die Kriege Napoleons I. u. 8/9: Die deutschen Einigungskriege 1864/1866. Das komplete Werk bietet eine volkstümliche und äußerst fesselnd geschriebene Geschichte Deutschlands in den letzten 200er Jahren, wie sie sich aus großen Kriegen entwickelt hat. — Bereits in **3. Auflage** vor:

Karl Canera: Der Krieg von 1870/71 [dar]stellt von Mitkämpfern. Mit zahlreichen Karten u[nd] Plänen. (7 Bde. à 2 *M.* geh.; 2 *M.* 50 ₰ eleg. kart.)

Diese treffliche Darstellung des 70er Krieges ist schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet und sieht fortwährend den Kreis ihrer Freunde sich vergrößern.

Johannes Volkelt, ord. Professor der Philosophie in Würzburg: **Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen.**

14 Bog. Geh. 3 *M.* Eleg. geb. 4 *M.*

Inhalt: Einleitung über die Natur des Tragischen überhaupt. — König Ottokars Glück und Ende. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Die Jüdin von Toledo. — Sappho. — Ein Bruderzwist in Habsburg. — Libussa. — Medea. — Ein Traum ein Leben. — Das tragische Element in Grillparzer's Charakter. — Grillparzer's Abneigung gegen das Geschichtliche, Allgemeine und Logische. — Hero und Esther. — Die Ahnfrau. Die Schicksalsidee bei Grillparzer. — Die Stimmung in Grillparzers Tragödien. — Grillparzer als moderner Dichter.

Johannes Volkelt, ord. Prof. der Philosophie in Würzburg: **Vorträge zur Einleitung in die Philosophie der Gegenwart.** Gehalten zu Frankfurt a/M. im J. 1891. 15 Bog. Geh. 4 *M.* 50 ₰. Eleg. geb. 5 *M.* 50 ₰.

Inhalt: Die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. — Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft. (Begriff der Wissenschaft überhaupt. Erkenntnistheorie.) — Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft. (Metaphysik. Naturphilosophie. Philosophie des Geistes.) — Philosophie und Leben. — Philosophie und Religion. — Philosophie und Kultur.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the speci time.

Please return promptly.